

Der Arbeitslohn

und die soziale Entwicklung

Von

Dr. David Lewin



Berlin

Verlag von Julius Springer

1913

Der Arbeitslohn

und die soziale Entwicklung

Von

Dr. David Lewin



Berlin

Verlag von Julius Springer

1913

**Alle Rechte insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen
vorbehalten.**

ISBN-13: 978-3-642-94023-1 e-ISBN-13: 978-3-642-94423-9
DOI: 10.1007/978-3-642-94423-9

Vorwort.

„Materialsammlung“ ist heutzutage die herrschende Mode. Geschichtliche Beschreibung und Forschung nach Details, statistische Enquetes und Zählungen füllen das Gebiet der Wissenschaft aus. Ein starkes Mißtrauen besteht gegen alle Theorien und macht sich in den verschiedensten Kreisen bemerkbar. Das meiste Interesse wird der „Feststellung von Tatsachen“ gewidmet, und je mehr diese hervortreten, desto weiter in den Hintergrund wird die Theorie geschoben.

Dadurch wird aber die Theorie nicht aus der Welt geschafft, sogar in jenen Kreisen nicht, die sich ganz skeptisch dagegen stellen. Ein bestimmter Standpunkt muß bei jeder wissenschaftlichen Arbeit vorhanden sein, und auch die einfachste „Tatsachenbeschreibung“ wird immer von einem leitenden Gesichtspunkt durchgeführt. Nur tritt dabei an Stelle der klaren Theorie eine unbewußte Voreingenommenheit und ein Vorurteil — anstatt eines wissenschaftlichen Systems.

Mißtrauen und Skeptizismus in bezug auf die Theorie, als solche, ist aber immer eine rückschrittliche Erscheinung. Es ist kein Zufall, daß alle Epochen des gesellschaftlichen Aufschwungs das theoretische Interesse erregen und nach Universalsystemen drängen; und es ist wiederum kein Zufall, daß jede Reaktion und sozialer Stillstand in den stärksten Skeptizismus rückfallen. Der vorwärtsstrebende, kampfeslustige, immer unzufriedene Geist kann sich mit Wahrheitsbröckeln nicht begnügen. Er drängt nach der ganzen Wahrheit, nach der vollkommenen Theorie.

Gewiß gibt es für uns keine endgültige und absolute Wahrheit, und gewiß besitzen wir kein absolut-vollkommenes System. Trotzdem besteht der ganze geistige Fortschritt der Menschheit im ewigen Streben nach absoluter Erkenntnis und in der leidenschaftlichen Hingabe an seine Überzeugung. Und mag sich diese

späterhin als falsch herausstellen: es kommt dann ein anderes, vollkommeneres System an ihre Stelle. Aus der Flut auftauchender und untergehender Theorien haben sich in jeder Wissenschaft feststehende Grundsätze kristallisiert, die nunmehr ganz unwiderleglich dastehen. Die Physik und Mechanik, Biologie und Psychologie bieten viele Beispiele dafür. Und nicht nur die Naturwissenschaften: die Philologie und Kulturgeschichte haben bewiesen, daß dasselbe auch auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften möglich ist.

Die Nationalökonomie blickt auf eine 200jährige Geschichte zurück. Ihre Fortentwicklung hatte nicht nur mit der Kompliziertheit der ökonomischen Erscheinungen zu kämpfen, sondern es standen ihr noch größere und stärkere Hindernisse im Wege. Das Klasseninteresse hat wohl in keiner Wissenschaft so große Wirkung wie in der Nationalökonomie, und nirgends hat sich die soziale Struktur der Gesellschaft so klar widerspiegelt wie im Kampfe der ökonomischen Theorien.

Trotzdem steht auch hier die Entwicklung nicht still. Auch hier haben sich feste Prinzipien herausgebildet, die, immer klarer formuliert und im Kampfe der Richtungen erhärtet, zur Basis jedes weiteren Fortschritts dienen. Daneben mögen immer wieder „neue Richtungen“ auftauchen, die alles Errungene verwerfen und welterschütternde Entdeckungen machen wollen: die Wissenschaft überwindet sie und geht darüber hinweg.

So steht es auch mit der Lohntheorie. Es wird massenhaft Material geliefert, Lohnstatistiken, Arbeiterbudgets, Enqueten und Beschreibungen beherrschen das Gebiet; von theoretischer Zusammenfassung des Ganzen ist aber kaum die Rede. Und soweit dies der Fall, begnügt man sich meistens mit knappen Worten über das alte lohnbestimmende Existenzminimum.

Ich mußte daher den ersten Abschnitt der Theorie des Existenzminimums widmen. Ich bin dabei zum Ergebnis gekommen, daß für den Arbeitslohn, kein natürliches Existenzminimum maßgebend ist; daß dieses außerdem für die Sozialwissenschaften überhaupt keine Bedeutung haben kann. Der Arbeitslohn als Erscheinung der kapitalistischen Wirtschaft ist ein Abschnitt aus der allgemeinen Theorie des Kapitals und läßt sich nur in diesem Zusammenhange untersuchen; er hängt von den Gesetzen der Kapitalsentwicklung ab. Andererseits

kommt für den Lohn der Bedürfnisstand der Arbeiterklasse und die verschiedenen Tendenzen in Betracht, die das Angebot und die Nachfrage nach Arbeitskräften regulieren: die Ein- und Auswanderung, die Arbeitslosigkeit, Arbeitszeit, Geburtenhäufigkeit u. a. m. Daher behandelt Abschnitt III den „Klassenbedarf und die Lebenshaltung“ und Abschnitt V „die modifizierenden Erscheinungen“. Und schließlich geht der VI. Abschnitt auf das Problem der Verelendung und die Entwicklungstendenzen des Arbeitslohns ein.

Der Anhang behandelt die Lohntheorie der sogen. „subjektiven Schule“. Ich tue das nicht deswegen, weil ich diese Richtung für einen wichtigen wissenschaftlichen Fortschritt hielte. Allein sie hat sich so rasch verbreitet und glaubt so fest an die epochemachende Bedeutung ihrer Entdeckungen, daß eine Kritik notwendig wird; ich mußte aber dabei von der eigentlichen Lohntheorie immer wieder abweichen, um auf die Ausgangspunkte der ganzen „Schule“ einzugehen. Dieser Kritik ist der Anhang gewidmet, weil die ganze Richtung abseits des Hauptstroms der nationalökonomischen Entwicklung steht und zweifellos eine „vorübergehende Erscheinung“ darstellt.

Berlin, April 1913.

David Lewin.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
I. Das Existenzminimum	5
1. Das Existenzminimum in der Geschichte der National- Ökonomie	5
2. Die Ernährung	19
3. Die Wohnung	51
4. Die Kindererziehung	54
5. Die Struktur der Arbeiterbudgets	58
6. Existenzminimum und Existenzmaximum	65
II. Die gewohnte Lebenshaltung	69
III. Der Klassenbedarf und die Lebenshaltung	77
IV. Kapital und Arbeitslohn	90
1. Wert und Preis der Arbeitskraft	90
2. Die industrielle Reservearmee	101
3. Der Arbeitslohn bei einfacher Reproduktion des Kapitals	105
4. Der Arbeitslohn bei der Reproduktion auf erweiterter Stufen- leiter	109
5. Der Arbeitslohn bei Verschiebungen in der technischen Zu- sammensetzung des Kapitals	112
V. Die modifizierenden Erscheinungen	115
1. Reallohn und Nominallohn	115
2. Arbeitszeit und Arbeitsintensität	123
3. Die relative Größe der Reservearmee	130
4. Die Proletarisierung und die Einwanderung	137
5. Die Gewerkschaften und die Unternehmerorganisationen	142
6. Die Geburtenziffer	149
VI. Die Entwicklungstendenzen des Arbeitslohnes	153
Anhang	174
Die Lohntheorie der „subjektiven Schule“	174
I. Die „Zurechnung“	174
II. Der „letzte Arbeiter“	182
III. Der „Subsistenzfonds“	189
IV. Der geschichtliche Wert der subjektiven Lohntheorie	203

Einleitung.

„Der Mensch ist ein soziales Tier“. Er bildet nicht ein unabhängiges und selbständiges Ganzes; er ist in eine höhere Einheit verwoben und bildet einen Bestandteil davon.

Deshalb werden sein Bewußtsein, seine Gedanken und Instinkte, seine Wünsche und Gefühle nicht allein durch die natürlichen Bedingungen seiner Existenz, durch die Gesetze der Naturwissenschaften und der abstrakten Psychologie, sondern durch Gesetze seines sozialen Daseins bestimmt. Die Naturwissenschaften allein genügen nicht zum Verständnis der menschlichen Beziehungen, sie bilden nur die Voraussetzung, den äußeren Rahmen, für alle möglichen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens. Daher müssen auch alle Versuche, die Sozialwissenschaften auf rein natürlicher Basis aufzubauen, wie z. B. die Theorie von dem Kampfe um das Dasein u. a. m., von vornherein mißlingen. Diese Verwechslung findet aber öfters statt, besonders die Theorie des Arbeitslohnes ist ein beliebtes Feld für naturwissenschaftliche Konstruktionen.

„Der Mensch ist ein Werkzeuge machendes Tier“, sagt Franklin. Das gesellschaftliche Dasein scheidet den Menschen noch nicht vom Tiere, denn auch die Tierwelt kennt sehr vollkommene Gesellschaften mit planmäßiger Arbeitsteilung. Was den Menschen jedoch über die Tierwelt erhebt, das ist die Fähigkeit, die Arbeitsmittel selbst zu erzeugen und sich die einmal erkannten Naturgesetze immer mehr zu unterwerfen.

Zugleich aber ist die Gesellschaft, als deren Bestandteil wir den Menschen betrachten müssen, in ständiger Entwicklung begriffen. Diese Entwicklung des sozialen Organismus, die der Tierwelt völlig unbekannt ist, beginnt mit dem Augenblick, wo der Mensch sich die ersten Arbeitsmittel erwarb. Diese bilden nicht nur das unterscheidende Merkmal des Menschen, sondern durch ihre Entwicklung werden auch die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung bestimmt. Daher ist es vollständig

falsch, auf die menschliche Gesellschaft die Daseins- und Entwicklungsgesetze der sozialen Organismen der Tierwelt anzuwenden.

Die Gesetze des sozialen Daseins sind Gesetze der sozialen Entwicklung. Immer rascher vergrößert und verbessert der Mensch die Arbeitsmittel, die er zwischen sich und die Natur gestellt hat, und steigert so seinen Arbeitserfolg und das Maß seiner Herrschaft über die Natur. Er geht vom Steine zum Metall über, vom tierischen Motor zum mechanischen, von der Dampfmaschine zur Elektrizität. Er erschließt neue Länder und bezieht sie in den Kreis seiner unaufhörlichen Entwicklung ein. Er unterwirft sich Festland und Meer, herrscht über die Gewässer, dringt in das Innere der Erde und erobert schließlich auch das vierte Element, die Luft. Und es gibt kein Ende dieses Fortschrittes, kein Ziel dieser unermüdlichen Entwicklung.

„Der Mensch ist Herrscher der Natur.“

* * *

Alle menschliche Produktion existiert durch den Menschen und für den Menschen, oder richtiger ausgedrückt, für und durch die menschliche Gesellschaft.

Die menschliche Arbeit ist die einzige schöpfende Kraft -- die natürlichen Bedingungen vorausgesetzt. Insofern die Produktion in die sozialen Wissenschaften gehört und nicht ihre technische, naturwissenschaftliche Seite untersucht wird, ist sie eine Produktion durch den Menschen. Soviel ist klar und steht außer Zweifel.

Nicht mehr so einfach ist der andere Satz, daß die Produktion nur den Menschen als Zweck hat. Objektiv ist auch diese Behauptung zweifellos richtig und unbestreitbar. Alles durch den Menschen Produzierte gelangt zur Verteilung und Konsumtion, und umgekehrt ist der Verbrauch durch die Produktion bedingt.

Subjektiv aber, sobald man die verschiedenen Formen der gesellschaftlichen Zustände und Beziehungen in Betracht zieht, und vom Standpunkt dieser oder jener Produktionsweise urteilt, erscheint nicht immer der Mensch als Zweck der Produktion, und die Befriedigung seiner Bedürfnisse als bewußtes Ziel.

In der ursprünglichen Kommune ist der Verbrauch der einzige Zweck der Produktion. In einer Gesellschaft, die aus

gleichberechtigten Mitgliedern besteht, kann die Produktion offenbar nur durch die Bedürfnisbefriedigung bestimmt werden. Je mehr produziert wird, desto mehr wird konsumiert, und zwar von jedem Gesellschaftsmitglied.

In der Sklavenwirtschaft steht es bereits anders mit dieser Frage, — auch dort, wo sie in ihrer einfachen Form auftritt und mit dem Markt noch nicht verbunden ist. Hier ist es die Person des Sklavenherrn, die die Produktion leitet und beherrscht, und seine Bedürfnisse sind dabei ausschlaggebend. Die Produzenten selber sind hier zu Produktionsmitteln geworden, und ihre Existenz und Konsumtion wird allein vom Standpunkte der Produktion von Mehrprodukt beurteilt. Für diese Wirtschaftsform ist es nicht das Ziel, sondern vielmehr eine bittere Notwendigkeit, daß alle Produzenten auch Konsumenten sein müssen. Die Befriedigung der Bedürfnisse des Herrn ist hier das bewußte Ziel; der Verbrauch der Sklaven ist das Mittel.

In der einfachen Warenproduktion, z. B. im mittelalterlichen Handwerk, ist dieser Widerspruch wieder verschwunden. Zwar wird die Ware nicht mehr zum unmittelbaren Verbrauch hergestellt und muß durch den Tausch umgesetzt werden, und es sind nicht mehr die konkreten Bedürfnisse des Produzenten, denen sie dient. Immer noch ist aber hier der arbeitende Mensch auch zugleich das Ziel der Arbeit, und seine Bedürfnisse sind die Grundlagen der Produktion.

Die kapitalistische Produktionsweise hat mit der einfachen Warenproduktion die Produktion des Tauschwertes gemeinsam, und mit der Sklavenwirtschaft die Produktion des Mehrprodukts. Zu diesem Ergebnis gelangt sie aber, indem sie die Grundlagen jenes einfachen Warenproduktionssystems leugnet, aus dem sie hervorgegangen ist; sie ist nämlich auf der Basis der Expropriation der Produktionsmittel aufgebaut, auf der Scheidung zwischen Kapital und Arbeit. Hier leitet das Kapital die Produktion, und es sind seine Produktion und Reproduktion, seine Entwicklung und Anhäufung, seine Ansprüche und Bedürfnisse, welche den Produktionsgang bestimmen. Die Schaffung von Mehrwert ist das Ziel, alles übrige ist Mittel.

Das gesellschaftliche Gesamtprodukt gelangt zur Verteilung, und jede Klasse nimmt Anteil daran. Auch hier, wie überall, ist der Verbrauch das Resultat, das objektive Endziel der Pro-

duktion. Vom Standpunkte des Kapitals aber ist es eine traurige Notwendigkeit jene Tatsache, daß in diesem Produkt außer dem Mehrwert noch ein Teil sein muß; und je größer dieser letztere, desto geringer ist der Anteil des Kapitals. Dieser Anteil kann nicht bis auf Null sinken, denn dann gäbe es keine Produzenten und keinen Mehrwert. Er darf andererseits das ganze Produkt nicht verschlingen, sonst gibt es wieder keinen Mehrwert. Er muß also ein Niveau erreichen, welches den Produktionsprozeß des Mehrwerts sicherstellt. Darin besteht eben das Problem des Arbeitslohnes.

Indem der Kapitalismus die menschliche Existenz aus dem Ziel der Produktion zu ihrem Mittel macht, mißt er den Wert dieses Arbeitsmittels vom Standpunkte seines Produktionszieles. Deshalb ist nicht die Bedürfnisbefriedigung der Arbeiterbevölkerung der den Produktionsgang bestimmende Faktor, sondern im Gegenteil, die Produktionsweise bestimmt, welche Bedürfnisse, und in welchem Maße sie befriedigt werden müssen. Die Ernährung der Arbeiterklasse, ihre Kleidung, Wohnung, Kindererziehung, ihre Krankheits- und Sterbeverhältnisse werden vom Standpunkt der Produktion von Mehrwert bestimmt. Die Theorie des Arbeitslohnes wird zum Bestandteile der Theorie des Kapitals.

I. Das Existenzminimum.

1. Das Existenzminimum in der Geschichte der National-Ökonomie.

Die Arbeit ist eine Ware. Wie alle Waren hat sie ihren „natürlichen Preis“, ihren Wert, und ihren Marktpreis. Wie bei allen anderen Waren schwankt der Preis um den natürlichen Preis; bald ist er höher als der letztere, bald sinkt er tiefer. Auf die Dauer kann aber die Differenz nicht bestehen bleiben; der Marktpreis muß sich dem natürlichen Preise annähern und anpassen. Der durchschnittliche Marktpreis ist gleich dem natürlichen Preise, — so lautet die klassische Lohntheorie, welche in vollem Einklange mit der allgemeinen klassischen Werttheorie steht.

Die Scheidung zwischen dem natürlichen Preis und dem Marktpreis entspricht dem seit den Physiokraten allgemein anerkannten Prinzip, daß der Wert der Ware in der Produktion geschaffen wird. Der Tausch, der Markt, oder das Angebot und die Nachfrage bilden die verschiedenen Kräfte, die auf den bereits vorhandenen Wert einwirken und den Marktpreis modifizieren. Der Schwergewichtspunkt aber, um den sie oszillieren, ist der in der Produktion bestimmte natürliche Preis. Das Primäre ist die Produktion und der Wert, das Sekundäre der Tausch und der Marktpreis.

Daraus ergeben sich zwei Teile der klassischen Theorie des Arbeitslohnes. Erstens die Lehre vom natürlichen Preis der Arbeit oder vom Werte der Arbeitskraft. Hier wird es untersucht, durch welche ökonomischen Gesetze dieser Schwergewichtspunkt der Löhne bestimmt wird, wodurch seine Veränderungen bedingt werden, und welche Tendenzen die Entwicklung des natürlichen Preises der Arbeit aufweist. Zweitens der Mechanismus, durch welchen sich der Marktpreis dem natürlichen anpaßt. Das ist die Lohnfondstheorie und die „Bevölkerungslehre“. Sie ent-

sprechen in der Arbeitslohntheorie der allgemeinen Theorie von Angebot und Nachfrage.

Was ist der „natürliche Preis“ der Arbeit?

Wird der Wert aller Waren durch ihre Produktionskosten bestimmt, so wird auch der Wert der Ware Arbeit durch die Kosten ihrer Produktion und Erhaltung bestimmt. Er muß dem Preise der zum Verbrauch nötigen Mittel gleich sein. Er muß auch ausreichen, um die Familie zu erhalten und Kinder in genügender Zahl zu erziehen, um später die ausscheidenden Arbeitskräfte ersetzen zu können.

Die Theorie ist klar und deutlich. Die Produktion bedarf der Arbeiter, und die Arbeiter bedürfen der Lebensmittel. Wenn die Produktion sich entwickeln soll, so müssen die Arbeiter soviel an Konsumtionsmittel bekommen, wie zum Unterhalt ihrer Arbeitskraft notwendig ist. Widrigenfalls geht der Arbeiter zugrunde, und mit ihm die Produktion, das Kapital und der Profit.

Die Klarheit verschwindet aber, sobald man auf die Theorie näher eingeht. Was ist das Maß des notwendigen Unterhalts? Wodurch wird dasselbe bestimmt? Und ist es eine konstante oder eine variable Größe?

Die geschichtlich erste und einfachste Lösung der Frage ist die naturwissenschaftliche. Für die menschliche Existenz, für die Lebenserhaltung ist eine bestimmte Warenmenge absolut notwendig; sie hängt von physiologischen Ursachen ab und bleibt mit der Zeit fast unverändert. Sie hängt andererseits von klimatischen und geographischen Verhältnissen ab und kann in verschiedenen Ländern verschieden groß sein. Diese Veränderungen hängen aber ausschließlich von natürlichen Verhältnissen ab. Sind die letzteren gegeben, so ist der Lohn eine konstante Größe. Er darf nicht unter diese physiologisch bestimmte Grenze sinken, solange die Existenz des Arbeiters für die Produktion notwendig ist. Man kann sich diesen Lohn zu allen Zeiten und in allen Ländern vorstellen als eine ganz bestimmte Masse von Produkten („bestimmtes Quantum von Nahrung, Kleidung und Wohnung.“)

Der Wert der Arbeitskraft ist die Summe der Preise aller dieser Produkte, weil zur Produktion der Arbeitskraft diese Produkte notwendig sind. Da diese Summe eine konstante Größe ist, so können Verschiebungen im Preise der Arbeitskraft nur

infolge von Veränderungen im Preise jeder dieser Waren eintreten. Steigt die Produktivität der Arbeit in jenen Produktionsbranchen, wo die Mittel des notwendigen Unterhaltes hergestellt werden, so sinkt auch der Wert der Arbeitskraft; und umgekehrt, bei sinkender Produktivität muß der Arbeitslohn steigen. Mögen aber die Produktionsverhältnisse sich noch so stark verändern, die Produktenmasse, die dem Arbeiter zuteil wird, bleibt konstant; sie ist durch natürliche Verhältnisse bestimmt und bestimmt daher ihrerseits den „natürlichen Arbeitslohn“.

Diese Anschauung herrscht bei den meisten Ökonomen des 17. und 18. Jahrhunderts. Es sind nur wenige (wie z. B. Cantillon), die auch das soziale Moment — die Gewohnheiten — berücksichtigen. Überhaupt gibt es bis Smith keine Theorie des Arbeitslohnes im eigentlichen Sinne. Wie jede andere Wissenschaft entwickelt sich die Nationalökonomie aus den konkreten und praktischen Fragen, die durch den objektiven Gang der Entwicklung vor das menschliche Denken gestellt werden. Die wissenschaftliche Vernunft vereinigt und verallgemeinert die Erfahrung, schafft die abstrakte Theorie, um dadurch die entstandenen Probleme zu erklären. Allein kein Genie vermag über das Wirkliche hinauszugehen und Theorien aus der Luft zu greifen. Aristoteles konnte ebensowenig die Nationalökonomie schaffen, wie Alexander der Mazedonier die strategische Theorie der Dreadnoughts.

Der Arbeitslohn existiert seit jenem Tage, an dem die Arbeitskraft zuerst als Ware auftrat; die Theorie des Arbeitslohnes entwickelt sich aber nur parallel mit der Entwicklung der industriellen Arbeiterbewegung. Daher gibt es bei Quesnay z. B. keine Lohntheorie, da er seine Lehre auf den Erfahrungen des landwirtschaftlichen Kapitalismus aufbaut. Auch bei allen englischen Ökonomen, die noch im 18. Jahrhundert die Industrie nur in Form von Handwerk¹⁾ kennen, gibt es keine Lohntheorie.

Insofern sie aber auf den Arbeitslohn zu sprechen kommen, geschieht es in der Steuerfrage. Steht der Arbeitslohn auf dem

¹⁾ Z. B. Hume. Wie es mit dem Arbeitslohn als Tatsache und als Theorie steht, so ist es auch mit dem Verhältnis der Arbeit, als Prozeß, zu der Arbeitskraft als Ware. Marx war der erste, der diese Scheidung scharf durchführen konnte, denn es gehört eine neue geschichtliche Umgebung dazu.

Niveau des Existenzminimums, so muß eine Steuer auf den Arbeitslohn zur Steigerung des Nominallohns führen, welcher jetzt dem früheren Werte der Arbeitskraft plus Steuer gleich sein muß; mit anderen Worten, die Steuer wird auf den Unternehmer abgewälzt, der den Steuerbetrag vermittels des Arbeiters bezahlt. Steht aber der Arbeitslohn im Durchschnitt über dem Minimum, so kann die Steuer vielleicht nur den Reallohn vermindern, ohne auf seine Nominalgröße einzuwirken. In diesem Falle wird sie vom Arbeiter getragen.

Die erstere Ansicht wird von allen fortschrittlichen Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts vertreten, die um die Grundbesteuerung kämpften. Es war schon Locke, der ein Jahrhundert vor den Physiokraten diese Theorie formuliert hatte: „The poor labourer and handicraftsman cannot (die Steuer tragen): from he just lives from hand to mouth already, and all his food, clothing and utensils costing a quarter more then they did before, either his wages must rise the price of things to make him live, or else, not being able to maintain himself and family by his labour, he comes to the parish; and then the land hears the burthen a heavier way.“¹⁾

Hume steht natürlich auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Er hält eine Besteuerung des Lohnes für „leicht und natürlich“. „Es ist von verschiedenen politischen Schriftstellern mit Eifer vertretene Meinung, daß, da alle Steuern, wie sie vorgeben, in letzter Instanz auf den Grund und Boden zurückfallen, es besser sei, sie diesem von vornherein aufzuerlegen und jegliche Abgabe von Verbrauchsartikeln aufzuheben. Allein ich leugne, daß alle Steuern schließlich auf den Grundbesitz fallen. Wenn auf irgendeine Ware, welche der Handwerker²⁾ verbraucht, eine Abgabe gelegt wird, so stehen ihm zwei einander entgegengesetzte Wege, sie zu zahlen, offen: entweder kann er seinen Aufwand etwas einschränken, oder er kann seine Arbeitsleistungen erhöhen. Diese beiden Mittel sind leichter und natürlicher als dasjenige der Lohnsteigerung. Wie soll er es anfangen, den Preis seiner Arbeit zu erhöhen? Der Fabrikant, der ihn beschäftigt, will ihm nicht mehr geben, er kann es auch nicht,

¹⁾ Locke: Considerations of the lowering of the Interest etc., Works. Vol. V, p. 57.

²⁾ Das heißt Lohnarbeiter.

weil der Kaufmann, der die Ausfuhr des Gewerbes besorgt, keine höheren Preise zahlen kann, da er seinerseits wieder gebunden ist durch den Preis, den die Ware auf den auswärtigen Märkten erzielt“.¹⁾

In seinem Briefwechsel mit Turgot verteidigt Hume wieder seine Ansichten über diese Frage, während Turgot, als Physiokrat, nur eine *Produit-net-Besteuerung* möglich hält²⁾. In seinen *Réflexions* formuliert dann Turgot seine Existenzminimumstheorie: „Le salaire de l'ouvrier est borné, par la concurrence entre les ouvriers, à sa subsistance. Il ne gagne que sa vie Le simple ouvrier, qui n'a que ses bras et son industrie, n'a rien qu'autant qu'il parvient à vendre à d'autres sa peine. Il la vend plus ou moins cher; mais ce prix plus ou moins haut ne dépend pas de lui seul, il résulte de l'accord qu'il fait avec celui qui paie son travail. Celui-ci le paie le moins cher qu'il peut; comme il a le choix entre un grand nombre d'ouvriers, il préfère celui qui travaille le meilleur marché. Les ouvriers sont donc obligés de laisser le prix à l'envie les uns des autres. En tout genre de travail il doit arriver et il arrive en effet que le salaire de l'ouvrier se borne à ce que lui est nécessaire pour lui procurer sa subsistance“.³⁾

¹⁾ David Hume: Nationalökonomische Abhandlungen (deutsch, Leipzig 1877), S. 61.

²⁾ Sehr charakteristisch ist die Äußerung Quesnays: „L'imposition sur les hommes de travail, qui vivent de leur salaire, n'est, rigoureusement parlant, qu'une imposition sur le travail, qui est payée par ceux qui emploient les ouvriers; de même qu'une imposition sur les chevaux qui labourent la terre ne serait réellement qu'une imposition sur les dépenses mêmes de la culture.“ (Quesnay, *Oeuvres*, Paris 1888, p. 338). Auch Dupont-de-Nemours meint: „Si une autorité quelconque lui (dem Arbeiter) enlève provisoirement une partie de ce salaire, il faut bien que l'entrepreneur qui lui paie y supplé par une augmentation qui le remette au pair; et pour l'y remettre, il faut que cette augmentation, outre le remboursement de l'impôt, qu'on l'a forcé d'avancer, le dédomage de désagrément, de l'embarras des frais qu'a pu lui occasionner cette avance à laquelle il a été contraint. Car la seule condition qui ne puisse être violée est l'intégrité du salaire, ou des jouissances que la concurrence a permises et promises.“ Dupont-de-Nemours, *Notes sur les oeuvres de Turgot*, Paris 1844, Bd. I, S. 69.)

³⁾ Turgot, *Réflexions*, Paris 1844, Bd. I, S. 10.

Sismondi steht in seinen *Nouveaux Principes* ebenfalls auf dem Standpunkte des Existenzminimums und weicht von seiner früheren

In dieser oder jener Form, mit dieser oder jener Begründung, wird diese Theorie von einer ganzen Reihe von Ökonomen angenommen und findet ihre Vertreter bis auf den heutigen Tag. Ihr Vorteil besteht in jener Klarheit und logischer Konsequenz, mit der sie aus den natürlichen Verhältnissen die Höhe des Arbeitslohnes als die notwendige Voraussetzung der Produktion deduziert. Andererseits widersprechen ihr aber die allbekanntesten Tatsachen. Jeder weiß, daß zu dem Kreis der Konsumtion der Arbeiterklasse auch viele Produkte gehören, die nicht „lebensnotwendig“ sind. Folglich steht der Arbeitslohn über dem Existenzminimum, und dies ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Außerdem, wenn der Arbeitslohn auf der Höhe des natürlichen Existenzminimums stehen bleiben müßte, so könnte er nicht zu gleicher Zeit in verschiedenen Gebieten und zu verschiedenen Zeitpunkten für eine und dieselbe Arbeiterschicht verschieden sein. Verändern könnte sich höchstens die Geldsumme, in der sich der Wert der Arbeitskraft ausdrückt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sich auch sein Realwert verändert und nach den Gebieten und sozialen Gruppen variiert. Und diese Verschiedenheiten wieder sind nicht zufällig und vorübergehend, sondern bleiben konstant; mit anderen Worten, sie hängen nicht mit dem Preise, sondern mit dem Wert der Arbeitskraft zusammen.

Aus diesem Grunde findet die Theorie des Existenzminimums in der klassischen Ökonomie immer weniger Vertreter. Smith nimmt sie in beschränkter Form noch auf; bei Ricardo und Malthus aber tritt das soziale Moment immer stärker hervor.

Bei Smith erscheint die Theorie des Arbeitslohnes zum ersten Male als ein abgeschlossenes Ganzes, welches aber mit der allgemeinen Werttheorie verbunden ist, und andererseits bildet bei ihm der Lohn einen Teil des gesellschaftlichen Einkommens. Dadurch wird Smith zum eigentlichen Schöpfer der Lohntheorie.

Meinung ab: „Quoique l'ouvrier par son travail journalier, ait produit beaucoup plus que sa dépense journalière, il est rare, qu'après avoir partagé avec le propriétaire de terre et le capitaliste il lui reste grand'chose au delà du strict nécessaire. Ce qui lui reste cependant forme son revenu sous le nom de salaire . . . L'ouvrier borne presque toujours sa demande à l'étroit nécessaire, sans lequel le travail qu'il offre n'aurait pas pu se continuer“ Sismondi, Nouveaux Principes, Paris 1827, S. 87, 91).

Was aber die Höhe des natürlichen Lohnes betrifft, so steht er einerseits auf dem Standpunkte des Existenzminimums, andererseits bemerkt er aber: „In Großbritannien scheint der Arbeitslohn offenbar höher zu sein, als durchaus nötig ist, damit ein Arbeiter eine Familie ernähren könne“¹⁾. Und dann beweist er sehr ausführlich, daß infolge der günstigen Verhältnisse der Marktlohn über dem natürlichen Lohn steht. So „schlägt er schließlich der Bestimmung des Arbeitslohnes durch den Wert der notwendigen Lebensmittel ins Gesicht durch den Nachweis, daß dieses in England nicht der Fall zu sein scheint“²⁾.

Ricardo ist nicht mehr Vertreter der Existenzminimumstheorie; er führt die Höhe des Arbeitslohnes auf die gewohnheitsmäßige Lebenshaltung zurück. Auf demselben Standpunkte stehen auch Malthus und J. St. Mill. Und überhaupt verliert die Theorie immer mehr an Bedeutung.

Auf kurze Zeit taucht diese Theorie in Deutschland wieder auf. Rodbertus, Marx und Engels (in den 40er Jahren) waren zwar nicht ausdrückliche Vertreter des „natürlichen Minimums“, es treten aber in ihren Theorien die Spuren der alten Lehren klar hervor. So meint Rodbertus im „Kapital“: „Die Arbeit erhält unter der Herrschaft der Tauschwertgesetze, gleich den Produkten, eine Art „Kostenwert“, der auf ihren Tauschwert, den Lohnbetrag, eine Anziehungskraft äußert. Dies ist derjenige Lohnbetrag, der nötig ist, um sie „in Stand zu erhalten“, d. h. um ihr die Kraft zur eignen Fortsetzung, wenn auch nur in ihrer Nachkommenschaft, zu gewähren, der sogenannte „notwendige Unterhalt“³⁾. Und im kommunistischen Manifest heißt es: „Die Kosten, die der Arbeiter verursacht, beschränken sich fast nur auf die Lebensmittel, deren er zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung seiner Rasse bedarf“⁴⁾. „Der Durchschnittspreis der Lohnarbeit ist das Minimum des Arbeitslohnes, d. h. die Summe der Lebensmittel, die notwendig sind, um den Arbeiter am Leben zu erhalten. Was also der Lohnarbeiter durch seine Tätigkeit sich aneignet, reicht nur dazu hin, um sein

¹⁾ A. Smith: Die Quellen des Volkswohlstandes (Stuttgart 1861), Bd. I, S. 70.

²⁾ Marx: Theorien über den Mehrwert, Stuttgart 1905, Bd. 2, S. 80.

³⁾ Das Kapital, Berlin 1884, S. 183.

⁴⁾ Das kommunistische Manifest, Berlin 1899, S. 14.

nacktes Leben wiederzuerzeugen“¹⁾. Und Engels hatte schon im Jahre 1844 geschrieben: „Im Kampfe siegt der Stärkere, und wir werden, um das Resultat dieses Kampfes vorauszusagen, die Stärke der Kämpfenden zu untersuchen haben. Zuerst sind Grundbesitz und Kapital jedes stärker als die Arbeit; denn der Arbeiter muß arbeiten, um zu leben, während der Grundbesitzer von seinen Renten, und der Kapitalist von seinen Zinsen, im Notfalle von seinem Kapital oder vom kapitalistischen Grundbesitz leben kann. Die Folge davon ist, daß der Arbeit nur das Allernötigste, die nackten Subsistenzmittel zukommen, während der größte Teil der Produkte sich zwischen dem Kapital und dem Grundbesitz verteilt“²⁾.

Marx und Engels haben später ihre Ansichten geändert³⁾ und die moderne Literatur des wissenschaftlichen Sozialismus steht nicht mehr auf diesem Standpunkte. Er findet aber noch seine Vertreter in der „historischen Schule“, welche auf der Suche nach einem „Lohngesetz“ bei ihrer theoretischen Armut auch nach dem Existenzminimum zu greifen bereit ist. Schönberg z. B., der gemäß den Bräuchen der historischen Schule die Verschiedenheiten in der Lage der einzelnen Arbeitergruppen besonders hervorhebt, hält die Theorie des Existenzminimums aufrecht, beschränkt sie aber auf die untersten Schichten. „Nur in einer Lohnklasse ist der Klassenbedarf eine feste Wertgröße: für erwachsene männliche Arbeiter in der untersten Klasse der ungelerten Arbeiter. Die ihm entsprechende Lohnhöhe gestattet hier nur einer Familie mit einigen Kindern die notdürftige Befriedigung der absoluten Existenzbedürfnisse“⁴⁾.

So ist die weitverbreitete Meinung, als ob die Theorie des Minimums längst verworfen wäre, nicht ganz richtig. Die Bedeutung des Existenzminimums ist aber auf die genannten

¹⁾ Ebenda, S. 19.

²⁾ Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie, 1844 (aus dem deutsch-französischen Jahrbüchern) Lit. Nachlaß, Bd. I, S. 457.

³⁾ „Der wirkliche Wert der Arbeitskraft weicht vom physischen Minimum ab; er ist verschieden je nach dem Klima und dem Stande der gesellschaftlichen Entwicklung; er hängt ab nicht nur von den physischen, sondern auch von den historisch entwickelten gesellschaftlichen Bedürfnissen, die zu zweiter Natur werden.“ Marx, Kapital, Bd. III, 2, S. 395.

⁴⁾ Arbeitslohn. Im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 1890, S. 684.

Ökonomen nicht beschränkt. Denn auch jene Theoretiker, welche den Arbeitslohn nicht auf das natürliche Minimum zurückführen, operieren dennoch in dieser oder jener Form mit diesem Minimum und fügen es in ihre Systeme ein. Das Existenzminimum hört hier auf, die normale durchschnittliche Stufe des Lohnes zu sein; vielmehr steht der letztere in der Regel über diesem Punkte. Das Minimum behält aber seine Bedeutung als tiefste Grenze des Arbeitslohnes, und es sind dann andere Verhältnisse (das Herkommen, der ökonomische Kampf usw.), die bestimmen, wie hoch über diesem Punkte der wirkliche Arbeitslohn sich stellt.

„Une portion du salaire des ouvriers productifs représente cette partie de la richesse mobilière, qui est strictement nécessaire à leur entretien; . . . nous l'appellerons le salaire nécessaire . . . La première classe qui partage le revenu national est celle des ouvriers productifs lesquels outre le salaire nécessaire obtiennent presque toujours une partie plus ou moins considérable du superflu de leur propre production; . . . j'appellerai cette part le salaire superflu⁽¹⁾).

„Die Summe der Subsistenzmittel, welche eine Arbeiterfamilie zur Erhaltung ihrer Arbeitsfähigkeit notwendig bedarf, setze ich für jede Familie im Werte gleich „a“ Scheffel Roggen jährlich . . . Es soll durch diese Unterhaltsmittel dem Arbeiter nicht bloß das Leben, sondern auch die Arbeitsfähigkeit erhalten werden. Andererseits bleiben alle Genußmittel, die hierzu nicht absolut erforderlich sind, von dem was wir mit „a“ bezeichnen, ausgeschlossen⁽²⁾).

Bekanntlich enthielt der Thünensche „natürliche Arbeitslohn“ noch einen zweiten Bestandteil, der die Genußmittel repräsentierte, und der mit „y“ bezeichnet war⁽³⁾.

¹⁾ Sismondi: De la richesse commerciale, Genève 1903, I, p. 85, 86, 90.

²⁾ Thünen: Der isolierte Staat, Jena 1910, S. 476.

³⁾ Dieselbe Ansicht ist auch von den Nachfolgern der klassischen Ökonomie, wie auch von den modernen Ökonomen vertreten. So meinte z. B. Lotz: „Der niedrigste Arbeitslohn muß immer so hoch sein, daß sein Betrag dem Arbeiter wenigstens so viel gewährt, als er zur fortwährenden Restauration seiner produktiven Kraft, wenigstens zur Notdurf braucht. Doch erfordert es selbst das Interesse des Unternehmers, den Arbeitslohn nie auf diesen Punkt herabsinken zu lassen, sondern den Lohn der Arbeit

Die Theorie des Existenzminimums erscheint auf den ersten Blick ganz plausibel und selbstverständlich, und die darauf aufgebaute Theorie scheint ebenso fest zu sein wie die Naturwissenschaften, aus denen sie abgeleitet ist.

Der erste Einwand aber, der sich sogleich dagegen erheben läßt, besteht darin, daß die Physiologie und die Botanik eigentlich nicht ein Existenzminimum, sondern einen Normaltypus der Ernährung kennen, nicht ein „Mindestmaß“ dessen, was zum „Lebensunterhalt“ notwendig ist, sondern eine „entsprechende Ernährung“.

Wichtiger noch aber ist die Tatsache, daß sich naturwissenschaftliche Gesetze und Begriffe überhaupt nicht ohne weiteres auf die Gesellschaft übertragen lassen. Insbesondere ist das Existenzminimum ein Begriff, der in den Gesellschaftswissenschaften nicht anwendbar und für sie ohne jede Bedeutung ist. Nicht nur in dem Sinne, daß das Existenzminimum den „natürlichen Arbeitslohn“ nicht bestimmt, sondern, daß es überhaupt in der Nationalökonomie unhaltbar ist.

Der Fehler, der dieser Theorie zugrunde liegt, besteht in folgendem. Man stellt sich einen abstrakten Menschen zu einem abstrakten Zeitpunkte vor und fragt sich alsdann: Was muß notwendig dieser Mensch haben, damit er nicht an Hunger und Frost zugrunde geht? Und die selbstverständliche Antwort lautet: Gegen Hunger Nahrung, gegen Frost Wohnung und Kleidung. Ergo: Bestimmte Mengen von Nahrung, Kleidung und Wohnung bilden das physische Existenzminimum.

immer so zu regulieren, daß dem Arbeiter außer dem, was er zur dürftigsten Restauration seiner schaffenden Kraft braucht, wenigstens noch etwas übrigbleibt.“ (Revision der Grundbegriffe der Nationalwirtschaftslehre, 1813, Bd. III, S. 130.) „Der große Teil des produktiven Kapitals eines Landes, der zur Bezahlung der Löhne und Gehälter der Arbeiter angewendet wird, ist offenbar nicht durchaus notwendig zur Produktion. So viel davon als über den wirklichen Lebensbedarf hinausgeht (was bei geschickten Arbeitern in beträchtlichem Maße der Fall ist), wird nicht ausgegeben, um Arbeiter zu unterhalten, sondern um dafür eine Extravergütung zu geben.“ (J. St. Mill, Grundsätze der politischen Ökonomie, Deutsch Leipzig 1869, Bd. I, S. 61.) „Die Nachfrage nach Arbeit, wie nach jeder anderen Ware, beruht einerseits auf dem Gebrauchswerte derselben, andererseits auf der Zahlungsfähigkeit der Käufer. Diese beiden Momente bestimmen die Maximalgrenze des Lohnes, wie die Unterhaltsmittel des Arbeiterstandes die Minimalgrenze.“ (W. Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, Berlin 1906, S. 492.)

Die „Methode“ ist aber vollständig falsch. Die physische Existenz des Menschen ist sein Leben von Anfang bis zu Ende, und vom ökonomischen Standpunkte hat hier seine Arbeitsfähigkeit eine besonders große Bedeutung. Nur insofern und solange sie existiert, kann er auf dem Markte als Verkäufer seiner Arbeitskraft auftreten und an der Produktion aktiven Anteil nehmen. Daher muß der Arbeitslohn nicht nur seine „physische Existenz“, sondern auch seine Arbeitsfähigkeit sichern.

Zweitens gehört vom nationalökonomischen Standpunkte aus auch die Existenz der Frau und der Kinder zu der Existenz des Arbeiters selber. Der Arbeitslohn muß ausreichen zur Fristung der notwendigen Bedürfnisse nicht nur des Arbeiters allein, sondern auch seiner ganzen Familie. Zu den notwendigen Ausgaben der Produktion der Arbeitskraft gehören auch die Kosten der Kindererziehung und die Existenz der Frau, insofern wenigstens, als sie selber nicht arbeiten kann.

Das Existenzminimum muß allen diesen Anforderungen entsprechen.

Nehmen wir an, daß ein dem Existenzminimum entsprechendes Einkommen sich wirklich finden läßt. Was würde der Fall sein, wenn der Arbeitslohn unter dieses Niveau heruntersänke? Müßte dann die Existenz des Arbeiters aufhören, oder wenigstens seine Arbeitsfähigkeit verschwinden? Dies würde die logische Konsequenz des Existenzminimums sein; denn eine dauernde Existenz unter dem Existenzminimum ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Ökonomen sprechen aber oft von ganzen Klassen und Schichten, die dauernd unter dem Niveau des Minimums leben¹⁾. Es ist aber klar, daß nur das eine von beiden richtig sein kann: entweder gibt es ein solches Minimum — dann gibt es unter ihm keine Existenz, oder es ist auch unter ihm eine Existenz möglich — dann ist es kein Minimum, sondern ein ganz willkürlich gewählter Punkt.

Man könnte darauf vielleicht erwidern, daß dieser Punkt keine feste und bestimmte Größe ist, daß man ihn nur im allgemeinen bezeichnen könnte. Sieht man sich aber die Sache näher

¹⁾ Z. B. die englischen „Public Wealth-Reports“, die belg.: „Budgets économiques des Classes ouvrières“ von Ducpetiau. Darüber bei Marx, Kapital, Bd. I, S. 620—639. S. auch unten S. 41—48.

an, so wird der Umfang dieses Begriffes so weit, daß er jede konkrete Bedeutung verliert.

Es ist klar, daß beim Sinken des Arbeitslohns unter das Minimum nicht der Tod die unmittelbare Folge ist, sondern die Verschlechterung der Gesundheitsverhältnisse, der Rückgang der Arbeitsfähigkeit und die Verkürzung der mittleren Lebensdauer. Es fangen hier jene „Mittel“ zu wirken an, welche Malthus die zerstörenden genannt hat: Krankheiten, vorzeitiger Tod, größere Kindersterblichkeit usw. Je tiefer der Arbeitslohn sinkt, desto stärker die Wirkung dieser Faktoren, desto kürzer die mittlere Lebensdauer, desto geringer die Arbeitsfähigkeit, desto kleiner der lebensfähige Nachwuchs. Wo der Arbeitslohn bis zur absoluten Null gesunken ist, also bei vollständigem Mangel an Lebensmitteln, beschränken sich die Lebensdauer und Arbeitsfähigkeit nur auf eine ganz kurze Zeit, sinken also ebenfalls auf Null.

In den Grenzen zwischen Null des Arbeitslohnes und dem Existenzminimum sind Lebensdauer und Arbeitsfähigkeit proportional dem Einkommen. Die „Existenz“ ist eine Funktion des Einkommens.

Was wäre aber der Fall, wenn der Arbeitslohn über das Minimum stiege, also wenn nach der Deckung der notwendigen Bedürfnisse dem Arbeiter ein Überschuß bliebe? Ist hier seine physische Existenz von der Höhe seines Lohnes vollständig unabhängig? Sind zwei Arbeiter, welche beide „über dem Minimum“ stehen, aber verschiedene Löhne haben, in ihrem rein „physischen Dasein“ vollständig gleich? Mit anderen Worten, verschwindet der Zusammenhang zwischen dem Einkommen und der Existenz?

Nein, auch hier nicht. Je bessere Nahrung sich der Arbeiter leisten kann, je besser die Kleidung und Wohnung, über die er verfügt, desto besser ist seine Existenz gesichert, desto größer seine Lebensdauer, desto höher seine Arbeitsfähigkeit. Also auch hier — in dem Gebiete über dem Existenzminimum (bis zu einem gewissen hoch liegenden Punkte) ist es richtig, daß die physische Existenz mit der Höhe des Einkommens sich ändert. Auch hier ist die Existenz eine Funktion des Einkommens.

Ein paar Zahlen mögen diese Frage illustrieren. In den Jahren 1863—1869 kam in Danzig auf folgende Zahlen von Lebenden je ein Sterbefall:

i. d. Straßen mit durchschnittlicher Kommunalsteuer auf einen Einwohner

0,3 Taler	25,67
0,31—0,7 „	29,56
0,71—1,6 „	30,95
1,61—3,5 „	42,92
3,51 und mehr Taler	52,60 ¹⁾ .

In Braunschweig starben 1000 Personen des betreffenden Alters.

i. Straßen mit durchschnittl. Einkommen auf eine Person	Alter in Jahren			
	5—15	15—30	30—50	60—70
bis zu 75 Taler	96	74	140	472
75—100 „	93	59	135	373
100—150 „	80	50	123	382
150—200 „	85	43	129	311
über 200 „	64	42	135	255 ²⁾ .

Über diese Zahlen sagt Westergaard: „Da die Beobachtungsreihe recht klein ist, kann es nicht wunder nehmen, wenn die Ergebnisse etwas schwankend sind; so viel geht jedoch klar hervor, daß die Sterblichkeit in den Straßen mit wohlhabender Bevölkerung im ganzen viel kleiner war als in denen mit ärmerer, und zwar nicht am wenigsten im Alter 5—15, wo von einem Einfluß des Berufs auf die Sterblichkeit noch kaum die Rede sein kann.“

Um das dem Existenzminimum entsprechende Einkommen zu finden, ist es notwendig, eine normale Sterblichkeit zu ermitteln; dann würden die Klassen mit geringerer Sterblichkeit über dem Minimum stehen, und die mit größerer Sterblichkeit unter ihm. Ein solcher Begriff aber, als absoluter oder naturwissenschaftlicher, ist ganz unmöglich. Muß die Sterblichkeit 10, 50 oder 100 % betragen? Die Frage ist offenbar unlösbar. Auch die Durchschnittszahlen können dabei nicht aushelfen, eben deshalb,

¹⁾ A. Liévin: Die Mortalität in Danzig während der Jahre 1863 bis 1869 mit Beziehung auf die öffentliche Gesundheitspflege. In der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentl. Gesundheitspflege, Braunschweig 1871, III.

²⁾ Nach Reck, zit. bei Westergaard: Mortalität und Morbilität, Jena 1901, S. 472.

weil sie Durchschnitte sind zwischen den verschiedenen Koeffizienten der verschiedenen Klassen. Sie können nicht den Ausgangspunkt für die Bestimmung des Existenzminimums bilden, weil sie selber mit dem Wohlstande und der Anzahl der verschiedenen Klassen sich verschieben. Außerdem, da die unbemittelten Bevölkerungsklassen überall die Mehrheit bilden, so steht der durchschnittliche Sterblichkeitskoeffizient dem speziellen Koeffizienten für diese Klasse nahe. Er kann daher nichts zur Lösung dieser Frage beitragen.

Die Untersuchung über die Sterbeverhältnisse der Berliner Bevölkerung, welche Grimschaw in den Jahren 1883—85 durchgeführt hatte, beweist ebenfalls, daß Verschiedenheiten in den Sterbeverhältnissen der verschiedenen Klassen (auch für die wohlhabenden Gruppen der Bevölkerung) existieren. Er hat die ganze Bevölkerung in 4 Gruppen eingeteilt. Zu der ersten gehören Tagearbeiter, Briefträger, Gesinde, Kutscher usw, zu der zweiten Handwerker, Facharbeiter, Kleinhändler, zu der dritten Gehilfen im Handel, Kontoristen, selbständige Kaufleute (die nicht als Kleinhändler bezeichnet werden konnten) und zur vierten liberale Professionen, Beamte, größere Fabrikanten, Kaufleute, Kapitalisten. Von 1000 Personen jeder Altersklasse starben jährlich:

Alter (J.)	1. Gruppe	2. Gruppe	3. Gruppe	4. Gruppe
5—20	11	9	8	3
20—40	16	12	14	7
40—60	37	24	29	13
60 und darüber	110	61	154	53 ¹⁾

¹⁾ Zit. bei Westergaard, S. 477. Für Krankheiten als soziale Erscheinung seien noch folgende Zahlen erwähnt, die beweisen, wie erheblich die Unterschiede sind.

Auf 10 000 Lebende kamen in Hamburg Todesfälle an Tuberkulose (1896—1900):

in Familien mit 900— 1 200 M. Einkommen	65,7
1 200— 2 000 „ „	55,9
2 000— 3 500 „ „	36,3
3 500— 5 000 „ „	22,8
5 000—10 000 „ „	18,3
10 000—25 000 „ „	17,2
25 000—50 000 „ „	22,1

Auf 10 000 Lebende kamen Sterbefälle an Lungenschwindsucht in Wien:

Alle Zahlen weisen auf einen sehr engen Zusammenhang der Lebensdauer mit der Einkommenshöhe hin. Wenn man eine Stufenreihe von Null des Einkommens an bis zu einem Maximalpunkt aufstellt, so entspricht jeder Einkommenstufe eine ganz bestimmte „Existenz“. (Die Rede ist hier überall nur von der „physischen Existenz“, d. h. hauptsächlich von der Lebensdauer und Arbeitsfähigkeit.) Das Einkommen und die Existenz bilden zwei parallel laufende Reihen. Wo liegt aber alsdann das Minimum? Und ist es möglich, aus dieser langen Kette ein Glied auszuwählen und es als Minimum zu bezeichnen? Offenbar wird eine solche Auswahl ganz willkürlich sein, denn ein Punkt hat das gleiche Anrecht darauf wie jeder andere.

Zu demselben Schlusse in der Frage des Existenzminimums gelangt man, wenn man, statt den Zusammenhang der Lebensfähigkeit mit dem Gesamteinkommen zu untersuchen, den Arbeitslohn in seine Bestandteile zerlegt und jeden Teil besonders berücksichtigt. Wir haben es hier in erster Linie mit dem Aufwand für Nahrung, Wohnung und Kindererziehung zu tun.

2. Die Ernährung.

Die Ernährung ist ein Gebiet, auf dem die Naturwissenschaften in bezug auf die Frage des „Lebensnotwendigen“ zu festen und bestimmten Ergebnissen gekommen sind. Zum Unterschied von der Wohnung, Kleidung usw. ist es hier möglich, auf den Eigenschaften des menschlichen Organismus fußend, zu konkreten und exakten Normen zu gelangen. Man braucht hier nicht auf die banale Tatsache sich zu beschränken, daß ohne Nahrung der Mensch nicht existieren kann, sondern die

Bezirke	
sehr arm	64,9
arm	55,8
wohlhabend	42,2
sehr wohlhabend	42,4
reich	32,1
sehr reich	14,8

(Prinzing, Handbuch der medizinischen Statistik S. 437–438.)

Was speziell die Arbeitsfähigkeit betrifft, so ist dafür keine entsprechende Statistik vorhanden. Es ist aber wohl anzunehmen, daß mit der Einkommensabstufung die Arbeitsfähigkeit sogar in rascherem Tempo zu- und abnimmt als die Sterbe- und Krankheitsverhältnisse.

Naturgesetze bestimmen es, welche Stoffe und in welchen Mengen sie dem Menschen notwendig sind.

Es müßte scheinen, daß dieser Umstand einen festen Ausgangspunkt für ein physiologisches und ökonomisches Existenzminimum bildet — wenigstens auf dem Gebiete der Ernährung. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so. Ja, im Gegenteile, die Fragen der Nahrung und Ernährung beweisen am klarsten, wie wenig die naturwissenschaftlichen Gesetze vermögen, die Probleme zu lösen, die mit der gesellschaftlichen Entwicklung entstehen. Ich gehe deshalb auf diese Frage näher ein.

Von den Stoffen, die zur Wiederherstellung des menschlichen Organismus und zur Erhaltung seiner normalen Temperatur gehören, sind drei Arten von besonderer Bedeutung: Eiweiß, Fett und Kohlehydrate. Wasser, Sauerstoff und manch andere Substanzen sind zwar nicht minder als die genannten notwendig; allein bei normalen Verhältnissen sind sie in ausreichenden Mengen vorhanden, und ihre Beschaffung macht keine Sorgen. Eiweiß, Fett und Kohlehydrate existieren dagegen nur in pflanzlichen und tierischen Verbindungen, und ihre Produktion erfordert daher eine wesentliche Arbeit.

Diese Stoffe sind zur Wiederherstellung des Organismus notwendig. Zur Erhaltung der körperlichen Wärme muß bei deren Verbrennung ein gewisses Quantum von Wärme entstehen. Die Ernährungsfragen sind daher auf diese drei Elemente und auf die Wärmequanten konzentriert.

Von diesen drei Elementen steht wieder das Eiweiß im Vordergrund. Fett und Kohlehydrate können in gewissen — schreien — Grenzen einander ersetzen¹⁾. Das Eiweiß aber ist in gewissen Mengen absolut notwendig und läßt sich durch nichts ersetzen.

¹⁾ Fett und Kohlehydrate ersetzen sich im Verhältnis von 100 zu 175 (Voit, Physiologie des allgemeinen Stoffwechsels und der Ernährung, Leipzig 1881, S. 499). „Wir kennen viele Fälle, in welchen das Fett in der Kost fehlt und außer Eiweiß eigentlich nur Kohlehydrate vorhanden sind (bis zu 85 % des ganzen Wärmewertes) und Beispiele extremer Fettnahrung. Ein Holzknecht im Gebirge, der bis 300 g Fett verzehrt, oder der kanadische Jäger, der von dem aus Fleischpulver und Fett hergestellten Pemmikan die Mahlzeiten bereitet, decken fast ausschließlich ihren Kraftbedarf mit Fett. In der Tat gelangen noch derartig große Fettmengen gut zur Resorption; ein Gesunder resorbiert 306 g Fett im Tage, welche mit 734 g Kohlehydraten gleichwertig sind“ (Rubner, Lehrbuch der Hygiene, 1903, S. 475).

Die notwendigen Mengen Eiweiß und anderer Nährstoffe sind unter verschiedenen Verhältnissen sehr verschieden. Sie sind in kaltem Klima, ferner beim Manne, bei schweren Menschen, bei anstrengender Arbeit größer als in warmem Klima, bei der Frau, bei leichten Menschen und leichter Arbeit usw. Aus diesen Gründen können die Nahrungssätze nicht einen absoluten, allgemein gültigen Charakter haben, sondern nur die Bedeutung von Durchschnittszahlen, und sie sind nur insofern miteinander vergleichbar, als sie für analoge Verhältnisse ermittelt sind.

Voit hat die Mengen des notwendigen Verbrauchs für einen Mann mittleren Gewichts (70 kg) auf 118 g Eiweiß, 56 g Fett und 500 g Kohlehydrate bestimmt, und Rubner hält 3000 Wärmekalorien für notwendig. Die Meinungen gehen aber sehr auseinander, insbesondere in der Frage des notwendigen Eiweißverbrauchs. Es wurden z. B. folgende Sätze bei Männern mittleren Alters und mittleren Gewichts bei leichter Arbeit gefunden¹⁾:

Voit u. Pettenkofer	137 g Eiweiß
Forster	130 g „
„ (165 Jäger)	116 g „
Hoch	108 g „
Ranke	100 g „
Beaunis	92 g „
Beneke	90 g „
Nakahama (bei mäßiger Arb.) . .	85 g „
Hoch (bei ein. Steinhauer 86 kg)	93 g „

Die Schwankungen sind also sehr groß: von 85 g bis zu 137 g. Zieht man noch die Extremfälle in Betracht, so sinkt der Arbeitsverbrauch bis 65 g (47 Reineiweiß) bei den Webern in Zittau²⁾ und steigt bis zu 189 bei anstrengender Arbeit bei schwedischen Arbeitern³⁾. Schwanken aber diese Normen schon so stark auch bei ungefähr gleichen Verhältnissen, so verlieren sie offenbar ihre absolute Bedeutung und behalten nur den Charakter von arithmetischen Durchschnitten.

¹⁾ Munk: Einzelnahrung und Massenernahrung. Im „Handbuch der Hygiene“, herausg. von Weyl, Bd. III, S. 84.

²⁾ C. v. Rechenberg: Die Ernährung der Handweber in der Amtshauptmannschaft Zittau, Leipzig 1890, S. 27.

³⁾ Konsumtion nach Sozialklassen. Von Stefan Bauer, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. VI, S. 136.

Die ermittelten Sätze sollen die Bedeutung von Minimal-sätzen haben; da der Organismus dieser Mengen notwendig bedarf, so muß er bei geringerer Nahrung allmählich zugrunde gehen. Trotzdem geht aus der angeführten Tabelle hervor, daß einerseits die menschliche Existenz auch tief unter der Grenze möglich ist, und daß andererseits der Verbrauch nicht selten die Grenze wesentlich übersteigt.

Die erste Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die notwendigen Eiweißmengen auch davon abhängen, in welcher Form sie dem Organismus zugeführt werden. Rubner ist der Ansicht, daß „das Eiweißminimum“ sich nur feststellen läßt, wenn man ganz genau bestimmt, mit welchen Nahrungsmitteln es erreicht werden soll; nicht einmal das Verhältnis des Eiweißes zu den anderen Nahrungsstoffen entscheidet hierüber ausschließlich. Die einzelnen Nahrungsmittel müssen, was ihre Wirkung auf den Körper anlangt, direkt geprüft werden.

Nimmt man für einen mittleren Arbeiter den Bedarf von 3080 Kalorien für einen Tag an, so kann man diese bestreiten durch

3080 g	Kartoffeln	mit	83 g	Eiweiß	=	54 g	Reineiweiß
800 g	Reis	„	75 g	„	=	71 g	„
800 g	Mais	„	78 g	„	=	71 g	„
1500 g	Schwarzbrot	„	95 g	„	=	88 g	„

„Dadurch würde bei Kartoffeln, Mais und Schwarzbrot das Eiweißbedürfnis völlig, bei Reis nicht ganz gedeckt“¹⁾. Dagegen ist der Eiweißverbrauch bei Fleisch 240–300 g im Tage und bei ausschließlicher Eierkost (20–22 Stück im Tage) mindestens 141 g²⁾.

Die Ernährungssätze weisen infolgedessen große Verschiedenheiten auf. Es würde aber ganz falsch sein, anzunehmen, daß die 83 g Kartoffeleiweiß ebenso nützlich sind wie 300 g in Fleisch. Die Art der Nahrung wirkt ihrerseits auf den Organismus wieder ein; seine Arbeits- und Leistungsfähigkeit sind im ersteren Falle viel geringer als im letzteren, trotzdem in beiden Fällen die notwendigen Mengen erreicht sind.

Die zweite Ursache liegt in dem Umstande, daß zahlreiche Bevölkerungsgruppen sich schlechter ernähren, als es notwendig

¹⁾ Handbuch der Hygiene, S. 465–466.

²⁾ Ebenda.

wäre, um die Leistungsfähigkeit des Organismus auf der Höhe zu erhalten. Wenn man die Ernährungsverhältnisse solcher Personen untersucht, so findet man sehr geringe Nahrungssätze, die aber in Wirklichkeit als Beispiele der Unterernährung dienen müßten. Da man aber die Versuche nur an lebendigen Menschen anstellen kann, so ist es ganz natürlich, daß in den ermittelten Normen auch die Verschiedenheiten der Ernährungsverhältnisse verschiedener Gesellschaftsklassen sich ausdrücken.

Dieser letztere Umstand hat eine große Bedeutung. Bestimmten Lebens- und Arbeitsverhältnissen entsprechen auch bestimmte Quanten von Nahrungsmitteln, die zur Erhaltung der vollen Energie und Arbeitsfähigkeit notwendig sind. Diese „normale Ernährung“ ist aber bei weitem nicht allen zugänglich. Da aber die biologischen Untersuchungen nicht mit abstrakten, durchschnittlichen, „normalen“ Menschen zu tun haben, sondern mit konkreten Individuen, so ist das Resultat der Untersuchung unter anderem auch von der sozialen Stellung des Versuchsobjektes stark beeinflußt. Freilich strebt der Mensch instinktiv danach, auf irgendeine Art, in irgendeiner Form die ihm nötigen Mengen von Eiweiß, Fett usw. aufzunehmen; ist er nicht imstande, diese Quanten in Fleisch, Eiern und Milch zu verbrauchen, so geht er zu Kartoffeln und Heringen über. Allein auch diese unbewußte Zweckmäßigkeit hat ihre Grenzen. Statt zur monotonen Pflanzennahrung überzugehen und die Minimalsätze auf diese billigste Art zu erreichen, zieht er dennoch vor, seine Kost zu variieren, selbst auf die Gefahr hin, dabei unter den normalen Sätzen bleiben zu müssen¹⁾. Der Organismus und sein Leben sind sehr elastische Dinge. Von 45 g (Eiweißverbrauch des hungernden Menschen²⁾ bis zu 200 hinauf zieht sich eine ununterbrochene Reihe von „Ernährungssätzen“, die dieser oder jener Forscher in seiner Untersuchung ermittelt und als Minimum angenommen hatte³⁾.

¹⁾ Rubner, Volksernährungsfragen, Leipzig 1908, S. 112.

²⁾ Das wirkliche Leben aber rechnet natürlich auch mit der Hungernorm von 45 g nicht und rückt oft den Verbrauch noch tiefer herunter.

³⁾ Viel einfacher und weniger streitbar ist die Frage von den Wärmekalorien, die dem Menschen notwendig sind. Zwar hat man auch auf diesem Gebiete fast unglaublich niedrige Normen gefunden (Tuczek, der in drei Fällen die Sätze von 614, 620 und sogar 300 Kalorien gefunden, hat diese Zahlen als „Normen“ angenommen. An dieser Theorie Tuczeks zweifelt

Ist aber eine Existenz auch auf dem niedrigsten Niveau, ja sogar bei Hungernorm möglich, so kann offenbar nicht davon die Rede sein, ein Ernährungsminimum zu finden, sondern nur ihre normale Größe, d. h. jene Zusammensetzung der Nahrung, welche den Bedürfnissen des Organismus vollständig genügt; mit anderen Worten, es muß sich um eine Kost handeln, die nicht nur die Existenz von heute auf morgen erhält, sondern auch die Kräfte vollständig wiederherstellt, den Anforderungen vollständig genügt und die Energie und Arbeitsfähigkeit das Maximum erreichen läßt. Was in den meisten Büchern über Ernährungshygiene als Eiweiß- und Verbrauchsminimum bezeichnet wird, ist eigentlich diese normale Größe, und nicht jene geringen Sätze, bis zu welchen der Verbrauch des Menschen unter gewissen gesellschaftlichen Zuständen sinkt¹⁾. „Die für den mitt-

sogar Rechenberg, welcher auch selber nicht genügt ist, allzu hohe Normen aufzustellen („Ernährung der Handwerker in Zittau“, S. 44)); im allgemeinen ist die Norm von 3000 Kalorien für den erwachsenen Arbeiter bei mittlerer Anstrengung angenommen. Diese Norm ist aber bei verschiedener Muskelanstrengung verschieden und steigt bei schwerer Arbeit noch viel höher. Rubner hat folgende Zahlen gefunden:

	Kraftverbrauch (brutto) in Kalorien für 24 Stund.
Hungernd und ruhend	2303
Arbeiterkategorie I (leichte Arbeit)	2631
„ II (mittlere Arbeit)	3121
„ III (schwere Arbeit)	3659
„ IV (Bergleute, Bauernknechte, Holzfäller)	5213

Diese Zahlen stimmen mit den Resultaten anderer Untersuchungen überein, und ihre Richtigkeit steht außer Zweifel. Aber eben deshalb, weil sie Normen der soz. abstrakten Wärme sind, und nicht konkreter Stoffe, so können sie nicht — wenigstens nicht allein — dazu dienen, die Qualität und Quantität der erforderlichen Nahrung zu bestimmen (Rubner, Handbuch der Hygiene, S. 474).

¹⁾ „Es gibt einzelne, bis aufs äußerste herabgekommene Personen, welche bei möglichster Ruhe auffallend wenig Material zur Bestreitung ihrer geringen Bedürfnisse nötig haben; dies ist jedoch ein krankhafter Zustand ohne Leistungsfähigkeit, bei dem aber doch noch eine gewisse Menge von allen Nahrungsstoffen erforderlich ist“. (Voit, S. 496.) Rechenberg hat bei den Zittauer Webern sehr geringe Nahrungssätze gefunden. Im Durchschnitt kamen auf einen erwachsenen Mann (netto) 47 g Eiweiß, 45 g Fett, 451 g Kohlehydrate = 2461 Kal. Rechenberg zieht daraus den Schluß, daß die Handwerker der Zittauer Gegend „uns ein bewundernswertes Beispiel geben, wie billig äußerstenfalls die Ernährung ohne Schädigung der Gesundheit, und der gesamte Haushalt ohne hervorragende

leren Arbeiter erhobene Forderung von 188 g Eiweiß pro Tag entspricht sicherlich keinem Eiweißminimum im physiologischen Sinne¹⁾.

Wird die Frage in dieser Form gestellt, so ist sie nicht mehr auf die notwendigen Quanten Eiweiß, Fett und Kohlehydrate (und Wärmekalorien) beschränkt, sondern es muß auch entschieden werden, in welcher Form diese Stoffe verbraucht werden, da es dem Organismus, wie bereits erwähnt, durchaus nicht gleichgültig ist, ob er diese Stoffe in Form von Fleisch oder Kartoffeln, Milch oder Reis bekommt. „Es kann das gleiche Resultat, die Erhaltung des stofflichen Bestandes auf mannigfache Art, d. h. durch verschiedene Mischungen und Mengen der Nahrungsstoffe erreicht werden; aber nur ein Fall aus der mannigfachen Möglichkeit ist für den jeweiligen Körperzustand der richtige. Dies ist derjenige, bei welchem mit den kleinsten Mengen jedes Nahrungsstoffes jener Effekt erreicht wird“²⁾.

Dann ist aber auch mit der Durchschnittsnorm von 118 g Eiweiß 56 g Fett und 500 g Kohlehydrate noch nichts ge-

Dürftigkeit eingerichtet werden kann“ (S. 76). Diese „Gesundheit“ schildert er aber auf S. 34 folgendermaßen: „Die Männer sehen blaß und meist sehr mager aus, sind schwächlich, zuweilen so sehr, daß sie zu einer mehr Muskelkraft erfordernden Arbeit, z. B. zu Tagelöhnerarbeit auf dem Felde während der Bestell- oder Erntezeit, nicht fähig sind. Die Frauen gleichen den Männern im allgemeinen. . . . Die Säuglinge werden, wenn immer möglich, wenigstens die ersten 4 Wochen von der Mutter gestillt. Nach dem Abstillen werden die Kinder infolge der für sie unzweckmäßig zusammengesetzten Kost zwar voll und rund, sie sind aber gedunsen und haben meist sogenannte „Kartoffelbäuche“ (zu fettarme Kost!). Auch die heranwachsenden Kinder sind blaß und im Durchschnitt schlecht ernährt.“ Daß eine Existenz auf dieser tiefen Ernährungsstufe möglich ist, hat Rechenberg allerdings bewiesen; daß sie aber „ohne Schädigung der Gesundheit“ möglich ist, dafür fehlt eben der Beweis. Es ist auch nichts damit gesagt, daß „dieser Ernährungszustand von der tiefstmöglichen Grenze noch ziemlich weit entfernt ist“ (S. 40).

¹⁾ Rubner, Volksernährungsfragen, S. 24.

²⁾ Voit, S. 501. „Für jedes einzelne Individuum gibt es nur ein ganz bestimmtes Optimum des Ernährungszustandes, und das Urteil des Arztes kann nur dann richtig ausfallen, wenn er die gesamten Lebensverhältnisse und den Gesundheitszustand und die Leistungsfähigkeit aller Organe mit in Rechnung zieht.“ (Noorden, Überernährung und Unterernährung. In der „deutschen Klinik am Eingange des XX. Jahrh., III. Bd., S. 204.) „Eine sorgsame Ernährung muß möglichst allen Bedürfnissen gerecht werden.“ Rubner, o. c., S. 475.

sagt. Es entsteht eben die Frage, in welcher Form diese Stoffe zugeführt werden. Die vegetarische Kost ist im allgemeinen viel billiger als die animalische¹⁾. Sie ist deshalb in der Nahrung der armen Klassen stark vertreten. Es ist auch möglich, den Eiweißbedarf mit rein vegetarischer Nahrung zu decken. Rubner meint, daß dafür 3080 g Kartoffeln oder 800 g Reis oder 800 g Mais oder 1500 g Schwarzbrot genügen; und „tatsächlich lebt der arme Neapolitaner wesentlich von Weißbrot, 1000—1500 g Brot für den Tag sind ein durchaus gewöhnliches Vorkommnis. Dazu manchmal Kartoffeln und Gemüse, wohl auch Bohnen.... In der Ernährung des japanischen Volkes finden nur Vegetabilien Verwendung, aber nicht ein einziges Nahrungsmittel, sondern ein Gemisch, Reis, Gerste und Weizen, Hirse und Buchweizen, Blattgemüse und dgl.“²⁾.

„Es konnte kaum möglich erscheinen, meint Bunge³⁾, daß ein Mensch in Form von Vegetabilien die zur Behauptung des Stickstoffgleichgewichts erforderliche tägliche Menge von wenigstens 100 g Eiweiß aufnimmt. Besonders ungeeignet erscheint die Kartoffel. Um in dieser Form 100 g Eiweiß in den Magen einzuführen, müßten wir 5 kg Kartoffeln verzehren.... Ein skeptischer Beurteiler wird dennoch die Möglichkeit zugeben müssen, daß mancher irische Arbeiter 5 kg Kartoffeln verzehrt und sein Stickstoffgleichgewicht behauptet“. „Die ländlichen Arbeiter in einigen Gegenden Bayerns sollen sich ausschließlich von Speisen ernähren, die aus Mehl und Schmalz bereitet werden, und dabei die schwerste Arbeit leisten“⁴⁾. In 1497 g Reis nimmt ein chinesischer Arbeiter 112 g Eiweiß und 1189 g Stärkemehl auf. Daß manche Arbeiter wirklich höchst bedeutende Mengen

1) Um 1000 Kal. zu liefern sind notwendig:

	Rindfl.	Eier	Hering	Butter
	846 g	14 St.	6 St.	126 g
Geldwert von 1000				
Kalorien	1,35 M	0,84 M	0,48 M	0,30 M
	Schweinefett	Reis	Brot	Kartoffeln
	107 g	290 g	430 g	1108 g
Geldwert von 1000				
Kalorien	0,15 M	0,17 M	0,11 M	0,07 M

(F. Hirschfeld, Nahrungsmittel und Ernährung, Berlin 1900, S. 27.)

²⁾ Rubner, o. c., S. 478.

³⁾ Bunge, Lehrbuch der Chemie, 2. Aufl., Leipzig 1889, S. 73.

⁴⁾ Bunge, o. c., S. 74.

von Vegetabilien und Stärkemehl aufnehmen, geht aus folgenden Angaben hervor ¹⁾).

Arbeiter	Kost	Eiweiß	Fett	Kohlehyd.
Italienische Ziegelarb.	1000 g Mais, 178 g Käse	167 g	117 g	675 g
Holz knechte i. Reichenhall	Brot, Mehl, Schmalz	112	309	691
Holz knecht i. Oberaudorf	Brot, Mehl, Schmalz	135	208	876
Bauernknechte i. Laufzorn	Mehl, Schmalz	143	108	788
Bergleute in der Grube Silberau . .	Viel Vegetabilien	133	113	634

Die Nahrung der Zittauer Weber ist eine fast ausschließlich vegetarische, und die Zahl solcher Beispiele könnte noch stark vermehrt werden.

Diese Fälle einer einförmigen vegetarischen Nahrung sind natürlich Extremfälle; meistens ist die Nahrung gemischt und es sind darin vegetarische und auch animalische Elemente vertreten. Aber wenn eine solche Nahrung auch die menschliche Existenz ermöglicht, so muß sie doch als höchst unrationell bezeichnet werden. Der Darmkanal des Menschen ist zu kurz, um die großen Volumina von Speisen zu bewältigen, die er bei rein vegetarischer Nahrung aufnehmen muß, oder wenn die pflanzliche Substanz verhältnismäßig sehr stark vertreten ist. Auch die Einschließung der Nahrungsstoffe bei vielen Vegetabilien in feste Gehäuse aus Zellulose, welche von den Verdauungssäften gelöst oder wenigstens durchdrungen werden müssen, wirkt erschwerend ²⁾. Diese und manch andere Ursachen machen eine rein pflanzliche Nahrung für den Menschen ungeeignet. Daher ist als Folge vegetarischer Diät in vielen Fällen „eine größere Neigung zu Erkrankungen und eine geringere Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Erkrankungen zu beobachten, so daß der Vegetarier bei derselben Form und Schwere der Erkrankung schneller und mehr herunterkommt als andere, bei gemischter Kost Lebende... Endlich lehrt die Statistik, daß in früheren Jahren, wo in Gefängnissen die Kost eine ausschließlich vege-

¹⁾ Voit, c. o., S. 524.

²⁾ Voit, Über die Kost eines Vegetariers. Zeitschrift für Biologie, 25. Bd., 1889.

tabilische war, die Erkrankungs- und Sterbeziffer der Insassen eine viel höhere gewesen ist als in neuerer Zeit, wo daneben wenigstens einen Tag um den anderen Animalien verabreicht werden¹⁾. Voit ist der Ansicht, daß der Mensch für die Dauer nicht mehr als 750 g Brot im Tag aufnehmen sollte²⁾. Andererseits sollte er nicht über $\frac{3}{4}$ seiner Nahrung in Fleisch aufnehmen. Als normal hält Voit die Kost, in der 35 % des Eiweißes dem Tierreich entnommen sind. Bei einer Norm von 118 g Eiweiß sind es 40 g Tiereiweiß; man braucht dazu 230 g Fleisch (= 191 g reines Fleisch).

Außer diesen allgemeinen Prinzipien der richtigen Ernährung ist es unmöglich, exaktere und mehr ins Detail gehende Normen aufzustellen; die Ernährung eines jeden Menschen muß sich, um zweckmäßig zu sein, an die individuellen Eigenschaften seines Organismus anpassen. In der Regel

1. muß jeder Nahrungsstoff in genügender Menge vorhanden sein;
2. die einzelnen Nahrungsstoffe müssen in richtigem Verhältnis gegeben werden;
3. die Nahrungsstoffe müssen aus dem Darmkanal in die Säfte aufgenommen werden können;
4. es müssen außer den Nahrungsmitteln noch Genußmittel gegeben werden.

Dies sind die Anforderungen an die Ernährung, die die moderne Hygiene stellt. Wie steht es aber in Wirklichkeit mit den Ernährungsverhältnissen?

Vor allem kommt die Erscheinung der Sättigung hinzu. In Sättigung und Hunger drückt sich die genügende oder ungenügende Ernährung aus, und darin besteht die große Bedeutung dieser Instinkte. Sie sind mächtige Anpassungsmittel des tierischen Organismus an seine Lebensumgebung, und je feiner sie entwickelt sind, desto günstiger die Stellung im Kampfe um das Dasein.

Der Hunger kann aber nicht bezeugen, welche Stoffe und in welchem Maße sie dem Organismus notwendig sind, und das Sättigungsgefühl beweist keineswegs, daß der Bedarf an Eiweiß,

¹⁾ Munk, Einzelernährung und Massenernährung, S. 73.

²⁾ Voit, Physiologie der Ernährung, S. 503.

Fett und dgl. vollständig gedeckt ist. Hunger und Sättigung sind im allgemeinen richtige Barometer des Bedürfnisses an Stoffen zur Wiederherstellung eines sich abarbeitenden Organismus. Dieses Bedürfnis entsteht aber nicht als Funktion der chemischen Eigenschaften der Nahrung, sondern steht mit der Nahrungsmenge im Zusammenhange. Der Bedarf an Stoffen bestimmter Qualität erscheint als Bedarf an bestimmter Quantität. „Das Gefühl der Sättigung hängt von verschiedenen Momenten ab, einmal von der Größe, von der absoluten und relativen Kapazität des Magens, sodann sehr wesentlich von der Gewohnheit. Wer von Jugend an gewohnt ist, ein großes Speisevolumen aufzunehmen, wie das bei vorwiegender Pflanzenernährung der Fall ist und fast ausnahmslos bei den niederen Volksklassen zutrifft, die ihre Verpflegung um einen möglichst geringen Preis bestreiten müssen, bei dem bleibt das Sättigungsgefühl aus, sobald er ein wenig voluminöse gemischte, aber gehaltreiche, animalische Mittel einschließende Nahrung genießt, selbst wenn letztere in reichlicherem Maße verwertbare Nährstoffe enthält als die sonst gewohnte pflanzliche Nahrung. . . . Bei gewohnheitsmäßigem Genuß einer sehr voluminösen, durch die Zubereitung sehr wasserreich gewordenen pflanzlichen Nahrung: Kartoffeln, Reis, Mais, Hülsenfrüchte, Schwarzbrot, findet eine Anpassung des Magens an die großen Speisevolumina statt, es kommt durch die stete übermäßige Anfüllung zu einer dauernden Erweiterung des gesamten Verdauungskanals, Magens und Darms, die unter dem Namen Kartoffelbauch bekannt ist, weil er häufig bei den fast nur von Kartoffeln lebenden armen Volksklassen beobachtet wird“¹⁾).

„Ein 5 kg Kartoffeln im Tage verzehrender Irländer befindet sich dabei seiner Meinung nach ganz gut, obwohl er schlecht genährt ist; ja er wird sich nicht gesättigt fühlen und über Hunger klagen, wenn er eine ausreichende und gute Nahrung in einem kleineren Volumen erhält. Die an ein großes Volumen der Speisen gewöhnt sind, beurteilen nach der Anfüllung des Magens und dem trügenden Gefühl der Sättigung den Wert der Nahrung, sie verspüren ein Hungergefühl, sobald ihr Magen bei einer besseren und kompenderen Kost nicht mehr so stark angefüllt wird. . . .

¹⁾ Munk, o. c., S. 59–60.

Um aus einer Schädigung des Körpers oder aus der Leistungsfähigkeit auf eine unrichtige Ernährung, z. B. auf eine zu geringe oder eine übermäßige Aufnahme des einen oder anderen Nahrungstoffes zu schließen, müßte man häufig lange Zeit, monatelang, die betreffende Kost aufnehmen⁽¹⁾.

Diese Erscheinung hat eine große soziale Bedeutung. Die armen Bevölkerungsklassen, welche nicht imstande sind, sich die nötigen Nahrungssubstanzen in ausreichenden Mengen zu beschaffen, müssen weniger nahrhafte Produkte (Kartoffeln, Brot) in solchen Massen verbrauchen, daß ein Sättigungsgefühl hervorgerufen wird. Die Qualität der Nahrung wird durch die Quantität ersetzt. „Der kümmerliche Ernährungszustand, die schwächliche Entwicklung der Eifelbewohner, der Oberschlesier, der Erzgebirgler und allgemein der ärmsten Bevölkerungsschichten in Deutschland wie überall auf der Erde wird wohl vorzugsweise durch die unzureichende Menge der Nahrungsaufnahme verursacht. Sie essen zu wenig, und doch kann nicht angenommen werden, daß sie Tag für Tag hungrig zu Bette gehen. Ein dauerndes Nichtsättigen dürfte nur ausnahmsweise stattfinden; denn das Hungergefühl wird von allen Bedürfnissen des Lebens zuerst befriedigt, und sollte es in unrechtmäßiger Weise geschehen. Nein, sie essen sich satt und essen doch zu wenig⁽²⁾).

Auf Grund der Beobachtungen über die Ernährungsverhältnisse der Zittauer Weber kommt Rechenberg zu folgendem Schluß: „Sie sättigen sich vollständig; sie stehen gesättigt von der Mittagmahlzeit auf, gehen abends gesättigt zu Bette. Ohne Zweifel wird die EBlust bei dem steten Aufenthalte in kleinen niedrigen, schlecht ventilierten, im Winter überheizten Stuben ungünstig beeinflußt. Aber damit ist die ausreichende Nahrungsaufnahme nicht vollständig erklärt; denn die Tagelöhner auf dem Felde der Zittauer Gegend, überhaupt die dort weniger bemittelten Bevölkerungsklassen, die im großen und ganzen nach der gleichen Kostart leben, sind zwar besser als der Durchschnitt der anderen ernährt, bieten aber nicht entfernt das Bild eines normalen Ernährungszustandes, eines kräftigen, leistungsfähigen Körperzustandes. Nicht also in mangelnder EBlust, sondern in

¹⁾ Voit, o. c., S. 493—494.

²⁾ Rechenberg, Katechismus der menschlichen Ernährung, Leipzig, S. 70—71.

der Kostart muß die hauptsächlichliche Ursache der ungenügenden Sättigung liegen⁽¹⁾.

Der Mangel an den notwendigen Nährstoffen tritt nur allmählich durch den allgemeinen Zustand des Organismus vor Augen. Das unmittelbare Sättigungsgefühl beweist aber nichts für eine richtige oder unrichtige Ernährung. Und tatsächlich leben Tausende von Menschen, ohne Hunger zu kennen, und sterben an mangelhafter Nahrung.

Der Geschmack wirkt in der entgegengesetzten Richtung. Er steht nicht mit der Quantität, sondern vor allem mit der Qualität der Nahrung in Verbindung. In der Auswahl der Kost leitet dieser Instinkt den Menschen nicht minder als das Streben nach Sättigung, und daher ergänzen sich in gewissen Grenzen die beiden Instinkte. Auch der Geschmack ist eine wichtige, unbewußt-zweckmäßige Anpassungsfähigkeit im Kampfe um das Dasein, und solange er normal wirkt, veranlaßt er den Menschen, womöglich alle Bedürfnisse seines Organismus zu decken.

„Die freie Wahl ist gar nicht frei im wahren Sinne des Wortes. Die Wahl zwingt uns im großen und ganzen der Appetit auf, und dieser ist ein instinktiver Wächter der Gesundheit. Verlangen nach gewissen Speisen ist ein Ausfluß der Notwendigkeit eines Bedürfnisses. . . . Ist der Appetit normal, so bleiben wir genau auf dem Gewicht und der Zusammensetzung. Was unserem Körper fehlt, nach dem treibt uns das instinktive Verlangen. Die Erhaltung der Spezies ist im ganzen Tierreich auf den Appetit als Regulator gestellt⁽²⁾).

Die erste Wirkung des Geschmacks besteht darin, daß er zu einer Abwechslung in der Nahrung führt. Eine einzelne Nahrungsart, mag sie noch so viele Nährstoffe enthalten, kann allen Bedürfnissen niemals gerecht werden. Daher ist eine gewisse Abwechslung in der Nahrung ein dringendes Bedürfnis. „Die Gefühle und Wünsche sind wandelbar. Ein Nahrungsmittel pflegt der Organismus nicht dauernd zur Ernährung zu ertragen, solche Kost wird als monoton empfunden und zurückgewiesen. Dauernd gleichartige Ernährung ist offenbar nicht bekömmlich, weil dieselbe, wenige Fälle ausgenommen, die normale Zusammen-

1) Rechenberg, Ernährung der Handweber, S. 35,52.

2) Rubner, Volksernährungsfragen, S. 29.

setzung des Körpers in allen seinen Teilen nicht zu erzielen imstande ist⁽¹⁾). Der Geschmack zwingt auch die ärmsten Bevölkerungsklassen diesem Bedürfnisse nachzukommen; sie ziehen eine teure, aber abwechselnde Nahrung einer billigen und gleichartigen vor, obwohl sie dabei die notwendigen Quanten Eiweiß usw. nicht erreichen können. Davon war bereits oben die Rede.

Das abstrakte „Nahrungsbedürfnis des Organismus“ erscheint also als eine Summe konkreter Bedürfnisse an konkreten Nahrungsarten.

Der Geschmackssinn ist ferner ein richtiger Regulator der Ernährung, indem er bei der Auswahl zwischen verschiedenen Nahrungsarten zugunsten der nützlicheren entscheidet. Die allgemeine Tendenz besteht darin, daß die „monotone Nahrung durch verschiedenartige, die schwer verdauliche durch leicht verdauliche, die geschmacklose durch würzige Kost ersetzt wird. Entspricht nun diese Entwicklung des Geschmacks, die sich überall zeigt, wo die Verhältnisse den Individuen eine leidliche Freiheit in der Wahl der Nahrungsmittel gestatten, nur einem Zuge der Naschhaftigkeit und Genußsucht? Oder gelangt darin ein instinktiv richtiger, einem allgemeinen Fortschritt in der menschlichen Ernährung zugerichteter Trieb zum Ausdruck? Ich glaube, daß letzteres der Fall ist. Denn die Bevorzugung der leicht verdaulichen vor der schwerverdaulichen, der konzentrierten vor der voluminösen Nahrung ist vom physiologischen Standpunkt als durchaus rationell zu bezeichnen. Auch bei der Wahl seiner Nahrungsmittel scheint sich der durch äußere Verhältnisse nicht allzu sehr eingeengte Mensch in seinem dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt zu sein⁽²⁾).

Diese natürliche, allgemein wirkende Tendenz der Geschmacksinstitute bestimmt bei freier Wahl die Auswahl dieser oder jener Speise. In der geschichtlichen Entwicklung führt sie zum Ersetzen der überlieferten Nahrungsweise durch eine neue, dem Geschmacksbedürfnisse besser entsprechende. Da sie aber eben nur die allgemeine Tendenz ist, die die Entwicklungsrichtung

¹⁾ Rubner, Physiologie der Nahrung und Ernährung, S. 21–22.

²⁾ G. Grotjahn, Wandlungen in der Volksernährung. Schmollers Forschungen, Bd. XX, S. 65.

bestimmt, so ist der Fortschritt auf dem Ernährungsgebiete unbegrenzt. „Die Quantität, sagt Grotjahn, hat ihre physiologisch begründete Grenze, während hinsichtlich der Qualität eine unbegrenzte Möglichkeit der Differenzierung und Verfeinerung besteht, die in der bei den wohlhabenden Bevölkerungsschichten in Blüte stehenden Kochkunst ihren Ausdruck findet. Entwicklungstendenz und Entwicklungsunterschiede in der Kost der Wohlhabenden richten sich nicht mehr auf die Quantität der Speisen, deren Verringerung im Gegenteil angestrebt wird, sondern auf ihre Qualität. Denn die Kochkunst erstrebt nur eine subjektiv zusagende, schmackhafte Ernährung, indem sie dabei das allgemeine menschliche Bedürfnis nach objektiv ausreichender Nahrung absichtslos mitbefriedigt“²⁾. Diese natürliche Tendenz entspricht aber nicht der tatsächlichen Entwicklung der menschlichen Ernährung, da die letztere sich niemals geradlinig entwickelt hat. Sie wird von sozialen Erscheinungen durchkreuzt, welche hin und wieder in einer anderen, manchmal sogar in entgegengesetzter Richtung wirken. Nicht eine einfache und gerade Linie ist die Ernährungsentwicklung, sondern eine komplizierte Kurve.

Das Bedürfnis nach dieser oder jener Nahrungsart hängt von den Lebens- und Arbeitsverhältnissen ab. Bei sitzender Lebensart braucht der Mensch eine wesentlich andere Nahrung als bei steter Bewegung — mag auch sein Kraftverbrauch der gleiche bleiben; der im Freien Arbeitende fühlt das Bedürfnis nach anderer Nahrung als der im geschlossenen Raume usw. Die Arbeitsumgebung des Menschen hängt aber von seiner Produktionsweise ab und wechselt mit deren Entwicklung. So verändert z. B. die sich auf Kosten der Landwirtschaft entwickelnde Industrie die Arbeitsverhältnisse für Hunderttausende von Menschen; sie macht eine neue Nahrungsart notwendig, welche den veränderten Verhältnissen besser angepaßt sein müßte.

„Ein Landarbeiter hat schwere körperliche Arbeit zu leisten und bedarf daher einer Nahrung, die ihm 5000 Kal. am Tage liefert. Wenn er nur von Brot, Kartoffeln und anderen Vegetabilien lebt, so erhält er in den 5000 Kal. mühelos 100 g Eiweiß, ja mehr.

¹⁾ Grotjahn, o. c., S. 14—15.

Nun wandert derselbe Mann in die Stadt und wird dort zu einem Berufe geführt, der ihn zu sitzender Lebensweise zwingt. Er bedarf daher nur 2500 Kal. Behält er nun seine Nahrung der Qualität nach bei, so ist zweierlei möglich: entweder ißt er die bisherige Menge, das ist auf die Dauer unmöglich, da der Körper die überflüssige Menge nicht bewältigt; oder er schränkt sie auf die Hälfte ein, dann ist die Kalorienmenge richtig, aber er bekommt dann nur 50 g Eiweiß pro Tag. Will er sich richtig ernähren, so muß er seine bisherige Nahrung auf die Hälfte verringern, aber dafür 50 g Eiweiß, z. B. 250 g Fleisch hinzufügen¹⁾.

Bestimmt aber die Entwicklung der Produktionsweise den Wandel der Nahrungsbedürfnisse, so ist dadurch die Entwicklung der Nahrung, wie es geschichtlich der Fall war, weder bestimmt noch erschöpft. Denn die Produktionsweise wirkt auch in einer anderen Richtung hin: erstens bestimmt die gesellschaftliche Produktionskraft, welche Nahrung dem Menschen zugänglich ist, und zweitens führt die Klassenbildung in der Gesellschaft zu Verschiedenheiten in der Ernährungsweise.

Gleich dem Tiere entnimmt der Mensch seine Nahrung der äußeren Natur. Er braucht sich aber dabei nicht darauf zu beschränken, was die Natur ihm „freiwillig“ gibt, d. h. darauf, was er als „natürliches Gut“ findet. Er erobert die Natur, indem er ihre Gesetze erkennt, und das Niveau seiner Produktionstechnik ist das Maß dieser Herrschaft. Je höher die Produktionskräfte entfaltet sind, desto größer die Macht des Menschen, desto geringer seine Abhängigkeit von den natürlichen Zufälligkeiten und Unregelmäßigkeiten.

Die Nahrung eines Urjägers ist eine mehr oder weniger bestimmte, sie besteht hauptsächlich aus dem Fleische der Tiere, die in der Umgebung leben. Sie variiert außerdem mit dem Klima, der geographischen Lage und dgl., bleibt aber im wesentlichen immer eine Fleischnahrung; die wenigen Pflanzen, die der Jäger in seiner Umgebung findet, werden daher sehr hoch geschätzt.

Ähnlich stehen die Dinge bei dem Urfischer. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich aus Fischen und wechselt mit den

¹⁾ Otto Cohnheim, Ernährungsprobleme. In den „Süddeutschen Monatsheften“ 1905, S. 253–254. Dies ist der Extremfall. Im allgemeinen braucht aber die städt. Bevölkerung eine Nahrung, in der die Animalien verhältnismäßig stärker vertreten sind.

geographischen Verhältnissen — je nach den verschiedenen Flüssen und Seen. Erst dort, wo die Jagd mit der Fischerei verbunden auftritt, entsteht eine größere Abwechslung in der Nahrungsweise.

Die Tierzähmung ist ein großer Fortschritt auf diesem Gebiete. Sie sichert dem Menschen nicht nur eine regelmäßigere Ernährung und eine größere Auswahlfreiheit, sondern bringt ihm auch neue wichtige Nahrungsarten, wie Milch und Milchprodukte. Die Ausdehnung der Viehzucht auf neue Tierarten und die künstliche Auslese befand sich bis heutzutage in steter Entwicklung, und die riesigen Fortschritte der Viehzucht im 19. Jahrhundert beweisen, daß die Grenzen der Entwicklung auf diesem Gebiete noch keineswegs erreicht sind.

Der Übergang zum Ackerbau ruft wieder eine Revolution auf dem Gebiete der Ernährungsweise hervor. Erst mit der Entwicklung des Ackerbaus finden wir die pflanzlichen Substanzen in der Nahrung ziemlich stark vertreten. Bis in die neueste Zeit — bis zur Anwendung des Dampfes und der Elektrizität in der Landwirtschaft — bleibt der Ackerbau mit der Viehzucht auf das engste verbunden, daher sind auch die Fleischstoffe in der Nahrung so stark vertreten. Die Kost des „freien Bauern“ steht ihrer Nährhaftigkeit nach sehr hoch und seine Auswahlfreiheit ist ziemlich groß.

Der Ackerbau hat die gleiche Entwicklung durchlaufen wie die Viehzucht. Die Anzahl der gebauten Pflanzen wird immer vermehrt, und dieser Umstand erweitert wieder die Auswahlfreiheit in der Nahrung, verfeinert ihre Qualität und läßt sie immer verschiedenartiger gestalten. Man braucht dabei nur an die Einführung der Kartoffeln aus Amerika oder an die moderne Entwicklung des Gemüsebaus und der Gärtnerei zu denken! Und andererseits haben sich nicht nur die Bodenbeauungs- und Bodenausnutzungsmethoden entwickelt, sondern auch die Qualität der Produkte hat sich geändert. Der Fortschritt der wissenschaftlichen Agronomie schafft schließlich auch hier unbegrenzte Möglichkeiten.

Mit den Arten der Nahrungsmittelerzeugung entwickeln sich auch die Methoden ihrer Bearbeitung. Die Erfindung des Feuers ist epochemachend und bleibt vielleicht die größte Erfindung in der ganzen weiteren Geschichte dieses Gebiets; die

Rösterei der auf der Jagd getöteten Tiere ist daher die erste Stufe der „Kochkunst“. Da es lange Zeit kein Kochgeschirr gibt, so ist das eigentliche Kochen noch unmöglich; hier und da dienen dafür mit Wasser gefüllte Gruben, worin glühende Steine geworfen werden. Die Erfindung des Tongeschirrs macht einen weiteren Schritt vorwärts und bildet zugleich die erste Stufe der bedeutungsvollen Entwicklung des Kochgeschirrs. An Stelle des Tons tritt später Eisen- und Kupfergeschirr, in dem das Kochen viel rascher geht.

Die Kunst der Speisenzubereitung entwickelt sich dagegen nicht so geradlinig und ununterbrochen wie die allgemeine Küchentechnik; sie bildet überall einen Luxusgegenstand und findet ihre höchste Entwicklung dort, wo auch der Luxus am stärksten getrieben wird, wo also eine Gruppe reicher Leute an der Spitze der Gesellschaft steht. Im Altertum war es bekanntlich Rom, das hier das Höchste geleistet hat; die kolossalen Mittel, die aus dem bis aufs äußerste ausgebeuteten Weltreiche flossen, dienten der römischen Oligarchie zu einem noch nie dagewesenen Luxus, unter anderem auch in der Speisetafel. War doch die „Gastrosophie“ die einzige Wissenschaft, in der Rom Griechenland und die übrige Antike überflügelte. Im naturalwirtschaftlichen und bäuerischen Mittelalter hält dann die Entwicklung still. Umso rascher geht sie wieder im 17. und 18. Jahrhundert vorwärts, und die Kochkunst erreicht nunmehr in Frankreich ihren höchsten Punkt. Für den Pariser Adel bleibt die Küche der einzige Ort, wo einem Gentilhomme die physische Arbeit erlaubt war, und viel Scharfsinn und Kenntnis dieses geistreichen Zeitalters war für die Verfeinerung der Speisetafel verwendet. „Manger est un besoin, mais savoir manger est un art“ — so formulierte Laroche-foucault den Geist seiner Zeit.

Nicht überall aber geht die Entwicklung in gleicher Weise vor sich: ihre Richtung hängt von lokalen, klimatischen und ähnlichen Ursachen ab, und unter verschiedenen Verhältnissen führt sie zu verschiedenen Resultaten. Dies ist ohne weiteres in bezug auf die Jagd und Fischerei klar; auch die Viehzucht hängt offenbar von diesen Verhältnissen ab; und der Ackerbau konzentriert sich je nach dem Klima auf Roggen, Weizen, Mais oder Reis.

Solange zur Konsumtion nur Produkte verwendet werden

können, die in der unmittelbaren Umgebung erzeugt werden, hat die Volksernährung einen scharf ausgeprägten lokalen Charakter. Erst der Kapitalismus schafft einen Weltmarkt für die landwirtschaftlichen Produkte. Die Entwicklung der Transportmittel verringert einerseits die Frachtkosten und macht den Transport ökonomisch möglich, andererseits steigert sie die Schnelligkeit des Transports und dehnt den Welthandel auf Produkte aus, die einen längeren Transport nicht ertragen können. Zu gleicher Zeit zerstört der Kapitalismus alle Überbleibsel der alten Naturalwirtschaft, wo diese sich noch erhalten hat, und zieht in den Weltverkehr immer neue Produzenten und deren Produkte hinein. Er beseitigt auf diese Weise die lokalen Konsumtypen und gleicht sie in der Richtung zu einem einheitlichen Welttypus immer mehr aus. Von der Mannigfaltigkeit der lokalen Typen mit gleichartiger Konsumtion führt die Entwicklung zum verschiedenartigen Verbrauch innerhalb eines einheitlichen Welttypus.

Indem aber die Entwicklung der Produktivkräfte der Konsumtion neue Gebiete erschließt, den Geschmack verfeinert und immer größere Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung schafft, entspricht diesem Prozeß die Entwicklung der Ernährung nur solange, als keine Klassenbildung stattfindet. In der ursprünglichen Kommune dient jede Erfindung und Entdeckung allen zum Nutzen und die Entwicklung der Produktionsweise verbessert die Lage eines jeden. Anders wird es in einer in Klassen zerlegten Gesellschaft. Die herrschende Gruppe monopolisiert für sich alle Vorteile der gesteigerten Produktivität und schließt im Klassenkampfe die untersten Klassen von allen Errungenschaften im Kampfe mit der Natur aus.

Hier hängt die Ernährungsweise außer von den lokalen und natürlichen Verhältnissen und vom Stande der Produktion noch von der sozialen Stellung des Betreffenden ab. Neben der senkrechten Einteilung in lokale Ernährungstypen entsteht hier noch eine horizontale in soziale Klassentypen. Die weitere Entwicklung dieser letzteren hängt wieder von der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung ab.

„Die unzweifelhaft vorhandene Tendenz, sagt M. Weber, zur Beseitigung der historisch gegebenen lokalen Konsumtypen stellt eine Tendenz dar zur Uniformierung des Konsums überhaupt

in dem Sinne, daß die Art desselben schlechthin Funktion der Klassenzugehörigkeit und Einkommenshöhe wird⁽¹⁾.

Der Lokaltypus und der Sozialtypus können auch zu gleicher Zeit bestehen, indem innerhalb des Lokaltypus verschiedene soziale Konsumtypen sich ausbilden. Während das Dahinschwinden der Lokaltypen die Folge einer Entwicklung der Weltwirtschaft ist, entstehen die Sozialtypen überall mit der Klassenschichtung. Erst in der letzten Zeit wirken die beiden Tendenzen zusammen.

Die Sozialtypen in der Ernährung sind so alt wie die Klassen selber. Man braucht sich nur die Ernährungsverhältnisse irgendeiner solchen Epoche zu vergegenwärtigen.

„Eine Revolutionierung der Nahrung des Bauern vollzog sich vom 15. Jahrhundert an. Noch im 14. Jahrhundert lieferten Wald, Weide, Wasser und Geflügelhof reichliche Fleischnahrung. Fleisch war damals die gewöhnliche tägliche Speise des gemeinen Mannes in ganz Deutschland. Zwei bis drei Fleischspeisen für Tagelöhner im Tage waren nichts Ungewöhnliches.

„Wie verbreitet der Fleischkonsum in jener Zeit war, zeigt uns eine Berechnung Klödens, der zufolge in Frankfurt an der Oder im Jahre 1308 der Fleischkonsum mindestens 250 Pfund pro Kopf der Bevölkerung betrug, während heute der Fleischverbrauch Berlins pro Kopf zwischen 130—150 Pfund schwankt. In Breslau betrug er 1880—1889 gar nur 86 Pfund.

„Im 16. Jahrhundert fiel die Entscheidung gegen die Bauern. Der Wald und das Wasser wurden ihnen verschlossen, das Wild, statt dem Bauern Nahrung zu geben, verwüstete seine Nahrung. Die Weide wird eingeschränkt, was der Bauer noch an Vieh und Geflügel aufzieht, muß er, abgesehen vom Zugvieh, in die Stadt verkaufen, um das nötige Geld aufzutreiben. Der Tisch des deutschen Bauern wird nun rasch arm, dieser selbst ein Vegetarier, gleich dem Hindu.

„Schon 1550 jammerte der Schwabe Heinrich Müller: „Noch bei Gedenken meines Vaters, der ein Bauersmann war, hat man bei den Bauern ganz anders gegessen als jetzt. Da waren jeden Tag Fleisch und Speisen im Überfluß, und auf Kirmessen und anderen Gastereien, da bersteten die Tische von alledem, was

¹⁾ Max Weber: Vorbemerkung zu Abelsdorffs „Beiträgen zur Sozialstatistik der deutschen Buchdrucker“, 1900, S. IX.

sie tragen sollten; da soff man Wein, als wäre es Wasser, da fraß man in sich und nahm mit sich, was man wollte, denn da war Wachstum und Überfluß. Das ist jetzt anders geworden. Es ist eine gar kostspielige und schlechte Zeit geworden seit vielen Jahren, und ist die Nahrung der besten Bauern fast viel schlechter, als von ehemals die der Tagelöhner und Knechte war.“

„... Wir haben gesehen, wie der Bauer im 16. Jahrhundert ein Vegetarier wurde, im 17. und 18. Jahrhundert hörte er in manchen Gegenden überhaupt auf, sich satt zu essen. Bekannt ist die Beschreibung, die hundert Jahre vor der großen Revolution Labruyère vom französischen Bauern gab: „Es gibt eine Art menschencheuer Tiere, Männchen und Weibchen, schwarz, hager und sonnverbrannt; sie finden sich auf dem Lande und sind an den Boden gekettet, den sie mit unbesiegbarer Ausdauer aufwühlen und umgraben. Sie haben etwas wie eine artikulierte Stimme und zeigen, wenn sie sich aufrichten, ein menschliches Gesicht. In der Tat, es sind Menschen, die sich des Nachts in Höhlen zurückziehen, wo sie von Schwarzbrot, Wurzeln und Wasser leben“. In manchen Dörfern lebten die Bauern nur von Gras und Feldkräutern. Massilon, Bischof von Clermond-Ferrand, schrieb 1740 an Fleury: „Unser Landvolk lebt in furchtbarem Elend ... Die meisten entbehren das halbe Jahr hindurch sogar das Gersten- und Haferbrot, das sonst ihre einzige Nahrung bildet.

„Geradezu entsetzlich wurden die Zustände in Mißjahren, und angesichts der zunehmenden Unfruchtbarkeit des Bodens nahmen diese immer mehr zu. Von 1698 bis 1715 verringerte sich die Bevölkerung Frankreichs infolge der sich häufenden Notstände von 19 auf 16 Millionen“¹⁾.

Diese Schilderung bezieht sich auf das 16.—18. Jahrhundert. „Das finstere Mittelalter“ war längst überwunden; die Entwicklung hielt nicht still, die Industrie entfaltete sich rapid und energisch, Erfindungen und Entdeckungen folgten rasch aufeinander. Dieser Fortschritt führte aber nur zu einem verfeinerten Luxus der oberen Klassen, und die Volksmassen sanken immer tiefer in das Elend. Die Kartoffel, die im 16. Jahrhundert nach Europa eingeführt wurde, erlangt im letzten Viertel des 17. Jahr

¹⁾ K. Kautzky: Die Agrarfrage, Stuttgart 1902, S. 24—25.

hunderts eine besonders große Bedeutung. Diese schlechteste Volksnahrungsart hätte auch ohne die einflußreiche Protektion der preußischen Herrscher die hauptsächlichste werden müssen; durch sie aber wurde sie es noch rascher.

Hunger und Elend der Bauern waren die ersten Folgen der Entwicklung der Geldwirtschaft. Darauf beschränkte sich aber ihre Wirkung nicht: war es dem Bauern auch in den neuen Verhältnissen noch möglich, seine Wirtschaft nach alter Sitte weiterzuführen, und mußte er nur Steuern und dgl. in Geldform zahlen, so wälzt der Kapitalismus später den ganzen Charakter seiner Wirtschaft um. Er zerstört vollständig ihre naturale Grundlage, und aus einem Universalproduzenten macht er den Bauern zu einem reinen Landwirt, indem er ihm durch die Industrie alle übrigen Produktionszweige nimmt. Und andererseits, je rascher die Städteentwicklung vor sich geht, desto größer ist der Teil seiner Produkte, die sie verschlingt, desto stärker die Fäden, die den Bauern an den städtischen Markt binden. Diese Tendenz dauert noch im 19. und 20. Jahrhundert fort und übt auf die Lebensverhältnisse der Bauern den stärksten Einfluß aus.

„Die moderne Entwicklung der Volks- und Weltwirtschaft droht auch die Ernährung der ländlichen Bevölkerung in einer Weise zu verschlechtern, die die ernsteste Beachtung der sozialen Hygiene verdient. Die Ausbreitung der Industrie, das Wachsen der Städte, die Entwicklung der Geldwirtschaft und die Vervollkommnung der Verkehrsmittel haben auch jenen ländlichen Produkten, die früher zu nichts anderem als zum eigenen Verbrauch verwendet werden konnten, einen Marktwert verliehen. Ihr Konsum wird im eigenen Hause auf das notwendigste beschränkt, weil sie an den Zwischenhändler verkauft werden können. In Ermangelung eines besseren Ausdruckes möchte ich diesen Prozeß als eine „Merkantilisierung“ der Nahrungsmittel bezeichnen. Wie verhängnisvoll diese Merkantilisierung auf die Volksernährung mancher Gegenden gewirkt hat, schildert besonders anschaulich der eidgenössische Gewerbeinspektor und Arzt Schuler an dem Beispiele der Schweiz.

„Früher wurden in der Schweiz, wo die Molkereiprodukte im Vordergrund der landwirtschaftlichen Produktion stehen, große Quantitäten von Milch, Käse und Butter verzehrt. Die

Bevölkerung aß also eine zwar monotone, aber im Verein mit dem groben Schwarzbrot überreichliche und in bezug auf das Verhältnis von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten durchaus zweckmäßig zusammengesetzte Kost. Jetzt wird die Milch ganz allgemein von den Bauern in die mit aller technischen Vollkommenheit des Großbetriebs eingerichteten Molkereien eingeliefert; die Produkte der Molkereien gehen größtenteils als Schweizerkäse oder als Schweizerbutter in die Städte und in das Ausland. Für die einheimische Bevölkerung bleiben in erheblicher Menge nur die minderwertigen Produkte, Magermilch und Magerkäse, zurück. Zwar besitzen diese einen nicht unerheblichen Nährwert, sind aber wenig schmackhaft und fettarm. Erfahrungsgemäß werden sie nicht in großen Quantitäten genossen, ohne Widerwillen zu erregen. Die Ernährung der schweizerischen Landbevölkerung würde noch schlechter sein, wenn nicht in vielen Kantonen die Molkereien verpflichtet wären, Milch en detail zu bestimmten Preisen abzugeben. Aber die Milch muß dort immerhin erst gekauft werden, und es fällt ins Gewicht, ob ein Familienmitglied täglich ein oder zwei Liter Milch trinkt, was in früheren Jahren, als Milch und Molkereiprodukte noch keinen so hohen Marktwert hatten, von geringer Bedeutung war.

„Was hier von der Schweiz berichtet wird, finden wir in vielen Gegenden Deutschlands ebenfalls. Durch die Entstehung ausgedehnter Industrien innerhalb der ländlichen Bevölkerung und das enorme Wachstum der Städte wurde die Merkantilisierung auch der minderwertigen ländlichen Produkte angebahnt. Auch dadurch werden die ländlichen Konsumtypen untergraben, daß auf ausgedehnten Flächen des besten Ackers Produkte gezogen werden, die hauptsächlich für den Export bestimmt sind Am bedenklichsten wird jedoch die moderne Entwicklung mit ihrer ausschließlichen Produktion für den Markt, wenn sie zu gewerblichen Zwecken Nahrungsmittel verwüstet“¹⁾. „Die moderne Entwicklung der Landwirtschaft beginnt neuerdings zu einer drohenden Gefahr auch bei sonst befriedigenden Zuständen zu werden“²⁾.

¹⁾ Grotjahn o. c., S. 66, 67.

²⁾ Rubner, Volksernährungsfragen, S. 85.

Der Kapitalismus schafft, wie wir sahen, immer neue Möglichkeiten, die Nahrung verschiedenartiger zu gestalten und die Bedürfnisse des Organismus immer besser zu befriedigen. Um dieses Ziel aber zu erreichen, vereinfacht er die Ernährung der Volksmassen und bringt den Bauern um sein Brot und seine Milch.

Was die Nahrungsverhältnisse der Städte betrifft, so ist die Meinung sehr verbreitet, daß hier eine wesentliche Besserung in den Ernährungsverhältnissen der Volksmassen im 19. Jahrhundert stattgefunden hat. Diese Annahme stützt sich auf den wachsenden Fleischkonsum. Für die erste Hälfte des Jahrhunderts aber kann von einem Wachsen kaum die Rede sein; der Fleischverbrauch war hier großen Schwankungen unterworfen, im allgemeinen aber hat er sich eher verringert als vergrößert. In den letzten Jahrzehnten schwankt der Fleischverbrauch mit dem Wechsel der industriellen Phasen, und seine Steigerung ist so gering, daß eine wesentliche Verbesserung gar nicht eintreten konnte. Außerdem wird diese Steigerung wahrscheinlich „von den in den Städten numerisch stark vertretenen höheren und mittleren Bevölkerungsschichten absorbiert Als bewiesen kann daher eine wesentliche Verbesserung der Nahrung der unteren Bevölkerungsschichten nicht gelten. Sie ist häufig weiter nichts als eine Umwandlung zureichender derber, Lokalcharakter tragender Landkost in eine Ernährung, die qualitativ die der wohlhabenden Klassen nachahmt, aber sie quantitativ doch nicht erreicht“¹⁾.

Man darf sich deshalb auf die Durchschnittszahlen nicht beschränken, sondern muß die Ernährungsverhältnisse der einzelnen Volksschichten analysieren. Trotz der großen Schwierigkeiten, die diese Arbeit bietet, ist sie nicht unmöglich. So hat Grotjahn folgende drei²⁾ Konsumtypen gefunden:

1. Die frei gewählte Kost der Wohlhabenden. Bei der Untersuchung der Ernährungsverhältnisse der Angehörigen dieser Klasse konnte Grotjahn keine Zahlen ermitteln über den Fleischkonsum von reichen deutschen oder englischen Familien. Er

¹⁾ Ich lasse beiseite „die Kost der Klassen mit ausgeprägt lokalem Charakter“.

²⁾ Grotjahn o. c., S. 34. Zu demselben Ergebnis kommt auch P. Mombert für die letzten Jahrzehnte („Nahrungswesen“ in Weyls Handbuch d. Hyg., Bd. X, S. 131, 133).

mußte sich daher auf Angaben über Familien beschränken, „die zwar sämtlich den besseren Kreisen angehören, aber doch nicht so wohlhabend sind, daß sie sich im Fleischkonsum gar keinen Zwang aufzulegen brauchen“¹⁾. Dieser Umstand ist sehr zu beachten, da man die Ernährung solcher Familien nicht als vollständig rationell („ideal“, wie Grotjahn sich ausdrückt) betrachten kann. Sie verbrauchen weniger Fleisch, als es der Fall sein müßte, und daher mehr andere Produkte. Im Durchschnitt verbraucht ein Erwachsener 175 kg Brot, 175 kg Kartoffeln, 25 kg Zucker, 25 kg Fett (Butter) und 100 kg Fleisch.

2. Die Kost der städtischen Handwerker, Unterbeamten und gut gestellten Arbeiter. Sie unterscheidet sich von der Kost der ersten Gruppe einmal dadurch, daß der Fleischkonsum nur ausnahmsweise die Höhe des Konsums bei gut gestellten Familien erreicht, und dann durch die (aus den Haushaltsrechnungen nicht ersichtliche) Zubereitungsweise.

3. Die Kost der Industriearbeiter. Der Fleischverbrauch erreicht für sie niemals die Norm von 100 kg; meistens steht er sogar unter 50 kg, nicht selten auf 20, 15, ja auf 5 kg. Der Mangel an Fleisch wird durch große Mengen Brot und Kartoffeln ersetzt. Der Brotverbrauch steigt daher häufig bis 250 und 300 kg, und der Verbrauch von Kartoffeln auf 450—550 kg. Auf Grund eines reichen deutschen und belgischen Materials kommt Grotjahn zu dem Schlusse, daß „die auf reinen Geldlohn angewiesenen großstädtischen und industriellen Arbeiter meistens keinen genügenden Fleisch- und Fettverbrauch erreichen“²⁾, und daß „eine Unterernährung unter den Arbeitern auch dort besteht, wo von eigentlichem Pauperismus nicht gesprochen werden kann“³⁾.

Der Zusammenhang zwischen der Höhe des Einkommens und dem Nahrungsmittelverbrauch wird durch die folgende Tabelle gut illustriert⁴⁾:

¹⁾ Überhaupt ist der Verbrauch des Fleisches, dieses notwendigen und kostspieligen Konsumartikels, der beste Maßstab der allgemeinen Lebensverhältnisse, weil er von den Einkommensverschiedenheiten am fühlbarsten beeinflußt wird.

²⁾ o. c., S. 63.

³⁾ Grotjahn, S. 71.

⁴⁾ F. Hirschfeld, Verbrauch wichtigster Nahrungsmittel und die verschiedenen sozialen Verhältnisse in Deutschland. „Soziale Medizin“ 1903, S. 15.

Zahl der Beobacht.	Bei einem jährl. Einkommen eines Erwachsenen von	Der tägliche Verbrauch von Getreide, Kartoffeln, Fleisch und Wurst		
I. 12	100—150	641 g	598 g	19,5 g
II. 13	150—200	706 g	749 g	15,1 g
III. 14	200—300	711 g	575 g	43 g
IV. 15	300—400	636 g	664 g	80 g
V. 11	400—500	637 g	594 g	101 g

Die Tabelle beweist, daß der Fleischverbrauch mit dem Einkommen steigt; aber auch in der höchsten Gruppe (Familieneinkommen 1500—2000 M.) steht er immer noch sehr tief.

Lichtenfelt¹⁾ hat eine detaillierte Untersuchung über die Ernährungsverhältnisse der deutschen Arbeiter auf Grund seiner eigenen Enquête und anderen Materials durchgeführt. Seine Enquête brachte folgendes Resultat.

Bei dem durchschnittlichen Nahrungsaufwand eines erwachsenen Mannes im Tage enthielt seine Nahrung folgende Nährstoffquanten:

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
105,4 Pf.	89,2 g	113,9 g	618,8 g
99,5 Pf.	78,1 g	114,3 g	456,5 g
76,0 Pf.	65,9 g	97,0 g	494,9 g
64,3 Pf.	63,4 g	78,7 g	462,8 g
54,0 Pf.	66,6 g	84,3 g	415,6 g
41,5 Pf.	61,3 g	64,2 g	551,6 g

Die zwei höchsten Gruppen gehören vorwiegend dem Bergbau und der Stein- und Erdindustrie an. Bei der anstrengenden Arbeit in diesen Berufen brauchen die Arbeiter eine viel reichhaltigere Kost, und daher steht ihre Ernährung in Wirklichkeit relativ nicht so hoch, wie es aus den Zahlen hervorzugehen scheint. Im Durchschnitt verbrauchen die Arbeiter²⁾:

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
im Bergbau	98,9	109,0	559,4
„ Stein- u. Erdindustrie .	94,3	119,3	533,3
„ Maschinenindustrie . . .	80,3	104,3	404,8

¹⁾ Lichtenfelt, Über die Ernährung und deren Kosten bei deutschen Arbeitern. Basler volkswirtschaftliche Abhandlung. Nr. 2, Stuttgart 1911, S. 38—39.

²⁾ S. 32.

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
im Chemische Industrie (ohne Bayern)	76,3	79,1	332,7
„ Textilindustrie	72,0	90,6	447,6
„ Nahrungs- und Genußmittelindustrie	72,2	70,8	474,3

Die beiden Tabellen weisen sehr schlechte Ernährungsverhältnisse auf, insbesondere in bezug auf Eiweiß. Sogar die höchste Gruppe erhält bei einem Nahrungsaufwand von 1,05 M. pro Tag nur 89 g Eiweiß, und man braucht nicht zu wiederholen, daß sich bei weitem nicht alle Arbeiter eine solche Ausgabengröße erlauben können; aber auch dann würde die Eiweißmenge tief unter der Norm (120 g bei mittlerer und 150 g bei anstrengender Arbeit) stehen.

Noch charakteristischer sind die Schlüsse, zu denen die Bearbeitung des amtlichen Materials führt. Lichtenfeld hat in seiner Enquête mit der Verpflegung in Menagen zu tun gehabt. In der amtlichen Statistik dagegen sind die Zahlen dem Verbräuche von Arbeiterfamilien mit eigener Wirtschaft entnommen. Bei einem durchschnittlichen Nahrungsaufwande eines erwachsenen Mannes erhielt er¹⁾:

Pf.	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
0,48	44,7	61,5	313
0,57	56,6	75,1	413
0,63	59,6	72,3	489
0,68	69,0	79,0	527
0,73	71,4	93,0	498
0,77	74,7	96,0	506
0,83	82,4	100	525
0,87	85,6	105	550
0,92	87,8	107	563
0,98	93,8	103	520

Also bei einem Nahrungsaufwande von 1 Mark macht sich immer noch ein großer Mangel an Eiweiß fühlbar. Die Mehrzahl der Familien aber, die eine solche Summe für die Nahrung ausgeben können, haben ein Einkommen von 1500—2000 M.²⁾

¹⁾ S. 54.

²⁾ S. 66.

Lichtenfelt hat daher vollständig recht, wenn er zu dem Schlusse gelangt, daß die Ernährungsverhältnisse der großen Mehrzahl der Arbeiter ganz unbefriedigend sind.

Mombert untersuchte die Ernährungsverhältnisse von Arbeiterfamilien auf Grund der publizierten Arbeiterbudgets. Aus den Einkommengrößen der betreffenden Familien ist ersichtlich, daß hier keinesfalls von der untersten Schicht die Rede ist; meistens sind es qualifizierte Arbeiter. Trotzdem aber ist ihre Ernährung ganz ungenügend¹⁾:

	Jahres-Einkommen		Aufnahme einer erwachsenen Person an		
	einer erwachs. Pers.	der ganzen Familie	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
Pforzheimer Bijouteriearbeiter	525	2031	111	82	375
Bad. Zigarrenarbeiter	344	1204	97	61	419
Mannheimer Fabrikarb.					
a) i. d. Stadt wohnende . .	493	1795	103	77	374
b) auf d. Lande „ . . .	358	1435	98	61	398

„Es ergibt sich, meint Mombert, daß eine große Anzahl von Arbeiterfamilien, auch relativ gut gestellte, das erforderliche Kostmaß nicht erreichen“.

Mombert versucht ferner festzustellen, welcher Teil der Bevölkerung in einem Zustande dauernder Unterernährung lebt. Er nimmt an, daß man bei einem Nahrungsaufwande von 62 Pf. pro Tag die notwendigen Substanzen erhalten kann, daß also bei einem Aufwande von weniger als 62 Pf. die Folgen einer Unterernährung eintreten. Wenn die Nahrungsaufwände durchschnittlich 60 % der Gesamtausgaben bilden, so ist eine richtige Ernährung bei einem Familieneinkommen von weniger als 1300 bis 1400 M. unmöglich. Alle Tatsachen sprechen aber dafür, daß diese Sätze zu tief gegriffen sind. Lichtenfelts Angaben, welche auf einem sehr reichen Tatsachenmaterial basieren, beweisen, daß bei einem Aufwande von 60–70 Pf. pro Tag die Nahrung noch sehr ungenügend bleibt. Auch die Annahme,

¹⁾ Mombert, o. c. S. 104–106. Die Angaben über die Mengen von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten sind meistens viel größer, als es den Tatsachen entspricht (s. Lichtenfelt, Anleitung zur Begutachtung des Nährwertes der Kost, Bonn 1903). Die wirklichen Ernährungsverhältnisse sind also noch schlimmer.

daß 60 % der Gesamtausgaben auf die Nahrung verwendet werden, ist für unsere Zeit kaum zutreffend. Es ist daher zweifellos, daß eine Arbeiterfamilie mit einem Einkommen von 1400 M. noch nicht imstande ist, sich gut zu nähren. Und trotz dieser großen, ja vielleicht sogar zu großen Vorsicht, kommt Mombert zu dem Schlusse (auf Grund der preußischen Einkommenstatistik), daß die Zahl derjenigen, deren Einkommen zu einer ausreichenden Nahrung nicht genügt, ein Drittel bis eine Hälfte der Bevölkerung ausmacht¹⁾. In Wirklichkeit ist dieser Teil wahrscheinlich viel größer. Jedenfalls steht es fest, daß „das heutige durchschnittliche Arbeitereinkommen nicht genügt, um neben den anderen großen Ausgaben des Lebens bei den heutigen Lebensmittelpreisen²⁾ eine gute Ernährung zu beschaffen. Das gilt nicht nur von der überwiegenden Mehrzahl der Lohnarbeiterschaft, sondern in demselben Grade von Tausenden von Kaufleuten, Handwerkermeistern, kleinen Beamten und Bauern“³⁾.

Schließlich ist ohne weiteres klar, daß zwischen den Nahrungsverhältnissen und der allgemeinen Lebens- und Arbeitsfähigkeit ein enger Zusammenhang besteht. Er drückt sich darin aus, daß der schlechteren Ernährung größere Sterbe- und Krankheits-

	% des Fleisch- verbrauchs in der Nahrung	Eiweißverbrauch		Auf je 1000 beobachtete Personen							
				Männer				Frauen			
		animal.	pflanzl.	Krank- heitsfälle		Krankheitstage		Krank- heitsfälle		Krankheitstage	
				25-34 Jahre	35-54 Jahre	25-34 Jahre	35-54 Jahre	25-34 Jahre	35-54 Jahre	25-34 Jahre	35-54 Jahre
Industrie der Nahrungsmittel	12,2	49,23G (= 100)	31,7 G	354	447	6 684	10 456	558	538	14 016	13 916
Textilindustrie	12,6	42,84 (= 87)	36,3	393	422	7 539	9 607	678	672	16 759	18 244
Industrie der Steine u. Erden:											
a) Zement und Kalk	10,23	29,85 (= 60,6)	31,3	569	685	9 981	14 807	—	—	—	—
b) Steinarbeiten				495	603	12 168	19 363	—	—	—	—
c) Glas u. Por- zellan				359	461	7 381	11 615	—	—	—	—

¹⁾ S. 111—113.

²⁾ Der Artikel ist im Jahre 1904 geschrieben. Seitdem sind die Lebensmittelpreise bekanntlich noch bedeutend gestiegen.

³⁾ S. 123.

ziffern entsprechen und umgekehrt. Bauer hat z. B. folgende Tabelle zusammengestellt¹⁾.

„Aus dieser Tabelle geht folgendes hervor: Sinkt der Verbrauch an animalischem Eiweiß von einer zur anderen dieser Industrien wie 100 : 87 : 60,6, so steigt die Zahl der Krankheitstage bei Männern von 25—34 Jahren umgekehrt etwa wie 100:113:147, bei Frauen schon in den erstgenannten Industrien (Nahrungsmittel- und Textilindustrie) wie 100 : 125 und 100 : 130, ihren niedrigen Löhnen ganz entsprechend. Wir gelangen somit auf Grund der Berechnung von 2958 Nahrungsbildern und einer Krankheitsstatistik, die 56 234 (davon 13 907 weibliche) Personen umfaßt, zu dem Ergebnis: Das Ausmaß des animalischen Eiweißes, das sich die Arbeiter durch die Kaufkraft ihres Lohneinkommens in einer Industrie verschaffen können, steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer relativen Krankheitsdauer. Je weniger tierisches Eiweiß, desto stärker ihre Krankheitswahrscheinlichkeit“.

Und für die Sterblichkeitsverhältnisse bringt Lichtenfelt folgende Zahlen²⁾:

	Verbrauch an animal. Eiweiß verdaulich für den Mann und Tag	Sterblichkeit auf je 1000 Lebende
Chemische Industrie	54 g	6,53
Steine und Erden	51	8,63
Maschinen und Metallverarb.	47	9,87
Bergbau	46	8,68
Textilindustrie	34	13,66
Nahrungs- u. Genußmittellind.	31	11,33

Obwohl es sich in den beiden Tabellen um ganz beträchtliche animalische Eiweißmengen handelt, tritt der enge Zusammenhang zwischen der Nahrungszusammensetzung und den Lebensverhältnissen auch hier klar hervor. Und die Konsumtion von Fleisch (animalischem Eiweiß) ist das genaueste Symptom für die Einkommensverhältnisse.

Von hier aus die Schlußfolge in der Frage des Existenzminimums. Einerseits entspricht jeder Einkommenstufe ein bestimmter Ernährungstypus, und jedem Ernährungstypus entspricht andererseits ein bestimmter Existenztypus. Folglich

¹⁾ Basler volkswirtschaftliche Arbeiten, Nr. 2, S. XIX.

²⁾ Lichtenfelt, Volksernährung und Teuerung, Stuttgart 1912, S. 38.

ist es unmöglich, ein abstraktes Minimum der Kostaufwände zu finden. Es besteht hier eine Stufenreihe, wo jeder einzelnen Einkommenstufe eine bestimmte „Existenz“ entspricht.

Die zahlreichen Versuche, das Minimum dessen zu bestimmen, was man für die Ernährung notwendig ausgeben muß, sind nicht vom theoretischen, sondern vom praktischen Gesichtspunkt aus geleitet: man will damit nur eine Anweisung für die Zusammenstellung von Speisezetteln für verschiedene Einkommensklassen geben. Daher finden wir hier alle möglichen Ausgaben Größen von 30 Pf. pro Tag an¹⁾. Aber der Vergleich dieser Speisezettel mit der Ernährung, wie sie in der Wirklichkeit ist, kann zu interessanten Resultaten führen. Bei folgenden Nahrungsaufwänden erhielt eine Person Eiweiß:

Ausgabe:	40—50 Pf.	57 Pf.	60 Pf.	73 Pf.	80 Pf.
Nach Meinert ²⁾	105 g	106		128	
„ König ³⁾		119,6	105,5		115,3
„ Kalle ⁴⁾					
„ d. Gesundheitsbüchlein ⁵⁾		135,1			
„ d. Erhebungen Lichtenfelts u. a. ⁶⁾ . . .	44,7 bis 61,3	56,6	59,6 bis 60,5	71,4 bis 65,9 (Ausg. = 70)	82,4 (Ausg. = 83)

Die Rezepte von Meinert, Kalle u. a. sind im wirklichen Leben unausführbar. Die Ursache dafür liegt natürlich nicht darin, daß die Hausfrauen diese Bücher nicht lesen; denn wären die Rezepte wirklich verwendbar, so müßten sie irgendwie in die Arbeiterküchen eindringen können. Sie haben aber alle einen Fehler: indem sie nämlich die notwendigen Eiweißquanten zu erreichen suchen, lassen sie die Kompliziertheit der Bedürfnisse und die Mannigfaltigkeit der Anforderungen, die an die Ernährung

¹⁾ Aber auch diese Zahl ist willkürlich. Wenn alle diese Rezepte mit 30 Pf. (meistens mit noch höheren Ausgabengrößen) beginnen, so ist es nur deshalb der Fall, weil bei geringeren Aufwänden die Nahrung sich ganz gleichartig gestalten wird, und ihre Zusammenstellung keine Schwierigkeiten bietet: Brot und Kartoffeln, Kartoffeln und Brot.

²⁾ Wie nährt man sich gut und billig? Berlin 1882, S. 53, 63, 73.

³⁾ Chemie der Nahrungsmittel. Berlin 1889, S. 1094—1097.

⁴⁾ Wie nährt man sich gut und billig? Leipzig 1891, S. 20.

⁵⁾ Herausgegeben vom Kaiserlichen Gesundheitsamt, Berlin 1904, S. 64.

⁶⁾ S. Lichtenfeld, Ernährung deutscher Arbeiter, S. 38, 58.

gestellt werden, außer acht¹⁾. Es ist dann eine ganz leichte Arbeit, billige Nahrungsmittel zu finden, eine Tabelle zusammenzustellen, die Zahlen zu addieren, — und es ist erreicht: man nährt sich gut und billig!²⁾

Es gibt also keine absoluten Minimalsätze in der Ernährung. Erstens hängen die Quanten von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten, mit denen der Mensch „am Leben erhalten werden kann“, von den Speisen ab, mit denen sie aufgenommen werden, und zweitens dürfen diese Sätze für die Aufstellung von Kostsätzen und für die Beurteilung der wirklichen Nahrungsverhältnisse keine Anwendung finden. Ferner ist es für den Menschen — für seine Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft gegen Krankheiten — nicht gleichgültig, mit welchen Speisen die bestimmten Mengen von Eiweiß usw. aufgenommen werden. Die Existenz wächst mit dem Wachsen der Nahrungsaufwände. Daher gibt es in bezug auf die Nahrung kein ökonomisch Existenzminimum, keine feste Ausgabengröße, welche die „Existenz“ sichern sollte. Der einzige Anhaltspunkt in dieser Hinsicht sind die Kosten der „rationellen Nahrung“ oder die Höhe des „idealen Kostsatzes“. Dieser hängt von der erlangten Stufe der Produktionsentwicklung ab und verändert sich mit dieser; in jedem historischen Augenblick ist er aber eine mehr oder weniger feste Größe und kommt der „frei gewählten Kost der Wohlhabenden“ nahe³⁾. Bei allen Einkommen, die unter diesem Punkt stehen, kann die Zusammensetzung der Kost nicht allen Bedürfnissen gerecht werden, und es liegt also die Unterernährung vor. Der Abstufung der Einkommen läuft hier auch die sinkende Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft des Körpers parallel.

¹⁾ Es sei nur ein Beispiel erwähnt. In allen Zusammenstellungen kommen immer 100—200 g Hülsenfrüchte auf den Mann vor. Lichtenfeld hat aber gefunden, daß der tägliche Konsum an Hülsenfrüchten nur zu 2,5 % des Gesamtgewichts der Nahrung anzunehmen ist; für 2000 g wäre dies also 50 g (Volksernährung und Teuerung S. 28). Zieht man aber in allen Rezepten die billigen Hülsenfrüchte ab, so wird die Kost sofort viel eiweißärmer.

²⁾ Daher sind alle Rechnungen über die Volksernährung, die zu beweisen suchen, daß man sich bei 60—70 Pf. ausreichend ernähren kann, nicht zutreffend.

³⁾ Heutzutage entspricht ihm wahrscheinlich die Einkommensgröße von mindestens 6000—10 000 M. S. Hirschfeld, Soziale Medizin 1903, S. 72.

3. Die Wohnung.

In der Wohnungsfrage gibt es noch weniger Anhaltspunkte für ein Existenzminimum als in der Ernährung. Die Hygiene stellt zwar auch auf diesem Gebiete bestimmte Forderungen auf; sie werden aber nur ganz selten erfüllt, und es ist ein Ding der Unmöglichkeit, ein absolutes Minimum der Wohnungsverhältnisse aufzustellen. Menschen wohnen jahrelang, manchmal das ganze Leben in Kellern und Dachstuben, kalten und feuchten Wohnungen, wohin das Sonnenlicht niemals dringt. Welches Minimum ist hier überhaupt möglich?

Zwar hat man eine bestimmte Anzahl Kubikmeter Luft festgesetzt. Aber auch diese Forderung ist kein Minimum. Wir wissen wohl, daß ganze Menschenmassen in Verhältnissen leben, die diesem Bedürfnis gar nicht entsprechen. In der Großstadt mit ihren weiten Entfernungen und teuren Wohnungen muß auch an dem „Raume“ gespart werden; ist die eigne Familie zu klein, um die Wohnung bis auf das äußerste auszunutzen, so vermietet man Zimmer und Schlafstellen. Diese Wohndichtigkeit bleibt aber ihrerseits nicht ohne Einfluß auf die Gesundheit und Sterblichkeit der Bevölkerung.

Das Durchschnittsalter der zwischen 50 und 60 Jahren Gestorbenen war in Wohnungen, wo in einem Zimmer wohnten¹⁾:

bis 2 Personen . . .	36 Jahre und 5 Monate
von 2—5 „ . . .	33 „ „ 2 „
„ 5—10 „ . . .	31 „ „ 11 „
über 10 „ . . .	30 „ „ 6 „

Ähnliche, aber noch krassere Zahlen hat Liévin für Danzig gefunden. Es kamen da Lebende auf einen Todesfall:

in Häusern bis zu 15 Einwohnern . . .	38,65
von 15,1—18,5	32,10
von 18,51—24	28,61
über 24	27,46 ²⁾

¹⁾ Jos. Korösi, Über den Einfluß der Wohlhabenheit und der Wohnverhältnisse auf Sterblichkeit und Todesursachen, Stuttgart 1895, S. 62.

²⁾ Liévin, o. c., S. 381.

Und in Leipzig¹⁾ war die Kindersterblichkeit in Straßen mit folgender

Durchschnittszahl von Bewohnern auf je ein heizbares Zimmer	im Alter	
	0—1 J.	1—5 J.
0—1	11,11 %	1,39 %
1—1,5	25,10 %	3,23 %
1,5—2	25,89 %	4,14 %
2—2,5	34,49 %	4,59 %
2,5—3	33,06 %	4,36 %
über 3	41,89 %	4,88 %

Es ergibt sich, daß die Sterblichkeit mit der Dichtigkeit der Bewohnung steigt, und daß es in den beiden Reihen keinen Punkt gibt, den man — zum Unterschied von den übrigen — als dem Existenzminimum entsprechend bezeichnen könnte.

Die Wirkung der Wohnverhältnisse kann man auch von einer anderen Seite aus untersuchen. Die besten Wohnungen befinden sich — wenigstens in der Großstadt — in den mittleren Stockwerken. Die oberen Etagen werden von ärmeren Bevölkerungsgruppen bewohnt und sind dementsprechend schlechter eingerichtet; am schlimmsten steht es natürlich mit den Kellerwohnungen. Die Bedeutung dieser Verhältnisse drückt sich in folgenden Zahlen aus. Das Durchschnittsalter der Gestorbenen war in Budapest²⁾:

in Kellerwohnungen	39 Jahre 11 Monate
im Erdgeschoß	42 „ 3 „
in den I. u. II. Etagen	44 „ 2 „
in den III. u. IV. Etagen. . . .	42 „ 2 „

In Berlin war die Sterblichkeit³⁾

¹⁾ Seutemann, Kindersterblichkeit der sozialen Bevölkerungsgruppen, Tübingen 1894, S. 48.

²⁾ Korösi o. c., S. 59. „Es geht aus den Beschreibungen hervor, meint Westergaard, daß viel Elend den schlechten Wohnungen und übrigen hygienischen Übelständen zuzuschreiben ist, deren Wirkung von derjenigen der Armut an sich kaum zu unterscheiden ist“ (Westergaard o. c., S. 472). Aber auch der Einfluß der Wohnungsverhältnisse selber ist doch zweifellos.

³⁾ Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin 14. Jahrgang (1886—87), S. 63. Seitdem fehlen in den statistischen Jahrbüchern die betreffenden Angaben.

in Kellerwohnungen	21,1 ‰
im Erdgeschoß	20,4 ‰
in den I. Etagen	18,4 ‰
in den II. „	18,8 ‰
in den III. „	19,0 ‰
in den IV. „	21,4 ‰

Für die Bedeutung der Wohnungsverhältnisse (und der allgemeinen Wohlhabenheit) sind noch folgende Zahlen charakteristisch:

Die Sterblichkeit war in Berlin im Jahre 1906:

in den reichen Vierteln¹⁾:

Friedrichstadt	10,51 ‰
Berlin, Köln, Dorotheenst., Königsviertel (Süd.w.)	14,95 ‰
Friedrich- u. Schöneb. Vorstadt	14,64 ‰

in den Arbeitervierteln:

Gesundbrunnen	19,71 ‰
Wedding.	19,54 ‰
Stralauer Viertel westl.	18,20 ‰
„ „ östl.	16,24 ‰
Durchschnitt für Berlin	16,75 ‰

Was ist alsdann das Minimum in bezug auf die Wohnung? Liegt es in den Verhältnissen der Friedrichstadt oder im Wedding? In reichen oder armen Vierteln? In dem Wohnungstypus der I. oder IV. Etage oder vielleicht des Kellers? Und überhaupt: Ist es eine Urjägerhöhle oder die moderne Mietskaserne oder die den sanitären Forderungen entsprechende Wohnung am Kurfürstendamm und im Grunewalde?

Um diese Fragen zu beantworten, müßte man wieder das Problem der normalen Sterblichkeit lösen: Ist die Sterblichkeit bei 10 ‰ eine normale, oder bei 30 oder 50? Wie lang ist die normale Lebensdauer: 30, 40 oder 50 Jahre?

¹⁾ Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, 31. Jahrgang, 1909, S. 79. „In Straßen mit hohem Steuerertrag wird es auch Arme geben und umgekehrt. Das wird in der Regel kein Hindernis für richtige Schlußfolgerungen bilden, nur werden die gefundenen Differenzen der Sterblichkeit kleiner sein als es der Wirklichkeit entspricht.“

Es gibt zwar eine durchschnittliche, aber keine normale Lebensdauer für die Sozialwissenschaften. Man kann vielleicht das Sterblichkeitsminimum bei den denkbar günstigsten Verhältnissen bestimmen. Zwischen diesem Minimum aber und dem Maximum von 100 % liegt das ganze wirkliche Leben mit seinen verschiedenen Sterbeziffern bei verschiedenen Klassen und in verschiedenen Verhältnissen. Die Lebensdauer und die Sterblichkeit sind für den Menschen zu sozialen Erscheinungen geworden, und ein absolutes natürliches Maß ist hier unmöglich. Dann ist aber auch das Existenzminimum unhaltbar und für die Sozialwissenschaften — unbrauchbar.

4. Die Kindererziehung.

„Ein Mensch muß immer von seiner Arbeit leben, und sein Arbeitslohn muß wenigstens hinreichend sein, um ihm den Unterhalt zu verschaffen. Ja, er muß in den meisten Fällen noch mehr als hinreichend sein; sonst wäre er nicht imstande, eine Familie zu ernähren, und das Geschlecht solcher Arbeiter würde mit der ersten Generation aussterben. Aus diesem Grunde scheint Cantillon anzunehmen, daß die geringste Art gewöhnlicher Arbeiter überall wenigstens doppelt soviel, als zu ihrem Unterhalt nötig ist, verdienen muß, damit jeder instand gesetzt werde, durchschnittlich zwei Kinder zu ernähren; dabei wird angenommen, daß die Arbeit der Frau wegen des unumgänglichen Wartens der Kinder nicht mehr als hinreichend ist, sie selbst zu erhalten. Aber, wie man berechnet hat, stirbt die Hälfte der Geborenen vor dem mannbaren Alter. Deshalb müssen die ärmsten Arbeiter nach dieser Berechnung durchschnittlich wenigstens vier Kinder aufzuziehen suchen, damit zwei davon gleiche Aussicht haben mögen, jenes Alter zu erleben. Aber der notwendige Unterhalt für vier Kinder mag etwa, wie angenommen wird, ungefähr dem eines Mannes gleich sein. Derselbe Autor fügt hinzu, die Arbeit eines kräftigen Sklaven werde an Wert auf das Doppelte seines Unterhaltes angesetzt, und es könne, meint er, die des geringsten Arbeiters nicht weniger wert sein als die eines kräftigen Sklaven. Soviel scheint allerdings gewiß zu sein, daß, um eine Familie zu ernähren, die Arbeit des Mannes und der Frau, selbst in den untersten Klassen gewöhnlicher

Arbeit, etwas mehr einbringen muß, als gerade für den eigenen Unterhalt beider nötig ist¹⁾.

Smith hält also einen Arbeitslohn für „natürlich“, der die Möglichkeit gibt, zwei Kinder zu erziehen, bei dem also die Bevölkerungszahl sich auf der gleichen Höhe erhält. Wie hoch der Arbeitslohn dafür sein muß, das hängt von der durchschnittlichen Sterblichkeit von Arbeiterkindern ab²⁾. Den theoretischen Ausgangspunkt bildet aber die Erhaltung der vorhandenen Bevölkerungszahl. Auch Ricardo ist der gleichen Ansicht. „Der natürliche Preis der Arbeit ist derjenige, bei dem die Arbeiter, einer wie der andere, existieren und ihr Geschlecht fortpflanzen können, ohne sich zu vermehren oder zu vermindern“³⁾.

Diese abstrakte, „natürliche“ Lösung der Frage ist für Smith und Ricardo sehr charakteristisch. Aber Malthus ist damit nicht mehr einverstanden. „Den natürlichen Preis der Arbeit, sagt er, hat Ricardo im V. Kapitel seiner politischen Ökonomie als „den Preis“ bezeichnet, der notwendig ist, damit die Arbeiter alle miteinander bestehen und ihre Klasse fortpflanzen können, ohne daß eine Zunahme oder Abnahme eintritt. Diesen Preis bin ich geneigt einen höchst unnatürlichen zu nennen, weil in einem natürlichen Zustand, ohne daß unnatürliche Hindernisse den Anhäufungsprozeß bedrohen, ein solcher Preis nicht eher dauernd in einem Lande eintreten kann, als bis die Bebauung des heimischen Bodens oder die Fähigkeit zur Einfuhr die äußersten Grenzen erreicht hat . . . Ich möchte den natürlichen oder notwendigen Preis der Arbeit in irgendeinem Lande als den Preis bezeichnen, der unter den bestehenden Verhältnissen der Gesellschaft notwendig ist, um ein Durch-

¹⁾ A. Smith, Natur und Wesen des Volkswohlstandes, Jena 1908, S. 87, 88.

²⁾ Die meisten Gedanken der Malthusschen „Bevölkerungslehre“ lassen sich schon bei Smith finden. Nachdem er den „natürlichen Lohn“ so ausführlich bespricht, meint er 20 Seiten weiter, „daß der an Arbeitsleute und Dienstboten aller Art gezahlte Lohn so beschaffen sein muß, daß er sie instand setzt, das Geschlecht der Arbeitsleute und Dienstboten in dem Maße fortzupflanzen, wie es die wachsende, abnehmende oder stationäre Nachfrage der Gesellschaft gerade verlangt“ (o. c. S. 104).

³⁾ D. Ricardo, Grundsätze der Volkswirtschaft und Besteuerung, (Deutsch. Jena 1905), S. 81, 82.

schnittsangebot von Arbeitskräften zu bewirken, das der tatsächlichen Nachfrage genügt¹⁾.

Malthus hat recht. Für die kapitalistische Produktionsweise ist nicht der unveränderte Zustand normal, sondern das stete Wachsen, nicht die einfache Reproduktion, sondern die Akkumulation. Im Wesen des Kapitalismus liegt eine Tendenz, die die Erweiterung der Produktion zu einer Existenzfrage für seine Vertreter macht und diese dazu mit eiserner Notwendigkeit zwingt. Smiths und Ricardos „unveränderter Zustand“ ist der „unnatürlichste“ Zustand: er tritt in Krisenjahren ein, wo die Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst ihren eifrigsten Verehrern und Verfechtern anormal zu scheinen beginnen. .

In der unveränderten Bevölkerungszahl liegt nichts „Natürliches“; daher ist auch jener „natürliche Lohn“ nicht natürlich, der den Arbeitern die Möglichkeit gibt, „ihr Geschlecht fortzupflanzen, ohne sich zu vermehren oder zu vermindern“. Es gibt keine mathematischen, abstrakten Anhaltspunkte für die Bestimmung der normalen Kinderzahl. Für die Ermittlung aber eines dem Existenzminimum entsprechenden Lohnes ist eine solche Zahl notwendig.

Eine normale Kindersterblichkeit gibt es ebensowenig wie eine solche für die Erwachsenen. Sie steigt mit dem Sinken des Einkommens und sinkt mit seinem Steigen; sie ist für die Lebensverhältnisse in noch stärkerem Maße fühlbar als die der Gesamtbevölkerung.

In Köln z. B. starben von 100 Geborenen im ersten Lebensjahre: in den Familien mit einem Einkommen

bis 600 M.	29
von 600—1500	25
von 1500—3000 M.	18
über 3000 M.	15 ²⁾

In Erfurt war die Säuglingssterblichkeit: bei den Arbeitern 30,5 %, bei dem Mittelstande 17,3 %, bei den höheren Klassen 8,9 %³⁾.

¹⁾ Grundsätze der politischen Ökonomie, (Deutsch. Berlin 1910), S. 303.

²⁾ Seute mann, Kindersterblichkeit sozialer Bevölkerungsgruppen, Tübingen 1894, S. 42.

³⁾ Oldendorff, Die Säuglingssterblichkeit in ihrer sozialen Bedeutung. Brauns Arch., Bd. I, S. 89.

In Braunschweig starben von 1000 Kindern im ersten Lebensjahre¹⁾:

in Familien mit einem jährl. Ein- kommen von	innere Stadt	äußere Stadt
bis 500 M.	219	—
500—800 M.. . . .	169	—
über 800 M.	162	—
bis 5000 M.	—	192
5000—8000 M.	—	113
über 8000 M.	—	131

In Halle starben im ersten Lebensjahre²⁾ nach Schumanns Untersuchungen:

1. bei den höheren Ständen	10,01 %
2. bei Handwerkern	19,98 %
3. bei Subalternbeamten, kleinen Kauf- leuten usw.	23,73 %
4. bei Arbeitern usw.	20,26 %

Seutemann³⁾ gibt noch folgende Zahlen für ganz Preußen an: es starben im ersten Lebensjahre

bei den Almosenempfängern	42,15 %
beim Gesinde	33,19 %
bei den Tagelöhnern	25,12 %
bei den Gehilfen	22,84 %
bei Selbständigen	21,59 %
bei Privatbeamten	21,11 %
bei öffentlichen Beamten	20,31 %

Grimschaw hat folgende Zahlen für Kindersterblichkeit bis zum 5. Lebensjahre gefunden⁴⁾:

Beamte, liber. Professionen, größere Fabrikanten und Kaufleute	22 ‰
Angestellte im Handel, Kontoristen usw.	59 ‰
Handwerker und Kleinhändler, Facharbeiter usw.	71 ‰
Dienstleute, Kutscher, allgemeine Arbeiter usw.	110 ‰

¹⁾ Oldendorff, S. 89.

²⁾ Beitrag zur Untersuchung des Einflusses von Lebensstellung und Beruf auf die Normalitätsverhältnisse. Conrads Abhandl., Jena 1877, S. 36.

³⁾ o. c., S. 69—70.

⁴⁾ Westergaard, o. c., S. 401.

Korösi schließlich gibt die mittlere Lebensdauer für Budapest¹⁾ an:

	für Kinder (0—5 J.)		für Erwachsene (über 5 J.).	
Bei den Reichen	1 J.	4 M.	52 J.	—
Bei der Mittelklasse	1	2 $\frac{1}{3}$	46	1 M.
Bei den Armen	1	—	41	7

Überall das gleiche Bild: die Kindersterblichkeit steht im umgekehrten Verhältnis zum Einkommen. Je besser die Wohnung, Nahrung und Pflege, desto größer ist die Anzahl der Kinder, die am Leben erhalten werden können. Die Unterschiede in der Sterblichkeit sind aber nicht auf die untersten Schichten beschränkt, sondern bestehen auch unter den wohlhabenden Klassen und bilden aus diesen verschiedene Gruppen. Die Kindersterblichkeit hat ferner noch deshalb eine große Bedeutung, weil hier der unmittelbare Einfluß der Berufsarbeit auf die Sterblichkeit ausgeschlossen ist. Und die kolossale Sterblichkeit der Arbeiterkinder tritt klar und offen als Folge des niedrigen Arbeitslohnes auf.

Es gibt also keine „natürliche Kindersterblichkeit“, es gibt auch keine „natürliche“ Kinderzahl, und folglich auch keine Basis für das natürliche Existenzminimum als Grundlage des Arbeitslohnes.

5. Die Struktur der Arbeiterbudgets.

Außer den Ausgaben für Nahrung, Wohnung, Kleidung und Kindererziehung nehmen noch andere Bedürfnisse im Arbeiterbudget eine größere oder kleinere Stellung ein. In welchem Verhältnis stehen diese zu dem gesamten Lohn? Und welche Bedeutung haben sie für die Frage des Existenzminimums?

Unter die Abteilung der „sonstigen Ausgaben“ gehören in den Haushaltrechnungen die Aufwände für Erhaltung der Reinlichkeit, für soziale und Kulturbedürfnisse, für Genußmittel und dgl. Über diese Dinge ist die Ansicht sehr verbreitet, daß sie nur in beschränktem Maße zum notwendigen Lebensunterhalte gehören und im allgemeinen entbehrlich sind; und wenn sie trotzdem aber existieren, so soll dies ein

¹⁾ Korösi, o. c., S. 11.

Beweis dafür sein, daß die Arbeiter das Minimum überschritten haben¹⁾.

Als Basis dieser Anschauung dient die Klassifikation der Bedürfnisse nach dem Grade ihrer Dringlichkeit. Man nimmt an, die „menschliche Natur“ habe eine bestimmte Skala der Befriedigungsdringlichkeit der Bedürfnisse; an erster Stelle stehen diejenigen, die zur Existenz unentbehrlich sind, dann kommen die Aufwände für Komfort, kulturelle Zwecke, weiter die Luxusausgaben usw. Wagner klassifiziert z. B. die Bedürfnisse folgendermaßen:

1. Bedürfnisse, deren Befriedigung zum Bestehen des Menschen notwendig ist:

- a) der absolute unumgängliche Umfang, in welchem die Befriedigung erfolgen muß: Existenzbedürfnisse ersten Grades;
- b) der von Sitte und Gewohnheit, von der „Lebenshaltung“, vom „Lebensmaßstabe“ des Volkes und der verschiedenen Bevölkerungskreise (Klassen) abhängige Umfang der Bedürfnisbefriedigung: Existenzbedürfnisse zweiten Grades.

2. Bedürfnisse, deren Befriedigung einmal zur Erhöhung des feineren Lebensgenusses materieller wie immaterieller Art (z. B. privater Kunstluxus), sodann zur weiteren Entwicklung des Menschen, insbesondere der geistigen Seite seines Wesens, dient: Kulturbedürfnisse, zu welchen auch die meisten aus dem menschlichen Zusammenleben hervorgehenden Gemeinbedürfnisse gehören⁽²⁾.

Wagner begnügt sich mit diesen drei Klassen, Brentano hält dagegen 10 für notwendig. Er stellt folgende Bedürfnisskala auf:

¹⁾ Z. B. „Es würde übrigens nicht so leicht sein, heute Tagelöhne nachzuweisen, sei es in was immer für einem Berufszweig, die nicht genügen, das betreffende Individuum, welches den Taglohn erhält, überhaupt lebenskräftig und arbeitsfähig zu erhalten. Ja, man darf wohl mit ziemlicher Verlässlichkeit behaupten, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der Lohnarbeiter in Kulturländern ein Einkommen festgestellt werden könnte, welches den zur Erhaltung ihrer Persönlichkeit physiologisch unerläßlichen Aufwand decken und noch einen Restbetrag darüber hinaus enthalten würde.“ (Zwiedeneck-Südenhorst, Lohnpolitik und Lohntheorie, Leipzig 1900, S. 5–6.)

²⁾ Wagner, Grundlegung der politischen Ökonomie, 1892, S. 676.

1. die Bedürfnisse der wahren Lebenshaltung und der Notdurft:

- a) Nahrung,
- b) Kleidung,
- c) Wohnung,
- d) Ruhe und Erholung;

- 2. die geschlechtlichen Bedürfnisse;
- 3. das Bedürfnis nach Anerkennung durch andere;
- 4. die Fürsorge für das Wohlbefinden in der Zeit nach dem Tode;
- 5. das Bedürfnis nach Erheiterung;
- 6. die Vorsorge für die Zukunft;
- 7. das Bedürfnis nach Heilung;
- 8. das Bedürfnis nach Reinlichkeit;
- 9. das Bedürfnis nach Bildung in Wissenschaft und Kunst;
- 10. das Schaffensbedürfnis¹⁾.

Natürlich ist auch diese Anzahl von 10 Bedürfnisklassen keinesfalls die Grenze. Innerhalb jeder Gruppe lassen sich noch weitere Abteilungen und Unterabteilungen aufzählen — und so wird die „Theorie der Bedürfnisse“ zu einer unerschöpflichen Quelle von Begriffsbestimmungen, Klassifikationen usw. usw.²⁾

Allein die Theorie der Bedürfnisse gehört gar nicht in die Nationalökonomie. Daß Bedürfnisse die Voraussetzung der

¹⁾ Brentano, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse. München 1908.

²⁾ Siehe z. B. „Die Lehre von den Bedürfnissen“ (Innsbruck 1907,) von „k. k. Regierungsrat Dr. Franz Cuhel“. Er weiß nicht weniger als 29 Klassifikationen der Bedürfnisse aufzuführen, wenigstens 60 Bedürfnisarten zu unterscheiden und eine gewaltige Menge von Definitionen vorzunehmen; im Worte Bedürfnis selbst hat er acht (!) verschiedene Begriffe entdeckt und glaubt sogar darüber sagen zu dürfen: „nach meiner unmaßgeblichen Ansicht dürfte eine solche (theoretische) Bedeutung dem im zweiten Kapitel gelieferten Nachweis zukommen, daß dasjenige, was in der Wirtschaftswissenschaft bisher mit dem Ausdruck „Bedürfnis“ bezeichnet wurde, sich nicht als ein einheitlicher Begriff, sondern als ein Gemensel von drei einander koordinierten und fünf einander übergeordneten Begriffen darstellt, von welchen eine ganz besondere Beachtung die Begriffe Wohlfahrts-, Verwendungs- und Verfügungsbedürfnis verdienen dürfen“ usw. Es ist höchst zweifelhaft, ob diese Haarspalterei und Begriffsspielerei irgendwelchen „bleibenden Wert“ übrig läßt, mit Ausnahme vielleicht des „Bedürfnisses nach Erholung“ von der furchtbaren Langeweile, die das Buch hervorruft.

Produktion bilden, ist wirklich altbekannt; aber auch Licht und Luft und alle natürlichen Gesetze und Erscheinungen bilden die Basis der Produktion und der menschlichen Existenz. Würde doch alles ganz anders aussehen, wenn die Newtonschen Gesetze andere wären. Oder gehört die gesamte Naturwissenschaft in die Nationalökonomie?

Die klassische Ökonomie hat von den Bedürfnissen wenig gesprochen, obwohl Quesnay, Smith und Ricardo die große Entdeckung der neuesten Zeit zweifellos kannten, daß zur Produktion Bedürfnisse gehören. Und alles, was heutzutage in den national-ökonomischen Arbeiten über Bedürfnisse zusammengeschrieben wird, geht über die Gemeinheiten eines Benthams nicht hinaus. Es enthält kein neues Wort, solange es richtig bleibt, — und wird falsch, sobald es etwas Neues entdeckt.

Für die sozialen Wissenschaften kommt nur die relative Bedeutung der Bedürfnisse in Betracht, d. h. deren geschichtliche Entwicklung. Davon ist aber am wenigsten die Rede. Was dagegen die Bedürfnisbefriedigung und den Genuß betrifft, so gehört das alles in das Gebiet der Psychologie, welche hier wahrhaftig größere Fortschritte gemacht hat, als die Nationalökonomie. Solange man den abstrakten Menschen untersucht, gehört er in die Naturwissenschaft; die Soziologie und die Nationalökonomie hat nur mit dem geschichtlichen, in Entwicklung begriffenen, konkreten Menschen bestimmter Epochen zu tun.

Allein die Frage, wohin die Bedürfnisse gehören, ist nicht ein inhaltsloser „Gebietsstreit“. Es ist kein Zufall, daß die allerneuesten Lehrbücher, Grundrisse usw. mit der Theorie der Bedürfnisse beginnen. Man will der Nationalökonomie ein naturwissenschaftliches Gepräge geben; die ökonomischen Erscheinungen müssen etwas „Natürliches“ in sich enthalten, und ihr relativer, geschichtlicher Charakter ein wenig verwischt werden. Alles soll dann in der unerforschlichen und unvergänglichen Weisheit begründet und bestimmt sein — und dann: hoch der „soziale Frieden“ und die „ökonomische Harmonie“!

Ja es war wirklich der Verfasser der „Ökonomischen Harmonien“, der große Patriarch der modernen Wissenschaft Frédéric Bastiat, der diese Mode eingeführt hat. „Besoin — effort — satisfaction“ sagte er, und seitdem baut man auf diesen Wörtern „das stolze Gebäude der Wissenschaft“ auf. Bastiats

Witzigkeit fehlt allerdings; umsomehr wird deduziert, klassifiziert und geschrieben, geschrieben, geschrieben...

Für die Sozialwissenschaften gibt es überhaupt kein festes System der Bedürfnisse. Es gibt keinen abstrakten normalen Menschen mit seiner bestimmten Bedürfnisskala, weil diese sich verändert und entwickelt, wie alle übrigen sozialen Erscheinungen. Manche Bedürfnisse sterben ab, andere treten auf, und unter den lebendigen Bedürfnissen geht stets und unaufhörlich Stellungswechsel vor, je nach der sich ändernden Dringlichkeit des Bedürfnisses¹⁾.

Gäbe es ein für allemal bestimmtes System der Bedürfnisse, als Ausfluß der menschlichen Natur, entsprächen also die Theorien Wagners Brentanos u. a. der Wirklichkeit, so ließe sich daraus ein natürliches Existenzminimum ableiten. Die Klasse I würde dann den Komplex des Existenzminimums bilden. Die Theorie des natürlichen Existenzminimums und die der Bedürfnisse wachsen aus einer und derselben Wurzel auf: aus der Vorstellung eines abstrakten Menschen. Gibt es einen solchen für die soziale Wissenschaft, dann gibt es auch ein Existenzminimum, — dann existieren aber die sozialen Wissenschaften selber nicht; gibt es einen solchen nicht, — dann ist ein natürliches Existenzminimum unmöglich, dann sind die „Theorien der Bedürfnisse“ falsch. Es ist nicht schwer einzusehen, daß das letztere der Fall ist.

Versuchen wir uns auf den Standpunkt dieser metaphysischen Bedürfnistheorien zu stellen. In folgendem Schema bedeuten die römischen Zahlen die Bedürfnisarten (z. B. I. das nach Nahrung, II. nach Wohnung, III. nach Kleidung usw.). Das erste ist das dringlichste, das zweite weniger dringliche usw. Die „entbehrlichsten“ stehen an letzter Stelle (Kinematograph, Zigarren u. dgl.).

Jede Bedürfnisart kann durch verschiedene Mittel befriedigt werden. Als Nahrung können Schwarzbrot, Rindfleisch oder Austern dienen, als Wohnung eine Hirtenhütte oder ein Fürstenschloß. Die Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung und dgl. sind

¹⁾ „Der Umfang sogenannter notwendiger Bedürfnisse wie die Art ihrer Befriedigung, ist selbst ein historisches Produkt und hängt daher größtenteils von der Kulturstufe eines Landes ab.“ Marx, Das Kapital, Bd. I, S. 134.

keine einfachen Erscheinungen, sondern Komplexe mannigfaltigster Bedürfnisse: physiologischer, kultureller, ästhetischer usw. Schwarzbrot und Fleisch sind alle beide Nahrungsmittel; innerhalb dieser Art aber befriedigt das zweite mehr Bedürfnisse als das erstere. Und andererseits je billiger ein Verbrauchsmittel ist, desto weniger Bedürfnisse befriedigt es und zugleich desto dringlicher ist es. Das Bedürfnis nach Brot wirkt am stärksten, es ist unter I. mit 9 oder 10 bezeichnet: sind doch unter den Nahrungsbedürfnissen „die allernotwendigsten“ diejenigen, die durch Brot befriedigt werden. Und das Fleisch steht unter 6 oder 7. Die Billigkeit und Dringlichkeit laufen parallel, und beide stehen in umgekehrtem Verhältnis zu der Anzahl der damit befriedigten Bedürfnisse. Es ist unmöglich, daß ein billigeres Verbrauchsmittel besser und reichlicher die Bedürfnisse befriedigt, als ein teureres; denn dann hört die Produktion des teureren einfach auf. Wer gebraucht Zunder und Feuerstahl, wenn man billiger und bequemer Streichhölzer haben kann?

Ebenso lassen sich in den übrigen Bedürfnisarten die Befriedigungsmittel je nach der Dringlichkeit in eine Reihe aufstellen, und so erhalten wir das gesamte Schema der Bedürfnisse.

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.
10	9	8	7	6	5	4	3	2	1
9	8	7	6	5	4	3	2	1	
8	7	6	5	4	3	2	1		
7	6	5	4	3	2	1			
6	5	4	3	2	1				
5	4	3	2	1					
4	3	2	1						
3	2	1							
2	1								
1									

Nehmen wir jetzt an, alle Bedürfnisse, die mit 7 oder mehr bezeichnet sind, gehörten zu dem notwendigsten Lebensunterhalt; was darunter ist, ist entbehrlich. Dann bildet jenes Dreieck den Komplex des Existenzminimums. Es gehören nur jene Bedürfnisse hinein, deren Befriedigung zum Lebensunterhalt notwendig ist; alles weitere ist ausgeschlossen.

Was wäre aber dann der Fall, wenn durch die historische Entwicklung das Verhältnis der Bedürfnisse zueinander sich verschöbe? Die geistige Entwicklung macht das Bedürfnis nach Zeitungen, Büchern, Theatern und dgl. immer dringlicher. Sie erzeugt auch ein immer kräftiger wirkendes Bedürfnis von großer Wichtigkeit eben für die untersten Klassen — das nach Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung. Die Produktionsentwicklung erzeugt Bedürfnisse nach neuer Wohnungseinrichtung, nach Modeartikeln u. dgl.

Nehmen wir also an, das Bedürfnis nach Zeitungen und Büchern stände früher unter VI—5; jetzt ist es aber so dringend geworden, daß es 8 gleich ist und an Dringlichkeit hinter jenen nicht zurücksteht, die mit derselben Zahl in den Spalten I., II. und III. bezeichnet sind. Da dieses Bedürfnis größer geworden ist, als diejenigen die 7 gleich waren, so muß der Arbeiter bei gleichbleibendem Einkommen auf die Befriedigung jener Bedürfnisse (z. B. Fleischnahrung) zum Teil verzichten, um das neue befriedigen zu können. Da aber jenes zum notwendigen Lebensunterhalte gehörte, so sinkt der Arbeiter dadurch unter das Minimum. Indem er aber das Neue befriedigt (welches nicht zum „notwendigen Lebensunterhalt“ gehört), steigt er zur selben Zeit über das Minimum. Auf diese Weise wird das Existenzminimum durchbrochen, und der Arbeiter befriedigt weitere Bedürfnisse auf Kosten seiner physischen Existenz, seiner Gesundheit und Arbeitsfähigkeit.

Es ist jedem bekannt, daß, während die großen Massen der Arbeiter an Nahrungs- und Wohnungsverhältnissen stark leiden, die sozialen, kulturellen Bedürfnisse in ihren Haushaltsbudgets eine wichtige Stellung einnehmen. Denn es müssen zu diesen nicht nur die Aufwände für Bücher und dgl. gerechnet werden, sondern auch die Gewerkschafts- und Parteibeiträge, ein großer Teil der Erziehungsaufwände für Kinder und viele andere kleine und große Ausgaben.

So stehen die Dinge nicht nur bei den Arbeitern; man könnte vielleicht meinen, die Lebensweise der chronisch Arbeitslosen, der Lumpenproletarier stelle das Minimum dar, unter welchem keine Existenz mehr möglich ist. Aber auch hier stoßen wir wieder auf dieselbe Erscheinung. Ein Lumpenproletarier, welcher sich nur ganz selten eine Fleischspeise gönnen kann, ist ein tüchtiger Konsument von Bier, Zigarren, Schnaps usw. Seine Nahrung

steht offenbar unter der Normalgrenze, und er geht deshalb früh zugrunde. Viele seiner Bedürfnisse beziehen sich dagegen nicht auf die zum Leben notwendigen Produkte. Er steht also zu gleicher Zeit unter und über dem Minimum.

Dies ist natürlich ein Widerspruch. Er ist aber die notwendige Folge eines auf die Gesellschaft übertragenen naturwissenschaftlichen Begriffes.

Ein Schema der Bedürfnisse läßt sich nur in der formalen und nichtssagenden Art aufstellen wie z. B. jenes auf S. 63. Dieses Schema kann trotz aller Verschiebungen in dem Verhältnis der Bedürfnisse untereinander bestehen bleiben — infolge dieses seines formalen Charakters. Will man ihm aber ein materielles Gewand geben und jede Ziffer mit einem bestimmten Bedürfnis verbinden, so stößt man auf unlösbare Fragen und gerät in unlösbare Widersprüche.

6. Existenzminimum und Existenzmaximum.

In der Reihe der Einkommenstufen und der ihnen entsprechenden Lebensverhältnisse gibt es einen Punkt, den man eigentlich als Existenzminimum bezeichnen könnte. Dies ist jenes Niveau, hinter welchem die Proportionalität zwischen den Einkommensgrößen und der Lebens- und Arbeitsfähigkeit aufhört. Im ganzen Gebiete, das unter diesem Punkte liegt, entsprechen den Einkommensunterschieden auch Unterschiede in der „Existenz“. Unter denjenigen Einkommen aber, die über diesem Punkte liegen, gibt es solche Unterschiede nicht mehr: das Steigen des Einkommens mag alle möglichen Genüsse verschaffen und die verschiedenartigsten Bedürfnisse befriedigen, auf die physische Existenz aber bleibt dieses Steigen ohne Einfluß. Sie ist durch das Existenzminimum gesichert, und solange dieses nach unten hin nicht überschritten wird, können die Schwankungen des Einkommens nicht die Sterbe- und Krankheitsziffern verändern und die Arbeitsfähigkeit steigern oder verringern.

Mit dem Begriff des Existenzminimums wird gewöhnlich eine ähnliche Vorstellung verbunden. Als Notwendigkeit erscheint vom Standpunkt der Produktion nur die physische Existenz des Arbeiters, und der Arbeitslohn muß sie in vollem Maße sichern. Was darüber hinausgeht, ist für die Produktion gleichgültig: der Überschuß mag vorhanden sein, kann aber auch fehlen.

Wie oben ausgeführt, ist dieser Schluß theoretisch unhaltbar. Der Arbeiter kann unter dem „Minimum“ existieren, und die kapitalistische Produktion braucht darunter gar nicht zu leiden. Er wird als einzelne Person früh zur Arbeit unfähig werden und für die Produktion verloren gehen. Die Folge wird aber nicht etwa die Einstellung der Produktion sein, sondern bloß eine raschere Ablösung der Generationen in der Fabrik.

Auch in Wirklichkeit leben die Arbeiter unter einem solchen Niveau. Es liegt viel zu hoch, als daß es die Arbeitereinkommen erreichen könnten.

Das „physische Dasein“ eines Milliardärs unterscheidet sich von dem eines Millionärs nicht. Ihre Ernährung ist von einerlei Art, die etwaigen Unterschiede sind für die Gesundheit belanglos. Eine Wohnung von 20 Zimmern für die mittlere Familie ist der Gesundheit kaum günstiger als eine von 10 Zimmern. Das gleiche ist auch in bezug auf Kleidung und andere physiologisch bedeutende Verhältnisse der Fall. Beide stehen also über dem Niveau des eigentlichen Existenzminimums. Die Sterblichkeit hört hier auf, sich mit den Einkommensstufen zu verändern. In einem bestimmten Punkt in der Einkommensskala erreicht die Sterblichkeit ihr mögliches Minimum, und keine weitere Steigerung des Einkommens vermag sie noch weiter zu reduzieren. Das Existenzminimum bedeutet hier Maximum der Existenz.

Sundbärg hat eine Tafel über die Sterblichkeit in den europäischen souveränen Fürstenfamilien ausgearbeitet. Im ersten Lebensjahre war die Sterblichkeit auf 100 lebend geborene Kinder 6,4, und vor dem 5. Lebensjahre starben 12,3 %; die Sterblichkeitsintensität zwischen 5 und 10 Jahren war bloß 4,5 ‰ und zwischen 10 und 15 Jahren 3,6 ‰¹⁾.

Der einzige Sinn, den das Existenzminimum haben kann, ist ein Komplex der Lebensverhältnisse, bei denen der Mensch seine Kräfte vollständig entfalten kann, und wo keine sozialen Erscheinungen existieren, die seine Gesundheit, Energie und Arbeitsfähigkeit verringern. Es ist aber klar, daß dieser Punkt für den Arbeitslohn ohne jede Bedeutung ist. Dieses Minimum ist für die große Mehrheit der Bevölkerung ein Maximum, und

¹⁾ Von den Berliner Kindern sterben über 40 % vor dem dritten Lebensjahre.

für die Arbeiterklasse ist es überhaupt ein unerreichbares Niveau. Das Existenzminimum wird also nur von einem kleinen Teile der Bevölkerung erreicht.

Auch dieses absolute Sterblichkeitsminimum und Existenzmaximum ist aber wieder relativ. Es verändert sich mit der technischen Entwicklung und mit dem Fortschritte der Naturwissenschaften.

Wir haben es in bezug auf die Ernährung bereits gesehen. Das Menü eines Urjägers würde dem mittelalterlichen Bauern monoton und schlecht erscheinen, und heutzutage steht die Nahrung des letzteren tief unter den hygienischen Forderungen und technischen Möglichkeiten.

Das gleiche ist in der Wohnungsfrage der Fall. Man braucht nicht die Höhlen und Hütten der „Naturvölker“ zum Vergleiche heranzuziehen; es genügt, die Ruinen Pompejis — dieser blühenden Stadt des römischen Kaiserreiches — oder die Schlösser der mittelalterlichen Fürsten den heutigen Wohnungseinrichtungen gegenüberzustellen, um zu sehen, welche Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht sind. Sogar viele der jetzt bewohnten Schlösser, die doch verhältnismäßig kurze Zeit bestehen, machen meistens einen ähnlichen Eindruck. Sie stellten einst das Maximum der Baukunst und des Komforts dar, heutzutage aber erwecken sie nur durch ihre Dimensionen Erstaunen. In der Schönheit und im Komfort bleiben sie weit hinter dem zurück, was die heutige Technik bieten kann.

Alle Erfindungen auf diesem Gebiete — vom Ziegel und Fensterglas bis zum Lift und der Zentralheizung — haben fortwährend die Lebensverhältnisse verändert und verbessert. Je sicherer der Mensch vor äußeren klimatischen Einwirkungen geschützt ist, je normaler die Temperatur und Beleuchtung seiner Wohnung, je zugänglicher ihm das Wasser ist, desto günstiger seine Umgebung, desto höher sein Lebensniveau, desto geringer die Morbilität und Mortalität. Die Entwicklung der Naturwissenschaften stellt dafür immer neue Forderungen auf: und wem ist es unbekannt, welche einen großen Einfluß diese Verhältnisse auf die Arbeits- und Lebensfähigkeit ausüben?

Eine analoge Entwicklung haben die Kleidung und alle übrigen Verbrauchsgegenstände und Lebensverhältnisse durchgemacht.

Für jeden historischen Zeitpunkt sind daher das Maximum der Arbeitsfähigkeit und das Minimum der Sterblichkeit bestimmte Größen; jeder Zeitpunkt hat ein bestimmtes Existenzminimum. Mit jeder neuen Entdeckung und technischen Erfindung (insofern sie für die Existenz bedeutend sind) steigt das Existenzminimum, — weil die Summe der Bedingungen steigt, aus denen es zusammengesetzt ist; aber auch sein Effekt verschiebt sich zugleich in positiver Richtung. Die Lebensumgebung heutiger Zeit war unerreichtbar vor 100 oder 50 Jahren, und unser Maximum wird unserer Nachkommenschaft, von deren Lebensverhältnissen wir uns keine Vorstellung machen können, elend erscheinen.

Das Existenzminimum ist eine Funktion der Produktivkraft und kann deshalb nicht konstant bleiben. Für den sozialen Menschen ist kein absolutes und konstantes Minimum möglich.

II. Die gewohnte Lebenshaltung.

An Stelle der natürlichen Minimumstheorie tritt später die der gewohnten Lebenshaltung. Es ist nicht mehr das zum Leben absolut Notwendige, sondern die Gewohnheiten des Arbeiters in bezug auf seine gesamte Lebenshaltung, die den Arbeitslohn bestimmen sollen. Der Wert der Arbeitskraft ist durch die Gewohnheiten bestimmt, und ihr Preis schwankt um diesen Zentralpunkt.

Ricardo und Malthus, Mill und Thornton, Lange und Lassalle, die ganze Schule des „ehernen Lohngesetzes“ hält an dieser Theorie fest. Für sie bilden die Gewohnheiten der Arbeiterklasse das Maß dessen, was der Arbeiter bekommen muß, um seine Arbeitskraft zu erhalten, — und zugleich die erste Basis der Verteilung des gesellschaftlichen Produkts. Nur das, was übrig bleibt, nachdem dieser Abzug für den Lohn gemacht ist, bildet nach Ricardo das gesellschaftliche Einkommen, nach Rodbertus die Rente, also den Mehrwert der nationalen Produktion.

Die Tatsache selbst aber steht fest, daß die Klassiker nach Smith, wie auch Mill und Lassalle, mit der Theorie des natürlichen Existenzminimums als Wert der Arbeitskraft nichts mehr zu tun haben. Die Meinung ist sehr verbreitet, daß das Wesentliche an dem „ehernen Lohngesetz“ in der fixen und festen Höhe des Arbeitslohnes besteht, daß das „Eherne“ an dem Gesetze nicht in seiner Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit besteht, sondern in der absoluten natürlichen Begrenztheit der Lohnhöhe. Man findet überall solche Äußerungen, wo das eherne Lohngesetz als Theorie des natürlichen Existenzminimums aufgefaßt wird. So meint z. B. Oppenheimer: „Dieser Nullpunkt (das Einkommen der „Grenzkuli“) ist ... der Nullpunkt des standard of life, der Lebenshaltung. Das berücksichtigte „eherne Lohngesetz“ ist hier buchstäbliche traurige Wahrheit. Der Grenz-

lohn der Grenzkulis ist das Minimum, bei dem Menschen in der tiefsten Erniedrigung noch Leib und Seele zusammenhalten können⁽¹⁾. Und Seutemann sagt über die Tagelöhner: „Es ist die Hefe der Arbeiterschaft, deren Existenz die unsicherste und ungünstigste von allen ist. Heute haben sie Verdienst, morgen werden sie aufs Pflaster geworfen; ... hier in diesem untersten, dem fünften Stande waltet das eiserne Lohngesetz mit unerbittlicher Strenge. Die immer bereite Reservearmee sorgt hier dafür, daß der Lohn sich nicht über das Existenzminimum erhebe. Für diesen Stand verdient das eiserne Lohngesetz den Beinamen des grausamen; denn die hergebrachten Ansprüche dieser Gruppe sind die absolut niedrigsten, eine Unterschreitung des Existenzminimums ist hier nicht mehr möglich“⁽²⁾.

In der Tat aber sollte das Lohngesetz nicht mehr „ehern“ sein als jedes andere ökonomische Gesetz. Nicht sein Inhalt, sondern seine ökonomische Notwendigkeit verleiht ihm diese Eigenschaft. Dies wird auch von Ricardo, Malthus und Lassalle betont. „Das ist jedoch nicht so zu verstehen, daß der natürliche Preis der Arbeit, selbst wenn er nach Nahrungsmitteln und Bedarfsartikeln des täglichen Lebens geschätzt wird, absolut fest und unveränderlich sei. Er wechselt in ein und demselben Lande zu verschiedenen Zeiten und zeigt in verschiedenen Ländern sehr beträchtliche Unterschiede. Im wesentlichen hängt er von den Gewohnheiten und Gebräuchen des Volkes ab“⁽³⁾. Und Lassalle meint: „Die Beschränkung des durchschnittlichen Arbeitslohnes auf die in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderliche Lebensnotdurft — das ist das eiserne und grausame Gesetz, welches den Arbeitslohn unter den heutigen Verhältnissen beherrscht... Dieser äußerste Rand (dessen, was nach dem Bedürfnis jeder Zeit zu dem notwendigsten Lebensunterhalt gehört) kann sich in verschiedenen Zeiten durch ein Zusammentreffen der angegebenen Umstände geändert haben, und es kann somit kommen, daß, wenn man verschiedene Zeiten miteinander vergleicht, die Lage des Arbeiterstandes in dem späteren Jahrhundert

¹⁾ Franz Oppenheimer, Die soziale Frage und der Sozialismus, 1912, S. 56.

²⁾ o. c. S. 97.

³⁾ Ricardo, Grundsätze, S. 85.

oder in der späteren Generation — insofern jetzt das Minimum der gewohnheitsmäßig notwendigen Lebensbedürfnisse etwas gestiegen ist — sich gegen die Lage des Arbeiterstandes in dem früheren Jahrhundert und der früheren Generation etwas gebessert hat¹⁾.

Diese Theorie hat in der Geschichte der politischen Ökonomie eine umso größere Bedeutung bekommen, als darauf das wichtigste Mittel zur Hebung der Arbeiterklasse beruhen sollte. Ist der Lohn durch die Gewohnheiten des Arbeiters bestimmt, so muß er steigen, wenn diese sich vermehren und entwickeln; er sinkt aber, wenn die Gewohnheiten sich verkürzen, verringern und abschwächen. Für Mill und andere folgte daraus, daß man die Hebung der Gewohnheiten der Arbeiterklasse fördern sollte. Daher die langen Ausführungen über den Einfluß der Lohnsteigerung auf die Lebensgewohnheiten usw.

Man mag aber die Entwicklung der Gewohnheiten befürworten, soviel man will, auf die Lage der Arbeitermasse kann diese Agitation kaum eine Wirkung ausüben. Was die Gewohnheiten dieser Massen betrifft, so müssen sie sich, wie alle Massenerscheinungen, gesetzmäßig entwickeln und von sozialen Ursachen abhängen. Und überhaupt bleibt für diese Theorie die Frage unbeantwortet, worauf die Entwicklung der Gewohnheiten beruht, woher sie stammt und wie sie vor sich geht. Die ganze Lösung der Frage ist bei weitem hier nicht so klar und unbestreitbar, wie es nach ihrer allgemeinen Fassung scheint. Vor der Existenzminimumstheorie hat sie den Vorzug, daß sie den Tatsachen mehr entspricht und der Kompliziertheit des sozialen Lebens Rechnung trägt. Indem sie aber an Einfachheit verlor, büßte sie zugleich auch jene Klarheit und Deutlichkeit ein, die keine Theorie entbehren kann. Die Frage lautet: Wodurch wird der gewöhnliche Arbeitslohn bestimmt? Und die Antwort: Durch die Gewohnheiten des Arbeiters. Das ist bestensfalls nur die halbe Erklärung. Was die „Gewohnheiten“ sind, wie sie sich entwickeln, und auf welche Art sie den Lohn bestimmen, das alles blieb von jenen Theorien der politischen Ökonomie unbeantwortet.

Allerdings ist bei den Klassikern ganz begreiflich, daß sie den gewöhnlichen Lohn aus den Gewohnheiten zu erklären ver-

¹⁾ Lassalle, II, S. 422, 424.

suchten, wie sie den Tausch durch den Tauschtrieb erklärten. Das steht in vollem Einklang mit der individualistischen Anschauung jener Epoche, wo man alle Bedürfnisse, Sitten und Gewohnheiten des Individuums als aus ihm selbst hervorgegangen betrachtete und die Gesellschaft und die sozialen Erscheinungen (wie es der Tausch und die Gewohnheiten zweifellos sind) aus dem einzelnen Individuum ableitete. Die geschichtliche Entwicklung existiert eigentlich für die klassische Ökonomie nicht; höchstens sind es „die Herrscher“ und „Gesetzgeber“, die die Geschichte machen und auf die Volkssitten einwirken. Alles, was die klassische Ökonomie über die Gewohnheiten zu sagen vermag, sind daher Gemeinplätze vom Despotismus, von der Wirkung einer guten und schlechten Verwaltung auf die Volkssitten usw.¹⁾

Anders in der neuen Zeit. Die Fragen der Lebenshaltung und der Gewohnheitenentwicklung scheinen nicht mehr so einfach und selbstverständlich zu sein; Lange und Lassalle gehen auf die Frage näher ein. Lange will nicht mehr mit den einzelnen Gewohnheiten operieren; er nennt daher das betreffende Kapitel „die Lebenshaltung“. Diese erscheint ihm nicht als eine mechanische Summe von einzelnen Gewohnheiten, sondern als organische Einheit, die mit der erlangten Kulturstufe verbunden ist. Die Bedürfnisse und Gewohnheiten des Arbeiters sind alle miteinander verknüpft und lassen sich nicht beliebig abbröckeln oder anhäufen. Und dieses feste Netz von Gewohnheiten ist es eben was die Lohnhöhe bestimmt.

„Die Wichtigkeit des Begriffes der Lebenshaltung, sagt Lange, liegt darin, daß man in diesem das Normalmaß der Ansprüche des Arbeiters an das Leben, und nicht einen bloßen statistischen Durchschnittssatz sieht, sondern eine soziale Macht, daß man der Lebenshaltung des Arbeiterstandes eine Widerstandskraft gegen den Druck des Kampfes um das Dasein zuschreibt. Zugleich ist der Begriff so allgemein, daß er alle, auch die moralischen Mittel umfaßt, mit welchen der Arbeiterstand überhaupt im großen ganzen dem Drange des Lebens zu widerstehen vermag“²⁾.

Die Lebenshaltung ist nach Lange eine psychologische

¹⁾ Siehe z. B. Malthus, Politische Ökonomie, deutsch von Marinoff, Berlin 1910, S. 307–308.

²⁾ Die Arbeiterfrage, 2. Aufl., S. 149.

Kraft von enormer Wichtigkeit, die auf die Arbeiter einwirkt und sie zwingt, ihre Kräfte auf das äußerste anzustrengen, um das gewohnte Niveau der Lebenshaltung aufrecht zu erhalten. Das ist der Weg, auf dem sich jenes ökonomische Gesetz im Leben äußert, daß der Arbeitslohn durch die gewohnte Lebenshaltung bestimmt wird. Hier tritt aber gleich eine Frage auf: Auf welche Weise kann jene Vermehrung der Gewohnheiten vor sich gehen, die das einzige Mittel sein sollte, um die Lage der Arbeiter zu bessern. Die Lebenshaltung des Arbeiters bestimmt seinen Lohn; hat sie ihn aber einmal bestimmt, so ist sie dann selber durch den Lohn begrenzt. Die neuen hinzukommenden Gewohnheiten, die den Lohn steigern sollen, können aber nicht zu Gewohnheiten werden, denn dafür fehlt eben die Voraussetzung, nämlich daß der Lohn hoch genug sei, um dies möglich zu machen. Ein Arbeiter hat z. B. 20 verschiedene Gewohnheiten, die er normalerweise aus seinem Lohn befriedigt. Nun kann er die einen Gewohnheiten durch andere, wichtige und kostspielige durch kleinliche oder umgekehrt, ersetzen; eine Hebung seiner Lebenshaltung kann daraus in der Regel gar nicht entstehen. Denn es bleibt immer unbegreiflich, woher die 21. Gewohnheit stammt, welche aus seinem Lohn nicht gedeckt werden konnte.

Diese Theorie könnte vielleicht anders ausgelegt werden. Die Lohnsteigerungen in den günstigen Perioden sind es, die die Vermehrung und Entwicklung der Gewohnheit ermöglichen. Es gelingt nämlich den Arbeitern in solchen Perioden, ihre Lebenshaltung zu heben, und diese neue Stufe der Lebenshaltung wird dann zur gewohnheitsmäßigen, so daß der Arbeitslohn sich nach dieser richtet.

Auch das hilft aber nichts, denn die günstigen Perioden gleichen sich im Durchschnitt mit den ungünstigen aus. Gelingt es den Arbeitern unter den einen Bedingungen, ihren Lohn zu heben, so müssen sie bei entgegengesetzten ein Sinken desselben über sich ergehen lassen. Die Herabsetzung des Lohnes gleicht seine Steigerung aus, so daß im Durchschnitt keine Besserung daraus entstehen kann. So schließt tatsächlich diese Theorie jede Steigerung des Reallohnes aus, und die stattfindende Steigerung bleibt für sie ein Rätsel. Sie geht von den Gewohnheiten der Arbeiterklasse aus, um darauf die Lohnhöhe zu begründen.

Nachdem sie dies aber einmal angenommen hat, muß sie zu dem Schlusse kommen, daß die Gewohnheiten — ihre Maße und Kraft — vom Lohne abhängig sind. Die Höhe des Lohnes bestimmt in jedem Augenblick die möglichen Gewohnheiten. Die Gewohnheiten bestimmen den Lohn, der Lohn bestimmt die Gewohnheiten.

Für eine praktische, konkrete Untersuchung über zeitlich und räumlich begrenzte Verhältnisse mag diese Aufeinanderwirkung gewisse Bedeutung haben. Als Theorie aber kann dieser Satz offenbar nicht gelten. Die Höhe des Lohnes bleibt unerklärt und mit ihr viele andere Erscheinungen, wie der Profitsatz usw.

Ferner ist diese Grundlage der Lohntheorie überhaupt keine Erklärung. Mag es als bewiesen gelten, daß die gewohnte Lebenshaltung den Punkt bestimmt, an dem die Arbeiter mit allen Kräften festzuhalten bestrebt sind. Können sie es aber auch? Muß es ihnen immer gelingen, das gewohnte Niveau zu behaupten und die Lebenshaltung ferner aufrecht zu erhalten? Gewiß nicht. Sagt doch Lange selber: „Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß die große Masse unserer Arbeiterbevölkerung selbst in günstigen Zeiten nicht imstande ist, sich zu nähren und zu kleiden, so zu wohnen und mit Arbeit und Erholung zu wechseln, daß den einfachen Ansprüchen einer richtigen Gesundheitspflege genügt werden könnte“¹⁾.

Welche Bedeutung hat aber alsdann die Theorie? Entweder die, daß der Lohn durch die Lebenshaltung bestimmt ist — dann ist sie falsch, oder die, daß bei den Arbeitern die Tendenz vorhanden ist, gegen die Herabdrückung unter den gewohnten Stand zu kämpfen — dann ist sie richtig, vermag aber die Lohnhöhe gar nicht zu erklären.

Ist aber der Ausgangspunkt selbst richtig, daß der gewohnte Standard diejenige Stufe bildet, die als Normalpunkt für die Arbeiterklasse gilt, und um deren Verteidigung allein es sich bei den Lohnkämpfen handelt?

Betrachten wir z. B. den Zustand vor einem Streik. Es handelt sich dabei meistens nicht um die Erhaltung der gewohnten Lebenshaltung, sondern um eine Erhöhung derselben.

¹⁾ Lange, Arbeiterfrage, 3. Aufl., S. 161.

Die Befriedigung neuer Bedürfnisse ist hier das leitende Motiv. Jeder ökonomische Kampf, insbesondere ein Streik, fordert große Opfer und läßt sich ohne solche nicht durchführen. Er droht mit großen Entbehrungen, die Gesundheit von Frau und Kind wird aufs Spiel gesetzt. Das Bemerkenswerteste an den modernen ökonomischen Kämpfen ist aber eben jene Entschlossenheit, mit welcher große Arbeitermassen es vorziehen, wochenlang große Entbehrungen zu erdulden, um bloß nicht in die alten Zustände zurückkehren zu müssen. Ohne ganz ernste Motive zu haben, wird eine Arbeitermasse sich nicht in einen solchen Kampf stürzen; sie muß ihre Lebenslage schon für ganz schlecht halten, wenn sie sich hierzu entschließt. Die gewohnte Lebenshaltung erscheint hier als der Fluch, den man loswerden muß. Sie ist eben jene Stufe der Lebenshaltung, auf die das Kapital die Arbeiter zurückdrängen will, und wohin die Arbeiter nicht zurückkehren wollen.

Die Frage läßt sich nur folgenderweise erklären: Es sind nicht nur die Gewohnheiten der Arbeiter, sondern auch ihre Bedürfnisse in Betracht zu ziehen, welche mit dem vorhandenen Lohn nicht befriedigt werden können. Es erwachsen neue Bedürfnisse und verschmelzen mit den Gewohnheiten; die Unmöglichkeit, die ersteren oder die letzteren zu befriedigen, wird als Entbehrung empfunden und zwingt die Arbeiter, Lohnkämpfe zu führen.

Ich habe oben die Stelle angeführt, wo Lange über die Wirkung der Lebenshaltung spricht. Er sagte, daß die Bedeutung der Lebenshaltung darin bestehe, daß man ihr „eine Widerstandskraft gegen den Druck des Kampfes um das Dasein“ zuschreibt, daß „sie alle, auch die moralischen Mittel umfaßt, mit welchen der Arbeiterstand überhaupt im großen ganzen dem Drange des Lebens zu widerstehen vermag“. Dasselbe gilt aber auch von denjenigen Bedürfnissen, deren Befriedigung aus irgendeinem Grunde dringend geworden, bei der vorhandenen Lohnhöhe aber unmöglich ist. Es ist selbstverständlich, daß alle Gewohnheiten zu Bedürfnissen werden. Nicht alle Bedürfnisse aber können zu Gewohnheiten werden. Und um solche handelt es sich doch meistens bei den Lohnkämpfen.

In der Wirklichkeit ist die Sache aber noch komplizierter. Der Kampf für die Möglichkeit der Befriedigung neuer Bedürf-

nisse setzt sich gewöhnlich in einen Kampf für Erhaltung und Befriedigung alter Gewohnheiten um. Ich habe früher ein Exempel angeführt, wie die Entwicklung geistiger Bedürfnisse auf die Lebenshaltung einwirkt: der Arbeiter mußte auf die Befriedigung herkömmlicher Bedürfnisse verzichten, um die neuen befriedigen zu können. Empfindet er nachher seine Lebensweise als verschlimmert, und will er eine Lohnerhöhung erhalten, so muß sein ökonomischer Kampf die Form eines Kampfes um das Notwendigste und um die gewohnte Lebenshaltung annehmen. Tatsächlich aber liegt diesen Forderungen die Erhöhung seiner Bedürfnisse zugrunde¹⁾.

Aller Lohnkampf ist daher ein Kampf um das Notwendigste und um die gewohnte Lebenshaltung. Geht man von dieser äußeren Tatsache aus, so kommt man zu der nichtssagenden Theorie der „gewohnten Lebenshaltung“.

¹⁾ In einer Zeit der Teuerung z. B. wird die Lebenshaltung vieler Arbeiter heruntergedrückt; als Folge erscheint eine mangelhafte Nahrung, schlechte Wohnung usw. Wollte aber der Arbeiter auf die Befriedigung seiner kulturellen und geistigen Bedürfnisse verzichten, so könnte er seine gewohnheitsmäßige Nahrung und Kleidung beibehalten. Er tut es aber nicht, weil diese Bedürfnisse eine größere Dringlichkeit für ihn erreicht haben.

III. Der Klassenbedarf und die Lebenshaltung.

Die Lebensweise des Menschen ist eine soziale Erscheinung. Ist sein Einkommen bekannt, so läßt sich daraus noch kein Bild seiner Lebenshaltung machen. Die Art, wie er seine Mittel verwendet, hängt von seinen Bedürfnissen ab, die aber in steter Entwicklung begriffen sind.

Nicht durch alles, was einem nützlich oder angenehm sein kann, wird sein Bedürfnis befriedigt. Dalai-Lama befriedigt nicht sein Bedürfnis, wenn er im Operntheater sitzt, auch nicht der französische Präsident, wenn er mit dem Luftschiff die Runde um die Kirchtürme macht. Ein Bedürfnis ist nur da vorhanden, wo die Befriedigung notwendig erscheint und das Unbefriedigtlassen als Entbehrung empfunden wird. Nur Bedürfnisse dieser Art können für die Soziologie in Betracht kommen.

Es ist eine alte Wahrheit in der Nationalökonomie, daß die Bedürfnisse die Produktion ins Leben rufen. Aber auch das Umgekehrte ist richtig: die Produktion schafft die Bedürfnisse. Das Existieren der Bedürfnisse ist die Voraussetzung der Produktion; wonach aber das Bedürfnis besteht, hängt von der Produktion selber ab.

In den Bedürfnissen des sozialen Menschen spiegeln sich die Produktionsmöglichkeiten seiner Zeit wieder. Es existiert nie ein Bedürfnis nach unerreichbaren Dingen¹⁾. Der technische Fortschritt, die Erfindungen und Entdeckungen, kurz die Produktionsentwicklung schafft die Befriedigungsmöglichkeit künftiger Bedürfnisse. Und erst nachdem diese Möglichkeit

¹⁾ Die Verwandlung des Kindes in den Erwachsenen ist in dieser Hinsicht nichts anderes als seine Anpassung an die soziale Umgebung. Seine Psyche wird immer mehr von gesellschaftlichen Elementen durchdrungen, und seine Bedürfnisse beschränken sich nach und nach auf einen bestimmten Kreis.

gegeben ist, kann ein normales Bedürfnis danach entstehen. Die Produktion geht den Bedürfnissen voran¹⁾.

Alle Erfindungen und überhaupt alle Erscheinungen der Produktionsentwicklung sind von zweierlei Art: erstens werden neue, unbekannte Verbrauchsmittelerfunden und erzeugt, zweitens — und hierzu gehört wohl der größte Teil — werden Verbesserungen und Erleichterungen in die alte Produktionsweise eingeführt. Die beiden Arten wirken auf die Entwicklung der Bedürfnisse ein.

Die erste Klasse umfaßt alle Arbeitsprodukte, die zugleich Verbrauchsmittel sind. Hierzu gehören alle die Gegenstände, die im Laufe der Entwicklung in das Gebiet der Konsumtion eingetreten sind. Und es ist ganz klar, daß das Bedürfnis nach Büchern und Zeitungen, nach Tee und Tabak, nach Uhren und Fahrrädern nicht eher entstehen konnte, als bis sie erfunden wurden. Welches auch die Ursachen ihrer Erfindung sein mögen — und sie sind sehr verschieden —, ein konkretes Streben nach diesen Gegenständen ist erst dann vorhanden, wenn sie bereits existieren und daher erreichbar sind²⁾.

¹⁾ „Die Bedürfnisse entwickeln sich mit und an den Mitteln ihrer Befriedigung.“ Marx, Das Kapital, Bd. I, S. 476.

²⁾ „Aucun besoin social n'a pu être antérieur à l'invention qui a permis de concevoir la denrée, l'article, le service propre à le satisfaire. Il est vrai que cette invention a été la réponse à un désir vague, que, par exemple, l'idée du télégraphe électrique a répondu au problème, depuis longtemps posé, d'une communication épistolaire plus rapide; mais c'est en se spécifiant de la sorte que ce désir s'est répondu et fortifié, qu'il est né au monde social; et lui-même d'ailleurs n'a-t-il pas toujours été développé par une invention ou une suite d'inventions plus anciennes soit, dans l'exemple choisi, par l'établissement des postes, puis du télégraphe aérien? Je n'excepte pas même les besoins physiques, lesquels ne deviennent forces sociales, eux aussi, que par une spécification analogue, comme j'ai déjà eu occasion de faire remarquer. Il est trop clair, que le besoin de fumer, de prendre du café, du thé etc. n'a apparu qu'après la découverte du café, du thé, du tabac. Autre exemple entre mille: „Le vêtement ne suit pas la pudeur, dit très bien M. Wiener, mais au contraire, la pudeur se manifeste à la suite de vêtement, c'est-à-dire que le vêtement qui cache telle ou telle partie du corps humain, fait paraître inconvenante la nudité de cette partie, qu'on a l'habitude de voir couverte.“ En d'autres termes le besoin d'être vêtu, en tant que besoin social, a pour cause la découverte du vêtement et du tel vêtement“ (G. Tarde, Les lois de l'imitation, Paris 1900, p. 101 et 102).

Zu der zweiten Klasse gehören diejenigen Momente der Produktionsentwicklung, die auf das Endresultat der Produktion, auf den Verbrauchswert des Produktes, keinen Einfluß haben. Nicht neue Produkte werden dabei erzeugt, sondern die alten auf eine bessere und leichtere Weise. Der Maschinenweber produziert dieselbe Leinwand wie der Handweber; der Verbrauchswert bei der Produkte ist vollkommen gleich. Die Verwendung der Dampfmaschine in der Fabrik, der Elektrizität für gewerbliche Zwecke und dgl. gehört ebenfalls hierher. Die erste Wirkung der Maschine besteht eben darin, daß sie gewisse Funktionen der Menschenarbeit übernimmt, und daß sie gleiche Resultate auf andere Art hervorbringt. Erst später kommen die Umwälzungen hinzu, die die neue Produktionsweise an den Produkten selber vornimmt.

Die Erscheinungen der ersteren Art führen zur Entwicklung neuer Gewerbebranchen. Je mehr Produktenarten, desto mehr Produktionsabteilungen und Abzweigungen. Die Verteilung der Arbeitskräfte der Gesellschaft verschiebt sich, indem die neuen Zweige auf Kosten der alten sich entwickeln. So nimmt regelmäßig die Zahl der Arbeitskräfte im Ackerbau und in der Viehzucht ab, während sie in den neuen Industriebranchen ganz wesentlich zunimmt; und unter den Industrien entwickelt sich die ältere Textilindustrie am langsamsten.

Die Abwanderung von den alten und der Zufluß zu den neuen Industrien wird aber meistens erst dadurch möglich, daß sich der technische Fortschritt nicht nur auf Erfindung neuer Verbrauchsmittel beschränkt. Seine sozusagen Hauptaufgabe besteht darin, daß er die Produktivität der Arbeit in den bereits bestehenden Industrien steigert, daß jede Ware einen geringeren Arbeitsaufwand zu ihrer Herstellung erfordert. Die gleiche Warenmenge wird dann durch eine geringere Arbeiterzahl produziert, und die „frei gewordenen“ Arbeitskräfte (und das Kapital) können in die neuen Industrien abwandern.

Der allgemeine Vorgang ist also hier der folgende: Steigerung der Produktivität in den alten Produktionsbranchen, Errichtung neuer Industrien und Entwicklung der Bedürfnisse nach neuen Verbrauchsmitteln.

Zweitens aber schafft die Verbesserung und Vervollkommnung der Produktion auch unmittelbar neue Bedürfnisse, ohne daß neue Produktionszweige errichtet werden.

Der Stand der Produktivkräfte jeder Gewerbeart findet seinen Ausdruck im Werte des Produkts (Arbeitswert, Geldwert und dgl.). Das Bedürfnis nach dem Produkt entwickelt sich desto stärker, je niedriger sein Wert ist. Zu einem Massenbedürfnis wird es erst dann, wenn der Stand der Produktion seine Befriedigung möglich macht¹⁾.

Eine andere Frage ist es wieder, ob die neuen Bedürfnisse sich rasch oder langsam verbreiten, und in welche Volksschichten sie eindringen. Dies hängt sowohl von der speziellen Bedeutung des einen oder anderen Gegenstandes wie auch von den allgemeinen Kulturzuständen ab. Die römische Toga ist für die Antike ebenso charakteristisch wie die Krinoline für das 18. Jahrhundert. Welches aber auch die Qualität der Bedürfnisse sei, so sind sie der Quantität nach durch objektive Umstände beschränkt.

Das Gesamtprodukt der Gesellschaft ist die Grenze für die Gesamtbedürfnisse; darüber können sie nicht hinaus.

Während die Entwicklung der Produktivkräfte die Bedürfnisse unaufhörlich steigert und innerhalb der vorhandenen Bedürfnisse Wandlungen schafft, so ist der Stand der Bedürfnisse unter gegebenen Verhältnissen eine bestimmte Größe. Jedes Zeitalter und jedes Land, jede Stufe der Kulturentwicklung, jede Volksklasse und Volksschicht hat einen bestimmten Komplex von Bedürfnissen, d. h. eine Summe der Bedürfnisse, die miteinander eng verbunden sind und sich zu einem einheitlichen Ganzen verflechten. Die dem Komplex der Bedürfnisse entsprechende Produktenmenge bildet den Klassenbedarf der betreffenden sozialen Gruppe.

Die Lebenshaltung und der Klassenbedarf sind zwei verschiedene Dinge, die aber oft verwechselt werden. Der Klassenbedarf bestimmt dasjenige Lebensniveau, welches die betreffende Volksschicht für befriedigend hält, und das für sie als Maßstab ihrer Lage gilt. Die Lebenshaltung dagegen ist ihr tatsächliches

¹⁾ Es ist vom Standpunkte der gesellschaftlichen Produktion aus unmöglich, daß man alle Geschäftsreisen mit Luftschiffen unternimmt; ein solches Bedürfnis existiert tatsächlich nicht. Es ist aber zu einem Massenbedürfnis geworden, daß man mit der Eisenbahn nach der Arbeitsstätte fährt und nicht zu Fuß größere Strecken gehen muß. Edelsteine und Austern sind zweifellos sehr schöne Sachen, dennoch gibt es Millionen von Menschen, die gar nicht ahnen, daß ihnen diese Dinge fehlen.

Lebensniveau in jedem gegebenen Augenblick. Der Komplex der Bedürfnisse ist durch die gesamte soziale Umgebung bestimmt, durch technische und geographische Ursachen, durch **Herkommen** und **Tradition**, durch politische und kulturelle Entwicklung usw. Die Lebenshaltung ist durch das Einkommen begrenzt und folgt den Schwankungen des letzteren. In der kapitalistischen Gesellschaft bestimmt der Komplex der Bedürfnisse den subjektiven Wert der Arbeitskraft (für den Arbeiter selbst); die Lebenshaltung ist durch den Marktpreis der Arbeitskraft bestimmt.

Das Verhältnis der Lebenshaltung zum Klassenbedarf ist das Maß des Reichtums und der Armut. Denn als Maßstab des Wohlstandes gilt nicht die objektive, absolute Masse der zur Verfügung stehenden „Güter“, sondern das subjektive Empfinden, inwiefern die Bedürfnisse befriedigt werden, mit anderen Worten, in welchem Verhältnis die tatsächliche Lebenshaltung zu den Bedürfnissen steht.

Reichtum und Armut sind keine absoluten natürlichen Begriffe¹⁾; sie haben vielmehr einen relativen geschichtlichen Charakter. Zweifellos kann sich der moderne Arbeiter vieles leisten, wovon die Könige und Prinzen älterer Zeit nicht träumten. Eisenbahn, Straßenbeleuchtung, Post, Telegraph und Telephon, Zeitungen und Streichhölzer und Hunderte von anderen größeren und kleineren Erfindungen stehen auch dem modernen Proletarier zur Verfügung. Er kann vielleicht mehr „Güter“ verbrauchen, als es einst die Reichsten konnten. Ist er aber dadurch reicher geworden? „Ob sie aber, fragt Lassalle, sich heute besser stehen als der Arbeiter vor 80, vor 200, vor 300 Jahren, — welchen Wert hat diese Frage für sie und welche Befriedigung kann sie ihnen gewähren? Ebensovienig als die freilich ganz ausgemachte Tatsache, daß sie sich heute besser stehen als die Botokuden und die menschenfressenden Wilden ... Alles menschliche Leiden und Entbehren hängt also nur von dem Verhältnis der Befriedi-

¹⁾ „Was sind, gerade nach dem Maßstabe einer Gesellschaft, die nach Reichtum und Klassen geschieden ist, Armut und Hilfsbedürftigkeit anderes, als daß jemand die berechtigten Bedürfnisse seiner Klasse nicht zu befriedigen vermag? Armut ist also ein gesellschaftlicher, d. h. relativer Begriff.“ Rodbertus, I. sozialer Brief, Berlin 1885, S. 171.

gungsmittel zu den in derselben Zeit bereits vorhandenen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten ab.“¹⁾

Es wurde aber noch ein anderer Maßstab in dieser Frage angewandt. Die Verelendung der Arbeiterklasse sollte darin bestehen, daß der Arbeiter einen immer geringeren Teil seines Arbeitsproduktes erhält, und je kleiner dieser Teil, desto größer sein Elend. Nun ist es gewiß richtig, daß der Arbeiter einen immer kleineren Teil seines Arbeitsproduktes im Arbeitslohn bekommt: je größer die Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit, desto geringer der Wert seines Gesamtverbrauches. Sein Reallohn braucht aber dabei nicht zu sinken; im Gegenteil, er kann steigen, trotzdem der Arbeitswert gesunken ist²⁾, und in der Tat, wenn seine

¹⁾ Lassalle, Reden und Schriften, Berlin 1893, II. Bd., S. 426. Übrigens ist Lassalle der Ansicht, daß „jede Zeit“ eine bestimmte Höhe der „gewöhnheitsmäßigen Lebensbedürfnisse“ hat, die den Arbeitslohn bestimmt. „Jede menschliche Befriedigung hängt aber immer nur ab von dem Überschub der Befriedigungsmittel über die unterste Grenze der in einer Zeit gewöhnheitsmäßig erforderlichen Lebensbedürfnisse.“ Dies ist aber mindestens unklar. Wo liegt die Grenze dieser „gewöhnheitsmäßig erforderlichen Lebensbedürfnisse“? Nicht etwa dort, wo die Grenze des Arbeitslohns liegt? Können aber die Lebensbedürfnisse überschritten werden, wenn der Arbeitslohn zweimal, fünfmal, zwanzigmal größer wäre?

Jedenfalls steht Lassalle turmhoch über jener verflachenden Kritik, die sich als Ziel gestellt hat, ihn zu „widerlegen“. So sagt z. B. Brentano: „Es liegt nichts Entsetzliches darin, daß das Einkommen und der Bedarf der Arbeiter immer ziemlich zusammenstimmen. und noch weniger darin, daß, wenn das Einkommen sich hebt, auch der Bedarf sich hebt, so daß trotz der Erhöhung des Einkommens das Einkommen doch nur soviel beträgt wie der Bedarf. Schlimmer ist es dagegen, wenn das Einkommen unter den Bedarf herabsinkt, weil dann Entbehrungen notwendig werden. Die Angehörigen aller Gesellschaftsklassen leiden, wie gesagt, ab und zu empfindlich unter solchen Entbehrungen... Der Satz, daß der Arbeitslohn stets mit der Lebenshaltung übereinzustimmen bestrebt ist, ist anstatt eines Hindernisses das Mittel, um diesen Anteil zu erreichen.“ (Das Arbeitsverhältnis gemäß dem heutigen Recht, S. 180, 181.) Brentano hat das Wesentlichste bei Lassalle nicht erblickt: die sich entwickelnden und unbefriedigten Bedürfnisse. Er konnte dann mit großer Leichtigkeit zu dem Schlusse kommen, daß „Lassalle nichts von dem bewiesen hat und beweisen konnte, was er zu beweisen hatte“.

²⁾ Mit dieser Tatsache glaubten manche sogar beweisen zu können, daß der Arbeiter nicht ärmer, sondern immer reicher wird. So meint z. B. Roscher: „Die absolute persönliche Höhe des Arbeitslohnes, die bei solcher relativen Erniedrigung gar nicht mit zu leiden braucht, ja wachsen kann, ist für das Glück der Lohnarbeiter weitaus die Hauptsache“. „Ist ein Mensch

Bedürfnisse dieselben blieben, so würde dieser steigende Reallohn eine stete Verbesserung seiner Lage bedeuten, mag sein Wert auch noch so niedrig sein. Bei wachsenden Bedürfnissen aber kommt es nicht nur auf den Reallohn an, sondern auch auf sein Verhältnis zu dem jeweiligen Stand der Bedürfnisse.

Man kann derselben Auffassung auch eine andere Form geben, indem man sagt: die Lage einer Klasse bemißt sich durch ihr Verhältnis zur Lebensweise anderer Klassen; je größer die Gegensätze, desto größer die Armut. Objektiv ist das wohl richtig. Daraus braucht aber nicht notwendigerweise das Gefühl des Elends zu entstehen. Dieses entsteht nur unter ganz bestimmten Umständen, und nur unter diesen werden die Gegensätze in der Lebensweise zu einer Quelle des Klassenkampfes. Das römische Sklaventum hatte eine ganz andere Geschichte, als das heutige Proletariat, trotzdem in den beiden Fällen eine „objektive Verelendung“ stattfand. Denn es hängt von den tatsächlichen Verhältnissen ab, wie sich diese letztere im Bewußtsein dieser oder jener Klasse widerspiegelt.

Im Verhältnis der Lebenshaltung zum Klassenbedarf sind drei Fälle möglich:

I. Lebenshaltung = Klassenbedarf.

Dieses Gleichgewicht ist der normale Zustand für Epochen, wo es keine Klassengegensätze gibt. Wo diese Gleichung stattfindet, gibt es weder Reich noch Arm.

Am klarsten liegt es in der ursprünglichen Kommune. Es wird gemeinsam produziert und gemeinsam konsumiert. Die Bedürfnisse sind vollständig gedeckt; sie müssen in vollem Einklang mit den Produktionsfaktoren stehen, da alle ökonomischen Erscheinungen auf der Hand liegen, und die gesellschaftliche Konsumtion sich an die Produktion leicht anpaßt. Verändert sich die Produktionsweise, geht z. B. der Hirtenstamm zum Ackerbau über, so passen sich auch hier die Bedürfnisse an die neuen Verhältnisse sehr rasch an; sobald die Produktionsmöglichkeiten geklärt sind, ist auch der tatsächliche Anteil eines jeden bestimmt. Und seine Ansprüche gehen nicht darüber hinaus. Hier

zu bedauern, dem es absolut gut geht, auch relativ besser als vorher, nur nicht besser als anderen Menschen?“ (Roscher, Nationalökonomie, S. 411, 488.) Das gleiche ist die „Theorie“ Cohns, Brentanos usw. usw.

herrscht tatsächlich die „ökonomische Harmonie“, und es gibt innerhalb der Gesellschaft keinen Kampf um das Produkt.

Ebenso steht es auf der anderen äußersten Stufe der sozialen Entwicklung, in der sozialistischen Gesellschaft, nur verschwindet hier die monotone Gleichartigkeit der Bedürfnisse. Die kleine Wirtschaft der Kommune verwandelt sich in eine Weltwirtschaft, und der einfache und einartige Klassenbedarf wird mannigfaltig und unbeständig. Aber auch hier ist der Stand der Produktivkraft der Gesellschaft in allen Hinsichten klar, und trotz der großen Mannigfaltigkeit in den Bedürfnissen entsprechen sie im großen ganzen dem jeweiligen Zustande der Produktion.

Die Gleichung: Lebenshaltung = Klassenbedarf kann durch natürliche und soziale Umstände gestört werden; in der sozialistischen Gesellschaft können auch große technische Umwälzungen für kurze Zeit die Gleichung stören, indem ein größerer Teil des Gesamteinkommens in Produktionsmittel verwandelt wird. Diese Erscheinungen bilden aber überall nur die Ausnahme von der Regel.

In den beiden angeführten Fällen ist der Mensch Herr über seine Produktivkräfte, und die Gesellschaft regiert den Gang der Produktion. Anders steht es in der Geldwirtschaft. Die sozialen Erscheinungen scheinen hier unabhängig von dem Menschen zu sein, die sozialen Gesetze üben ihre Wirkung „hinter dem Rücken des Menschen“ aus. Das Individuum bleibt ein Mitglied der Gesellschaft, zu gleicher Zeit stehen aber die beiden — das Individuum und die Gesellschaft — einander gegenüber.

Der Komplex der Bedürfnisse des modernen Menschen bleibt auch hier eine Widerspiegelung der Produktionsverhältnisse in seinem Kopf. Die Anpassung seines Klassenbedarfs findet hier wie dort statt. Nur kommt hier dieser Prozeß dem Menschen selbst nicht zum Bewußtsein, und sein Klassenbedarf erscheint ihm als eine metaphysische, natürliche, „innere“ Macht.

Auch die Lebenshaltung des mittelalterlichen Handwerkers entspricht seinem Klassenbedarf. Bei dem langsamen Tempo der technischen Entwicklung werden seine Bedürfnisse zu alten Gewohnheiten, und bei normalen Zuständen ist es ihm möglich, die gewohnte Lebenshaltung aufrecht zu erhalten. Erst später, wenn der selbständige Handwerker sich einerseits zum kapi-

talistischen Unternehmer und andererseits zum abhängigen Arbeiter entwickelt, hört der „harmonische Zustand“ auf und verschwindet immer mehr in den sozialen Kämpfen des aufkommenden Kapitalismus.

II. Die Lebenshaltung ist größer als der Klassenbedarf. Dieses Verhältnis ist der Reichtum.

In einer in Klassen geteilten Gesellschaft gibt es keinen allgemeinen Typus des Klassenbedarfs. Jede Klasse und jede soziale Schicht innerhalb der Klasse bildet einen selbständigen eigentümlichen Komplex der Bedürfnisse.

Die obere Klasse hat einen hohen Klassenbedarf; sein Wert übersteigt wesentlich den gesellschaftlichen Durchschnitt. Es gehören zu ihrem Klassenbedarf auch solche Bedürfnisse, die nicht befriedigt werden könnten, wenn sie eine allgemeine Verbreitung bekämen; nur in einer Klassengesellschaft sind solche Bedürfnisse regelmäßig möglich, und nur hier können sie befriedigt werden. Vom Standpunkte der gesellschaftlichen Produktion aus bilden diese Bedürfnisse den Luxus.

Wohl aber nur vom sozialen Standpunkt aus. Für die betreffenden Klassen selber bilden viele Bedürfnisse, die sozial zum Luxus gehören, selbstverständliche und unentbehrliche Lebensbedürfnisse. Je rascher sich die Produktion entwickelt, je tiefer die Klassengegensätze werden, desto rapider wächst der Klassenbedarf der oberen Klassen, desto stärker der Widerspruch zwischen dem Begriff des sozialen Luxus und dem subjektiven Empfinden der Betroffenen selbst.

Daher entwickelt sich die Produktion von Luxusgegenständen in einer Klassengesellschaft viel rascher, als wo es keine Klassengegensätze gibt. Während in der letzteren nur individuelle Abweichungen vom typischen Klassenbedarf den Luxus bilden können, wird er in der letzteren zu einem Bestandteile des Klassenbedarfs einer ganzen Klasse.

Wie hoch aber dieser auch stehen mag, so übersteigt ihn gewöhnlich die Lebenshaltung der oberen Klassen ganz wesentlich. Es werden hier nicht nur alle Bedürfnisse gedeckt, sondern es bleibt noch ein Überschuß übrig, welcher hier und da zur Quelle des „tollsten Luxus“ wird. Man braucht sich nur an die Orgien der Römer der Kaiserzeit zu erinnern, um zu sehen, daß es sich dabei nicht um die Deckung des Klassenbedarfs handelt.

Der reiche Feudalherr des Mittelalters, der sein Einkommen in Naturalien bekommt, kann es allein nicht verzehren; er muß einen Teil davon aufspeichern, bis er verfault und verloren geht, oder große Gastmähler für die Noblesse veranstalten. Der große Ruhm der Schmäuse der feudalen Schlösser, die Gastfreundschaft und Freigebigkeit des Mittelalters wurzeln in dem Naturalienüberschuß der Feudalwirtschaft.

Die kapitalistische Gesellschaft kennt andere Wege, um ihren Überschuß anzulegen und räumt mit diesen Auswüchsen des Mittelalters auf. Heutzutage dienen dazu die Aktien, Staatspapiere, Banken und Sparkassen. Mit der Entwicklung der Geldwirtschaft büßt das alte Dilemma „verbrauchen oder verlieren“ für den einzelnen seine Kraft ein. Vielmehr kann er seinem Produkt die immer gültige Form des Geldes geben, um es dann „produktiv“, d. h. mit Aussicht auf Mehrwert zu verwenden¹⁾.

Der Klassenbedarf der oberen Klassen steht in der kapitalistischen Gesellschaft so hoch wie nie zuvor. Infolge der raschen Entwicklung der Produktion wächst er auch viel rascher als jemals. Die Lebenshaltung steigt aber noch rascher als der Klassenbedarf. Nur wenigen gelingt es, auf die Spitze der Pyramide hinaufzuklettern; diejenigen aber, die so weit gekommen sind, verfügen über ein Einkommen, das den größten Klassenbedarf unserer Zeiten mit großen Überschüssen deckt. Auch der Umstand ändert nichts an dieser Tatsache, daß ein großer Teil des kapitalistischen Einkommens akkumuliert werden muß. Das Verhältnis, in dem das Einkommen in die beiden Teile geteilt wird, hängt im großen und ganzen von der Höhe des Klassenbedarfs ab. *Ceteris paribus* — je größer der Klassenbedarf, desto geringer die Akkumulation. Vom Standpunkte der Gesamtproduktion ist die Akkumulation notwendig und mit dem Wesen des Kapitalismus auf das innigste verbunden; für jeden einzelnen Kapitalisten aber bildet sein Gesamteinkommen die Quelle sowohl der einen wie auch der anderen Verwendungsart. Daher ist die

¹⁾ Das Sparen beginnt in der Regel dort, wo die Bedürfnisse gedeckt sind. Nicht alles Sparen ist aber ein Zeichen für diesen Reichtumszustand. Bis zu einem gewissen Grade kann es auch in der Sorge für die Zeiten der Invalidität und Arbeitslosigkeit usw. begründet sein und gehört deshalb zu den dringlichsten Bedürfnissen. Sind diese Motive ausschlaggebend, so kann von einem Überschuß noch keine Rede sein.

steigende Akkumulation ein Zeichen dafür, daß der Klassenbedarf der besitzenden Klassen mit großen und ständig wachsenden Überschüssen gedeckt wird.

III. Die Lebenshaltung steht unter dem Klassenbedarf. Hier ist das Gebiet der Armut.

Der Klassenbedarf der unteren Klassen hängt, außer von den allgemeinen technischen Produktionsverhältnissen, noch speziell von der Produktionsweise ab, d. h. von der Stellung des Arbeitenden im Produktionsprozeß. Die Entwicklung des Klassenbedarfs der industriellen Arbeiter z. B. geht ganz anders vor sich als bei den Bauern oder bei den Handwerksgesellen.

Überall aber, wo es Klassegegensätze gibt, hat die obere Klasse die Macht, die Lebenshaltung der unteren unter deren Klassenbedarf herunterzudrücken; und in der Regel steht auch die Lebenshaltung in den letzteren Klassen unter dem Klassenbedarf. Wie groß aber ihre Entfernung voneinander ist, und in welcher Richtung das Verhältnis sich entwickelt, hängt von den tatsächlichen Umständen ab.

Je geringer das Einkommen der unteren Klasse, desto größer der Anteil der oberen am Gesamtprodukte der Gesellschaft. Daher die Tendenz, die Lebenshaltung der ersteren so tief als möglich zu halten und sie auf das „Notdürftigste“ zu beschränken. Diese Tendenz wird aber durch eine entgegengesetzte durchkreuzt.

Denn je geringer das Einkommen, desto niedriger die Lebenshaltung, desto stärker die Sterblichkeit und desto schwächer die Arbeitsfähigkeit. Ein zu tiefer Stand der Lebenshaltung der unteren Klassen bedeutet nicht mehr ein steigendes Einkommen der oberen, sondern einen sinkenden Arbeitsertrag und eine Ausartung der Klasse. Daher die Gegentendenz, die Lebenshaltung der Volksmassen nicht zu tief herunterzudrücken. Die Resultante der beiden Tendenzen ist aber je nach den Produktionsverhältnissen verschieden.

Der Sklavenbesitzer weiß, daß sein Einkommen desto größer ist, je mehr Sklaven bei ihm arbeiten. Es ist „unwirtschaftlich“ für ihn, seine Sklaven schlecht zu ernähren und ihre Anzahl auf diese Weise zu verringern; vielmehr sorgt er für kräftigere Nahrung und für einen umso längeren Arbeitstag. Eine Sklavenzucht ist für ihn meistens zu kostspielig; er tut aber „am besten“, wenn er

von den vorhandenen Arbeitskräften so viel nimmt, als sich nehmen läßt und die größeren Kosten seiner Sklaven durch deren stärkere Ausbeutung wieder einholt. Übrigens ist die Lage der Sklaven verschieden, je nachdem es sich um eine patriarchalische Naturalwirtschaft oder um eine Geldwirtschaft handelt.

Auch der Feudalherr hat kein Interesse an einer tiefen Lebenshaltung seiner Bauern. Seinen eigenen Bedürfnissen sind ziemlich enge Schranken gezogen, und in der Naturalwirtschaft findet er für seine Überschüsse keine breite Anwendung. Die Dinge ändern sich aber radikal mit der Entwicklung des Geldverkehrs. Zu dieser Zeit verliert die feudale Klasse ihre soziale Berechtigung immer mehr. Sie wird rückständig, und indem sie ihre soziale Funktion zu erfüllen aufhört, erkennt sie immer besser alle Reize und Genüsse des Geldes und des Reichtums. Naturalleistungen werden in Geld verwandelt und steigen unaufhörlich; die Steuerschraube drückt immer stärker auf die Schultern des Bauerntums, und der Herr selbst siedelt nach der Großstadt über, um dort in der „hohen Gesellschaft“ zu glänzen. „Après nous le déluge“ — das ist die Devise dieser Klasse, und sie kümmert sich tatsächlich sehr wenig um die Schicksale der Volkswirtschaft und der Bevölkerung. Mit jedem Jahrzehnt wird die Lage der Bauern schlechter und erreicht in Frankreich im XVIII. Jahrhundert ihre tiefste Stufe.

In der kapitalistischen Gesellschaft liegen die Dinge ganz anders. Die Funktionierung des Kapitals und die Produktion von Mehrwert ist nicht mehr an die Existenz dieses oder jenes konkreten Arbeiters gebunden. Der Arbeiter ist „frei“ und kann seine Arbeitskraft nur auf kurze Zeit verkaufen; frei ist aber auch der Unternehmer in der Auswahl seiner Arbeiter. Er verliert nichts bei steigender Sterblichkeit seiner Arbeiter, weil er den einen durch den andern leicht ersetzen kann. Vom Standpunkte der gesellschaftlichen Produktion aus ist die schlechte Lage der Arbeiter eine negative Erscheinung, für den Unternehmer sind aber allein die Interessen des Kapitals maßgebend, und er richtet sich nur nach den Forderungen der Konkurrenz. In diesem Punkte kommen die Interessen der Gesellschaft mit denen des Kapitals in Widerspruch. Daher das Problem der Ausartung, das in der letzten Zeit so akut geworden ist.

Die Lebenshaltung kann deshalb tief unter den Klassenbedarf sinken, ohne daß die Existenz des Kapitals in Frage gestellt wird. Die Bestimmung des jeweiligen Wertes der Arbeitskraft wird hier zu einem gesellschaftlichen Prozeß, welcher das eigentliche Lohnproblem bildet. Dieser Prozeß bestimmt auch, in welcher Richtung sich das Verhältnis der Lebenshaltung des modernen Proletariats zu seinem Klassenbedarf entwickelt.

IV. Kapital und Arbeitslohn.

1. Wert und Preis der Arbeitskraft.

Hat die Arbeitskraft, wie alle übrigen Waren, ihren Wert und ihren Preis, so ist hier das Verhältnis zwischen dem Warenwert und dem Warenpreis ein ganz besonderes. Dies hängt mit den Eigentümlichkeiten dieser Ware zusammen, die sie aus der gesamten Warenwelt ausscheiden, sowohl von seiten ihrer Konsumtion wie auch von der ihrer Produktion her.

1. Der Verbrauch der Arbeitskraft unterscheidet sich vom Verbräuche aller anderen Waren dadurch, daß er eine Produktion von Werten darstellt; der Verbrauchswert dieser Ware besteht in der Produktion von Mehrwert. Die Frage gehört in die Theorie der Warenproduktion und -reproduktion des Kapitals.

2. Die Produktion der Arbeitskraft ist von der Produktion aller übrigen Waren dadurch verschieden, daß sie nicht mittels des Kapitals vor sich geht. Die Arbeitskraft, diese spezifisch kapitalistische Ware, kennt für sich selber keine kapitalistische Produktion; es gibt in der Gesellschaft kein Kapital, das auf die Produktion von Arbeitskraft verwendet wäre, weder auf Erzeugung von Menschen noch auf Erhaltung ihrer Existenz. Daher können auf die Arbeitskraft nicht ohne weiteres alle Gesetze der Warenwelt übertragen werden.

Insbesondere ist es in der Frage vom Verhältnis des Marktpreises zum Wert der Fall. Der Mechanismus, der zur Anpassung des Warenpreises an den Wert dient, ist seit Smith bekannt. Steigt der Marktpreis einer Ware über deren Wert, so steigt auch der Profit über seinen Durchschnittssatz. Kapitalien aus anderen, weniger günstig stehenden Industrien fließen dann in die betreffende Branche und verstärken ihre Produktion. Die Warenmasse, die zu Markt gebracht wird, steigt, und der Preis sinkt infolge der gesteigerten Konkurrenz. Dieser Prozeß dauert solange an, bis der Profit zu seiner normalen Höhe herunter sinkt und der Preis der Ware mit ihrem Werte sich ausgleicht.

Und umgekehrt, steht der Preis unter dem Werte, so muß das Kapital von der betreffenden Industrie in andere so lange abfließen, bis das reduzierte Angebot den Profit zu seinem normalen Stande und den Preis zum Werte steigert.

Die Tendenz zur Ausgleichung der Profitsätze ist zugleich eine Tendenz zum Anpassen der Marktpreise der Waren an ihre Werte. Nur auf diese Weise kann der Warenwert zu jenem Zentralpunkt werden, um den die Marktpreise oszillieren, und von dem sie auf die Dauer nicht abweichen können. Die Arbeitskraft bildet aber hier die Ausnahme. Da es kein Kapital gibt, das für die Produktion der Arbeitskraft verwendet wird, so findet dieser ganze Prozeß hier nicht statt. Ihr Preis kann hoch über ihren Wert steigen oder tief unter diesen sinken, und kein Kapitalien-Ab- oder Zufluß vermag die Ausgleichung herbeizuführen.

Wir stehen also vor einem Dilemma: entweder hat der Wert der Arbeitskraft überhaupt keine Bedeutung, und diese Ware hat eigentlich nur einen Marktpreis, ohne einen Wert zu besitzen, oder aber es muß für sie einen anderen Mechanismus geben, der für diese spezifische Ware die Funktion der Anpassung des Marktpreises an den Wert erfüllt. *Tertium non datur.*

Leugnet man aber einen Wert der Arbeitskraft, so heißt es, daß man auf jede Theorie des Arbeitslohnes verzichtet; dies würde für den Arbeitslohn das gleiche bedeuten, was ein Verzicht auf die Werttheorie für alle übrigen Waren wäre. Ebenso wie die oberflächliche Untersuchung immer nur die Schwankungen der Marktpreise sieht und über Angebot und Nachfrage nicht hinausgehen kann, so beschränkt sie sich auch hier auf die Schwankungen des Lohnes, ohne nach den tieferen Grundgesetzen zu suchen.

„Solange die Produktivität der Arbeit in Industrie und Landwirtschaft sich hebt, die Transportmittel sich vervielfältigen und noch Boden der Bearbeitung offen steht, gibt es kein Naturgesetz der Wirtschaft, das eine bestimmte Lohnhöhe diktiert. Allerhand gesetzgeberische Maßregeln und Unterlassungen (die Duldung wucherischer Monopole usw.), allerhand privatwirtschaftliche Manöver können ihre Hebung aufhalten, aber es sind dann keine Naturgesetze, die den Stillstand diktieren. Die Masse der jährlich erzeugten Genußgüter ist in steter Zunahme

begriffen, es gibt kein wirtschaftliches Naturgesetz, das vorschreibt, wieviel davon den produzierenden und Dienste leistenden Schichten der Gesellschaft und wieviel dem Besitz als Tribut zufallen soll. Die Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums war zu allen Zeiten eine Frage der Macht und Organisation“¹⁾. „Das Lohnproblem ist ein soziologisches Problem, das sich niemals rein ökonomisch wird erklären lassen“²⁾.

Der Arbeitslohn hängt also allein von den Machtverhältnissen ab, und es gibt kein ökonomisches Gesetz, das seine Höhe bestimmt — dies ist die Meinung aller derer, die statt einer Theorie des Arbeitslohnes nur mit seinen „Bestimmungsgründen“ zu tun haben wollen. Am klarsten wird sie folgendermaßen ausgelegt. Der Arbeitslohn hat zwei Grenzen: sein Minimum bildet das absolut Notwendige für die menschliche Existenz, sein Maximum ist bestimmt durch den Produktionspreis (minus die Produktionsmittel). Innerhalb dieser Grenzen wird er durch das Machtverhältnis der kämpfenden Parteien bestimmt.

Was die erstere Grenze betrifft, so war davon im ersten Kapitel die Rede. Ich habe dort nachzuweisen versucht, daß es für die Ökonomie einen solchen Punkt nicht gibt. Und außerdem: wie wird dieser Punkt zum Minimum des Arbeitslohnes? Was würde geschehen müssen, wenn der Arbeitslohn unter diesen Punkt gesunken wäre? Müßte dann die „soziale Theorie der Verteilung“ nicht die „naiven Klassiker“ zu Hilfe rufen?

Daß der Produktenwert die Maximalgrenze des Arbeitslohnes bildet, ist klar und zweifellos. Sinkt der Profit bis auf Null, so gibt es weder Profit noch Arbeitslohn. Dieses Argument dient aber eher für den Kampf gegen die Arbeiterbewegung als zu einer Begründung der Lohntheorie. In Wirklichkeit steht der Mehrwert überall so hoch, daß diese obere Grenze jede praktische Bedeutung verliert. Was würde man von einer biologischen Theorie sagen, die als „Maximalgrenze“ des menschlichen Lebens ein-tausend Jahre aufstellte?

Können schon diese beiden Grenzen nichts erklären, so ist die Theorie noch von einer anderen Seite schwach begründet. Nehmen wir an, es haben in irgendeiner Industrie innerhalb

¹⁾ Eduard Bernstein, Theorie und Geschichte des Sozialismus, IV. Aufl., S. 75, 76.

²⁾ Ebenda, S. 71.

eines bestimmten Zeitraumes folgende Lohnverschiebungen stattgefunden: zuerst eine Steigerung von 800 auf 1200 M., dann ein Herabsinken auf 1000 M., dann wieder ein Steigen auf 1400 M. und schließlich ein Sinken auf 900 M. Angenommen, diese Theorie könne die Schwankungen erklären, angenommen, die beiden Steigerungen von 800 auf 1200 und von 1000 auf 1400, ihre Zeitpunkte und Größe, werden durch die erhöhte Macht der Arbeiterklasse erklärt, und das zweimalige Sinken — auf 1000 und später auf 900 — ist auf die geschwächte Macht der Arbeiterbewegung zurückzuführen. Ist aber alles dies eine Theorie des Arbeitslohnes? Nicht im mindesten.

Denn die Frage besteht eben darin, warum die Verschiebungen sich zwischen 800 und 1400, und nicht zwischen 1600 und 2800 oder 400 und 700 bewegten. Oder: Warum mußte der Durchschnittslohn dieser Periode, sagen wir 1000 M., und nicht etwa 400, 2000, 5000 betragen? Die Machtverhältnisse erklären hier ebensowenig wie das Angebot und die Nachfrage in der allgemeinen Werttheorie¹⁾.

Aber auch zur Erklärung der Lohnverschiebungen genügt die „soziale Theorie“ nicht. Ebenso wie hinter dem Angebot und der Nachfrage bestimmte Produktionsvorgänge stehen, die die Marktsituationen schaffen, so muß auch die größere oder geringere soziale Macht der einen oder der anderen Partei tiefere Ursachen haben, die den Ausgang des sozialen Kampfes bestimmen. Davon weiß aber die Theorie nichts zu sagen, weil sie überhaupt nur die Oberfläche der Erscheinungen kennt.

Ein Verzicht auf den Wert der Arbeitskraft ist ein Verzicht auf alle wissenschaftliche Verteilungstheorie. Vom gesamten gesellschaftlichen Reinprodukt wird zuerst der Arbeitslohn ab-

¹⁾ „Der Wechsel im Verhältnis von Nachfrage und Angebot erklärt für den Preis der Arbeit wie für den jeder anderen Ware nichts, d. h. die Schwankung der Marktpreise unter oder über eine gewisse Größe.“ Marx, Kapital, Bd. I, S. 500. Denn was sind hier schließlich die „Machtverhältnisse“ anderes als das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, modifiziert durch die eigentümliche Form der Ware Arbeitskraft. Stehen sich im Kauf und Verkauf jeder anderen Ware aufs verschiedenste zusammengesetzte Gruppen von „Produzenten“ und „Konsumenten“ gegenüber, so ist für den Verkauf der Arbeitskraft charakteristisch, daß die beiden Parteien zu verschiedenen Klassen gehören, ja daß dieser Akt die Klassenscheidung bestimmt. Daher nimmt die Bestimmung des Arbeitslohnes die Form eines sozialen Kampfes an.

gezogen, das Verbleibende bestimmt die Höhe der übrigen Teile des gesellschaftlichen Einkommens. Die Profit- und Zinssätze hängen von der Höhe des Arbeitslohnes ab; deshalb bildet der Arbeitslohn den Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Verteilung. Nicht der „Schematismus“ und „ungenügende Kenntnis der komplizierten Erscheinungen des ökonomischen Lebens“, die man den Klassikern so gerne zuschreibt, sondern ein sehr dringendes wissenschaftliches Bedürfnis, war es was die Klassiker (und Marx) veranlaßte, eine Theorie des „natürlichen Lohnes“ aufzustellen. Die Lohnfondstheorie diene zugleich zur Erklärung des Mechanismus der Lohnanpassung an den Wert der Arbeitskraft.

Diese Theorie geht von dem Vorhandensein eines festen Fonds aus, der in der Gesellschaft als Lohn ausgezahlt werden muß. Sie stellt diesen Fonds zugleich als Geld- und als Produktmasse vor, um in dem letzteren die beschränkte Quelle aller Löhne zu sehen. Diese Masse bildet dann das zum Ankauf von Arbeitskräften dienende Kapital. Je mehr Arbeiter von demselben leben müssen, desto geringer der Anteil eines jeden einzelnen; je kleiner die Zahl der Arbeiter, desto größer der Anteil und desto besser ihre Lebenslage. Und die Konkurrenz unter den Arbeitern sorgt dafür, daß dieses Gesetz seine Wirkung ausübt. Je größer die Zahl der Arbeiter, desto stärker ihre Konkurrenz untereinander, desto geringer der Lohn; je kleiner die Zahl der Arbeiter, desto besser ihre Stellung gegenüber dem Unternehmer, desto höher der Lohn. Sinkt der Lohn unter die normale Höhe herab, so nimmt die Armut zu und mit ihr Krankheiten und Sterblichkeit; die Zahl der Ehen dagegen nimmt ab. Dieser Zustand dauert so lange, bis das Angebot der Arbeitskraft sich in solchem Maße verringert, daß die Lage der Arbeiter auf dem Arbeitsmarkte sich bessert. Der Lohn steigt und erreicht seine normale Höhe.

Und umgekehrt, steht der Lohn über seinem natürlichen Punkt, so vermehrt sich die Zahl der Ehen, und infolgedessen steigt das Angebot von Arbeit, die Konkurrenz unter den Arbeitern nimmt zu, und der Lohn muß bis auf seine normale Höhe sinken.

Die Höhe des Lohnes hängt in jedem Augenblick von zwei Größen ab: der des Kapitals und der der Arbeiterzahl. Das Verhältnis dieser Größen zueinander bestimmt den tatsächlichen

Lohn, oder, da diese beiden Größen in stetem Wachsen begriffen sind, so ist der Lohn bestimmt durch das Verhältnis der Schnelligkeit ihres Wachsens.

$$L = \frac{K}{P}.$$

Wächst der Zähler (das Kapital) schneller als der Nenner (die Zahl der Arbeiter), so muß auch der Quotient (der Lohn) wachsen; wächst der Nenner schneller als der Zähler, so muß der Quotient sich vermindern. Wachsen die beiden gleichmäßig, so bleibt der Lohn unverändert.

In dieser Form ist der Grundfehler der Theorie klar: sie addiert zuerst die Arbeitslöhne zu einem Fonds, um dann diesen letzteren durch die Arbeiterzahl zu dividieren und auf diese Weise den Arbeitslohn zu ermitteln. Es war aber ganz natürlich für die klassische Ökonomie, daß sie den Lohnfonds mit dem Kapital verwechselte. Wie schon erwähnt, hat sie alle gesellschaftlichen Begriffe naturwissenschaftlich und sachlich aufgefaßt, darunter auch den des Kapitals. Seine historische und relative Bedeutung, seinen Charakter als soziales Verhältnis und den Mehrwert als Masse des gesellschaftlichen Wertes, hat sie nicht erblicken können. Sie setzte das Kapital jenen materiellen Gegenständen gleich, in deren Form es auftritt. Auf diese Weise wurden die Existenzmittel, die zum Ankauf von Arbeitskraft dienen sollen, mit dem Kapital verwechselt und identifiziert. Bei den einen bildet der Lohnfonds einen Teil des Kapitals, bei den anderen wieder löst sich das ganze Kapital in Löhne auf; wie es aber damit auch stehen mag, so erscheint immer jenes Kapital als eine Masse von Existenzmitteln.

In Wirklichkeit sind die Existenzmittel der Gesellschaft und das Kapital ganz verschiedene Dinge, die zwar nicht selbständig nebeneinander auftreten, aber dennoch keineswegs identisch sind.

Jener Lohnfonds, der zum Unterhalte der Arbeiter dienen sollte, ist materiell genommen nichts anderes als ein Teil des gesamten zum Verbrauch bestimmten gesellschaftlichen Produkts. Dieses letztere, welches seiner Wertgröße nach dem National-einkommen ungefähr gleich ist, kann sich in verschiedenen Proportionen unter die sozialen Klassen verteilen. Je größer der

Anteil der Arbeiter, desto geringer der der Grundbesitzer und Kapitalisten, und umgekehrt. Der Lohnfonds ist daher keine feste und bestimmte Größe, vielmehr ist er selbst von jenem Verhältnisse abhängig, in welchem sich das Nationaleinkommen unter den einzelnen Klassen verteilt. Bei der Lohnfondstheorie bestimmen diese Fonds die mögliche Größe der einzelnen Löhne; es ist aber klar, daß ein allgemeines Steigen der Löhne nicht nur möglich ist, sondern schlechthin ein Sinken des Kapitalprofits nach sich ziehen würde, oder mit anderen Worten: eine allgemeine Lohnsteigerung würde nur den Lohnfonds vergrößern und das Einkommen der übrigen Klassen verringern. Der Lohnfonds erscheint daher nicht als die beschränkte Quelle aller Löhne, sondern als die Summe dieser, die sich nach selbständigen Gesetzen entwickeln. Dadurch aber verliert der Lohnfonds jede weitere Bedeutung¹⁾.

Die Theorie hatte ein merkwürdiges Schicksal. Sie wurde zuerst von allen Ökonomen anerkannt und galt jahrzehntelang als unbestreitbar. Die besten und objektivsten Vertreter der Wissenschaft, wie Ricardo und Mill, haben sie in ihr System aufgenommen und wichtige Schlüsse daraus gezogen. Im praktischen Leben wurde sie zum wichtigen Kampfmittel mit der Arbeiterklasse, da gewisse Ökonomen daraus den Schluß ziehen zu können glaubten, daß alle Arbeiterbewegungen um höheren Lohn zwecklos seien. Sie wurde zur heiß verteidigten Theorie der Vulgär-Ökonomie, wie auch der Inhalt der zahllosen Broschüren und Pamphlete der „gebildeten Unternehmer“.

In den 60er Jahren kam dann der Umschwung. Die Entwicklung der kapitalistischen Produktion hat zu dieser Zeit eine Höhe erreicht, bei der die Elastizität des Kapitals klar vor Augen tritt, und die alle Theorien eines fixen „Fonds“ jeden Augenblick mit Tatsachen widerlegt. Ferner bewiesen das Wachstum und die Erfolge der englischen Gewerkschaften, welche Bedeutung Arbeiterorganisationen haben können. Zugleich tritt in Deutsch-

¹⁾ „Wir rechnen erst die wirklich gezahlten individuellen Arbeitslöhne in eine Summe zusammen, dann behaupten wir, daß diese Addition die Wertsumme des von Gott und Natur oktroyierten „Arbeitsfonds“ bildet. Endlich dividieren wir die so erhaltene Summe durch die Kopzahl der Arbeiter, um hinwiederum zu entdecken, wieviel jedem Arbeiter individuell im Durchschnitt zufallen kann.“ Marx, Kapital, Bd. I, S. 575.

land Lassalle mit seinem offenen Antwortschreiben auf. Er stellt sich vollständig auf den Boden dieses Gesetzes, zieht aber daraus einen neuen Schluß. Ist der Lohn mechanisch, ja fast automatisch durch den oben bezeichneten Vorgang bestimmt, so kann der Arbeiter auf Verbesserung seiner Lage in der heutigen Gesellschaft nicht hoffen; er muß deshalb dieser letzteren gegenüber eine feindliche Stellung einnehmen, da er nur in einer neuen Gesellschaftsordnung auf bessere Lebensbedingungen hoffen kann. So wurde aus der Lohnfondstheorie ein revolutionärer Schluß gezogen.

Schließlich erscheint am Ende der 60er Jahre der erste Band des Marx'schen Kapitals, der eine „Kritik der politischen Ökonomie“ vornimmt und eine ganz neue Theorie des Kapitals entwickelt. Je mehr sich der Marxismus verbreitete und an Einfluß gewann, desto mehr verschwand die Lohnfondstheorie.

Auch in der bürgerlichen Ökonomie ist dieses Gesetz fast vollständig verworfen, allerdings aus ganz anderen Gründen. Hier will man die Klassengegensätze, soweit es geht, nicht erblicken, und der „soziale Frieden“ ist das erstrebte Ziel. Man will glauben, daß die Lage der Arbeiterklasse in der kapitalistischen Gesellschaft sich bessern kann und bessern wird, und da sich aus der Lohnfondstheorie alle Schlüsse des ehernen Lohngesetzes ziehen lassen, so wird auch dieses nicht mehr anerkannt. Seit Lassalle haftet ihr ein sozialistischer Geist an.

Andererseits will ein großer Teil der bürgerlichen Ökonomie beweisen, daß nicht die kapitalistische Gesellschaft die Schuld trägt, wenn es dem Arbeiter heutzutage schlecht geht. Die Arbeiter selbst tragen die ganze Schuld, weil sie zu früh heiraten und die Arbeiterklasse zu schnell vermehren. So kommt die Malthussche Theorie der bürgerlichen Ökonomie gelegen, und sie herrscht tatsächlich in allen Systemen, Theorien, Handbüchern usw.

In Wirklichkeit aber gibt die Malthussche Theorie neue Argumente für die Lehre vom Lohnfonds. Sie gibt ihr einen Anhaltspunkt und rettet sie von ihrem inneren Widerspruch. Jetzt hat sie nicht mehr das gesamte zum Verbrauch bestimmte Gesellschaftsprodukt im Auge, sondern speziell nur denjenigen Teil, der aus Bodenprodukten besteht, wie Brot, Fleisch usw. In diesem Punkte knüpft sie an die Bevölkerungstheorie von Malthus

an. Nach dieser bewegte sich die Gesellschaft an der Grenze der Existenzmittel, sie produziert davon immer das Maximum, welches sie produzieren kann. Da aber die Menschen sich schneller vermehren als das Bodenprodukt, so ist ein Teil der Bevölkerung überflüssig. Die Kapazität eines Landes in bezug auf die Bevölkerung ist durch das Bodenprodukt bestimmt, welches stets sein möglichstes Maximum erreicht. Von diesem Standpunkt aus erscheint es ganz richtig, daß jedes schnellere Zunehmen der Bevölkerung im Verhältnis zur Produktion von Bodenerzeugnissen den Anteil jedes Einzelnen an diesen Produkten verringern muß. Die Malthussche Bevölkerungslehre erscheint als die notwendige Voraussetzung der Lohnfondstheorie.

Der Grundfehler dieser Lehre besteht darin, daß sie den Zusammenhang der Bevölkerungszahl mit dem Kapital vollständig verkennt. Die Masse der Bodenprodukte erreicht nie ihr Maximum; der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daß die Industriebevölkerung einen großen Teil der Gesamtbevölkerung ausmacht und stets absolut wie auch relativ zunimmt. Die Kapazität eines Landes ist nicht durch die landwirtschaftliche Produktion bestimmt, sondern durch den Bedarf des Kapitals an Menschenkraft¹⁾. Die landwirtschaftliche Produktion ist denselben Gesetzen unterworfen, wie die der industriellen: die wachsende Nachfrage würde der Landwirtschaft neue Kapitalien zuführen und das Angebot vergrößern. Wenn dies nicht der Fall ist, so beweist es nicht die Unmöglichkeit einer erweiterten Produktion, sondern nur, daß die „wirkliche Nachfrage“ gedeckt ist. Und diese letztere hängt schließlich vom Bedarf des Kapitals an Arbeitskraft ab.

Die Bevölkerung eines kapitalistischen Landes muß ausreichen, um jeweils den Bedarf des Kapitals an menschlicher Kraft decken zu können. In diesem Punkte wieder war die alte Theorie ganz falsch. Nach dieser Lehre fand der erhöhte Bedarf des Kapitals seinen Ausdruck in hohen Löhnen; diese sollten dann zur Vermehrung der Ehen und zur schnelleren Zunahme der Bevölkerung veranlassen. Der Prozeß müßte aber geraume Zeit in Anspruch nehmen; der Menschenbedarf des Kapitals könnte nicht eher als in 16—20 Jahren gedeckt werden. In diesem Zeitraume müßten aber bereits mehrfach Hochkonjunkturen und

¹⁾ Dies wußte an anderen Stellen Malthus selbst. Siehe seine Politische Ökonomie, S. 317.

Krisen stattfinden; in dem Augenblick, wo die angewachsene Bevölkerung den Bedarf des Kapitals decken könnte, müßten sich bereits alle Umstände radikal geändert haben und die Bedingungen die im Ausgangspunkt den ersten Anstoß zum Wachsen der Bevölkerung gaben, existieren nicht mehr. „Für die moderne Industrie mit ihrem zehnjährigen Zyklus und seinen periodischen Phasen, die außerdem im Fortgang der Akkumulation durch stets rascher aufeinanderfolgende unregelmäßige Oszillationen durchkreuzt werden, wäre es in der Tat ein schönes Gesetz, welches die Nachfrage und Zufuhr von Arbeit nicht durch die Expansion und Kontraktion des Kapitals, also nach seinen jedermaligen Verwertungsbedürfnissen regelte, so daß der Arbeitsmarkt bald relativ unternvöll erscheint, weil das Kapital sich expandiert, bald wieder übervoll, weil es sich kontrahiert, sondern umgekehrt, die Bewegung des Kapitals von der absoluten Bewegung der Bevölkerungsmenge abhängig machte.... Bevor infolge der Lohnerhöhung irgend ein positives Wachstum der wirklich arbeitsfähigen Bevölkerung eintreten könnte, wäre die Frist aber und abermals abgelaufen, worin der industrielle Feldzug geführt, die Schlacht geschlagen und entschieden sein muß“¹⁾).

Schließlich auch in der Frage vom Werte der Arbeitskraft, d. h. von jenem Zentralpunkt, um den sich alles dreht, war die Lohnfondstheorie falsch. Sie kannte nur zwei Theorien: das Existenzminimum und die gewohnheitsmäßige Lebenshaltung. Infolge ihres ungeschichtlichen Charakters konnte sie nicht darüber hinausgehen.

Hat sie aber trotzdem eine größere Bedeutung erreicht und ein Jahrhundert lang über die ganze Wissenschaft geherrscht, so war es nur deshalb, weil sie einen starken Punkt hatte: sie bot die einzige Möglichkeit, das Bevölkerungswachstum mit der ökonomischen Entwicklung zu verbinden, und die Bevölkerung als Funktion des Kapitals darzustellen. Trotzdem sie vom Kapital eine falsche Vorstellung hatte, trotzdem sie es mit den Konsumtionsfonds oder mit dem Bodenprodukt verwechselte, so ging sie doch immer von dem Prinzip aus, daß nur mit der Anhäufung des Kapitals die Bevölkerung wachsen kann, und daß das Tempo

¹⁾ Marx, Kapital, Bd. I, S. 602.

dieses Wachstums durch das Tempo der Kapitalsentwicklung bestimmt wird. Ihre Theorie des Arbeitslohnes kannte ein Mittel der Anpassung der Bevölkerungszahl an die Bedürfnisse des Kapitals. Dies Mittel war die Größe des Einkommens. Das Steigen oder Sinken des Einkommens der Arbeiterklasse, welches die Entwicklung des Kapitals widerspiegelt, reguliert seinerseits die Vermehrung der Bevölkerung. Der Mechanismus der Schwankungen des Marktlohns um den natürlichen Lohn war analog dem allgemeinen Vorgang für die übrigen Waren und erreichte für die Arbeitskraft das, was für die gesamte Warenwelt durch den Übergang von Kapitalien aus einem Industriezweig in den anderen erreicht wird: nämlich das Gleichgewicht zwischen Nachfrage und Angebot. Wird die Arbeitskraft, zum Unterschied von den übrigen Waren nicht kapitalistisch produziert, so bleibt trotzdem die Gesamtarbeitskraft der Gesellschaft eine Funktion des Gesamtkapitals.

In vielen Punkten irrte sie auch hier: als Kapital erschien bei ihr ein fester Lohnfonds; das Wachsen oder Abnehmen der Bevölkerung stellte sie sich hauptsächlich als Folge einer Zu- oder Abnahme der Ehen vor; das Vorhandensein einer Reservearmee war ihr unbekannt und schließlich hat sie nicht die Umwälzungen in der organischen Struktur des Kapitals gesehen, noch ihre Einwirkung auf die Vermehrung der Arbeiterklasse. Im Ausgangspunkt aber hatte sie vollständig recht und schuf das, was eine politische Ökonomie schaffen konnte, die in den Verhältnissen der Manufakturperiode aufgewachsen war.

Niemand wird die Tatsache leugnen, daß nur so viel Menschen existieren können, als Beschäftigung und Einkommen finden. Solange als Nachfrage nur eine auf Geld fußende wirkliche Nachfrage bleibt, muß alles, was keine Beschäftigung findet, als überflüssige Bevölkerung erscheinen. Auf welche Weise wird aber dieses Übereinstimmen der Bevölkerung mit jenem Bedarf des Kapitals an Arbeitskraft erreicht, welcher die Zahl derjenigen bestimmt, die irgend ein Einkommen haben sollen? Ist es nicht eine „prästabilisierte Harmonie“, so kann diese Folge nur dadurch erreicht werden, daß die Bevölkerung zur Funktion des Einkommens wird. In den kapitalistischen Ländern hat das Angebot der Arbeitskraft die Nachfrage stets wesentlich überstiegen. Auf welche Weise wurde die „überflüssige Bevölkerung“ entfernt?

Offenbar nur durch die Regulierung der Einkommenshöhe und dadurch der Auswanderungs- und der Krankheits- und Sterbeverhältnisse der Bevölkerung.

Die Marxsche Theorie der kapitalistischen Bevölkerung ist in den wesentlichsten Punkten von der Fondstheorie verschieden. Sie geht von einer neuen Theorie des Kapitals und der Entwicklung seiner Bestandteile aus; und die Bevölkerungsfrage wird hier ganz anders gelöst. In einem Punkte aber knüpft sie an die Theorie der Klassiker an: sie stellt wieder die Bevölkerung als Funktion des Kapitals dar. Dies ist die einzige wissenschaftliche Basis aller Arbeitslohn- und Bevölkerungstheorie.

2. Die industrielle Reservearmee.

Die Bevölkerung eines rein kapitalistischen Landes besteht aus Grundbesitzern, Kapitalisten, aktiven Arbeitern und der Reservearmee. Die beiden letzteren Klassen verhalten sich aber zueinander ganz anders als irgend ein anderes Paar, als z. B. Kapitalisten und Grundbesitzer oder Grundbesitzer und Arbeiter. Dies hängt mit dem besonderen Charakter der industriellen Reservearmee zusammen.

Während jede andere Klasse in der Produktion eine bestimmte Stellung einnimmt, und auf diese Weise eine Gesellschaftsfunktion erfüllt, — steht die Reservearmee außerhalb des Rahmens der Produktion.

Ihre Funktion ist die Freiheit von jeder Funktion; ihre *raison d'être* besteht darin, daß sie Reserve enthält für die wechselnden Bedürfnisse des Kapitals an Arbeitskraft. Sie steht dem aktiven Proletariat nicht als selbständige Klasse gegenüber, sondern ist jeden Augenblick bereit, mit ihm zu einer Klasse zu verschmelzen. Zwischen den beiden geht unaufhörlich ein Austausch vor: der heutige Arbeiter tritt morgen in die Reservearmee ein, um später wieder in die Reihen des aktiven Proletariats zurückzukehren. Jede Verringerung des letzteren verstärkt die Reservearmee; jede Erweiterung verringert sie. Daher gehören die aktive Arbeiterarmee und die industrielle Reservearmee eigentlich zu derselben Klasse; nicht nur als Paria der modernen Gesellschaft, sondern auch in ihrer ökonomischen Funktion: sie dienen beide der ununterbrochenen Produktion von Mehrwert. Sie sind beide notwendig, damit diese Produktion glatt vor sich geht.

Auch die Existenzquellen sind bei den beiden die gleichen. Die kapitalistische Gesellschaft kennt nur drei Einkommensarten: die Grundrente, den Kapitalgewinn und den Arbeitslohn. Lassen wir die Wohltätigkeit und den Diebstahl beiseite, so kann nur der Arbeitslohn die Existenzquelle der Reservearmee bilden¹⁾. Dies kann in den verschiedensten Formen geschehen: im Verbrauch der früher gesparten Summen, in der Hilfe von Freunden und Verwandten, in der Unterstützung von Gewerkschaften, oder schließlich im Kredit. In allen diesen Fällen bildet der gesamte gesellschaftliche Arbeitslohn die Einkommensquelle nicht nur des aktiven Proletariats, sondern auch der Reservearmee. Es liegt im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise, daß die Arbeiterklasse unter der Arbeitslosigkeit doppelt leiden muß: einerseits drückt die letztere auf den Arbeitslohn, und andererseits muß ein Teil desselben Lohnes dem Unterhalte der Arbeitslosen gewidmet werden.

Die Schwankungen des Arbeitslohnes berühren deshalb nicht nur das aktive Proletariat, sondern auch die Arme der Arbeitslosen. Diese wird von ihnen sogar noch stärker betroffen, weil die Möglichkeit, die Arbeitslosen zu unterhalten, relativ stärker steigt oder sinkt als der Arbeitslohn. Die Steigerung des Arbeitslohnes ist einerseits ein Symptom der gesteigerten Nachfrage nach Arbeitern und folglich der Verringerung der Reservearmee, andererseits verbessert sie auch unmittelbar die Lebenslage der Arbeitslosen. Das Sinken des Arbeitslohnes wirkt in der entgegengesetzten Richtung: erstens wird die Existenzquelle der Reservearmee verringert, und zweitens geschieht dies meistens zu derselben Zeit, wo die Nachfrage nach Arbeitskräften sich vermindert und Tausende von Arbeitern in die Reihen der Reservearmee getrieben werden; es verbreiten sich Elend, Hunger und Krankheiten, und schonungslos wird die „überflüssige Bevölkerung“ entfernt. Die Reservearmee ist für die Schwankungen des Arbeitslohnes in stärkerem Maße empfindlich, als die Arbeiterklasse selbst.

Beträgt die Zahl der in einem Lande zu einem gewissen Zeitpunkt beschäftigten Arbeiter 10 Millionen und die der Arbeitslosen 500 000, und ist der Durchschnittslohn 3,50 M. pro

¹⁾ Die potentielle Reservearmee lebt zum Teil auch von Kleinhandel u. dgl. Dieser Umstand ändert aber nichts an den folgenden Ausführungen.

Tag oder 1050 M. im Jahr, so müssen die 10 500 000 von 10,5 Milliarden Mark existieren; ein jeder erhält im Durchschnitt 1000 M. Sinkt aber die Zahl der beschäftigten Arbeiter auf 9,5 Millionen und schwillt die der Arbeitslosen auf 1 Million an, sinkt zugleich der Arbeitslohn von 1050 M. auf 945 M., d. h. um 10 %, so müssen jetzt die 10 500 000 von 945 M. \times 9 500 000 = 8 977 500 000 M. leben, und der Durchschnittsanteil eines

jeden beträgt $\frac{8\,977\,500}{10\,500\,000} = 855$ M., d. h. um 145 M. oder 14,5 %

weniger. Die Reservearmee wird aber darunter noch stärker leiden, als es nach diesen Durchschnittszahlen scheint. War früher jeder Arbeiter imstande, sagen wir 2 % seines Lohnes, das sind 21 M., für die Arbeitslosenunterstützung (Gewerkschaftsbeiträge, Deckung der Schulden aus den Zeiten der Arbeitslosigkeit usw.) auszugeben, so lebte die gesamte Reservearmee von 21 M. \times 10 000 000 = 210 000 000 M.; das macht auf den

einzelnen im Durchschnitt $\frac{210\,000\,000}{500\,000} = 420$ M.¹⁾. Sinkt der

Arbeitslohn auf 945 M., so wird der Arbeiter zu diesem Zwecke nicht mehr 2 % seines Lohnes, sondern vielleicht nur 1,5 %, d. h. 14,20 M. ausgeben können. Sind 9,5 Millionen beschäftigte Arbeiter vorhanden, so werden sie 14,20 M. \times 9 500 000 = 134 900 000 M. dafür ausgeben; jeder Arbeitslose muß jetzt

von $\frac{134\,900\,000}{1\,000\,000} = 134,9$ M. leben, also ein Minus von 285 M.

Wenn der Lohn um 10 % gesunken ist, haben sich die Ausgaben eines Arbeitslosen um 68 % verringert.

Die Anzahl der Arbeitslosen schwankt mit den Phasen des kapitalistischen Zyklus; bei dem Aufschwung wächst der Bedarf der Industrie an Arbeitskräften, und die Reservearmee verringert sich. In Stagnations- und Krisenperioden sinkt der Menschenbedarf des Kapitals und die Zahl der Arbeitslosen nimmt zu. Hängt der jeweilige Bestand der Reservearmee von der industriellen Situation ab, so muß die erstere im allgemeinen eine Höhe erreichen, die genügt, den Maximalbedarf des Kapitals zu decken; je elastischer das Kapital wird, je stärker die Schwankungen

¹⁾ Die Tatsache, daß der Arbeiter nur selten ein ganzes Jahr hindurch arbeitslos bleibt, ändert nichts an dieser Rechnung mit Jahresausgaben der Arbeitslosen. Die Personen wechseln, die Reservearmee bleibt.

des Bedarfs an Arbeitskraft, desto zahlreicher muß die Reservearmee werden. Mit anderen Worten: je höher die erreichte Stufe der ökonomischen Entwicklung, desto größer muß der arbeitslose Teil der Bevölkerung sein. Dies liegt in der Natur der kapitalistischen Produktionsweise.

Der Bedarf des Kapitals bestimmt also nicht nur die Zahl der beschäftigten Arbeiter, sondern auch die der Reservearmee. Diese bewegt sich in gewissen, ziemlich breiten Grenzen, folgt aber im allgemeinen den Direktiven des Kapitals und kann ein Minimum und Maximum nicht überschreiten. Den Mechanismus der Bewegungen der Reservearmee erklären, heißt die Gesetze des Arbeitslohnes finden.

Die Erscheinungen der Bevölkerungsbewegung wirken auf die aktive und die Reservearmee verschieden ein: während die erstere davon gar nicht betroffen wird, bezieht sich die Zu- und Abnahme der Bevölkerung allein auf die Reservearmee. Die Größe des aktiven Proletariats ist durch die Menge und Struktur des Kapitals mehr oder weniger fest bestimmt; folglich bezieht sich die Zu- und Abnahme der Sterblichkeit, der Morbilität usw. ausschließlich auf die Reservearmee. *Ceteris paribus* ist alle Zu- oder Abnahme der Bevölkerung eine Zu- oder Abnahme der Reservearmee.

Dies bedeutet natürlich nicht, daß bei einer Zunahme der Sterblichkeit der ganze Überschuß den Arbeitslosen entnommen wird, daß bei der Auswanderung es die Arbeitslosen allein sind, die das Land verlassen, oder daß alle heranwachsende Jugend und alle Einwanderer in die Reservearmee eintreten. Dies soll nur bedeuten, daß am Schlusse aller Veränderungen in der Personalzusammensetzung verschiedener Klassen es die Reservearmee ist, die die Summe zieht.

Nimmt die Auswanderung in einem Lande mit 10 Millionen aktiven Arbeitern und 500 000 Arbeitslosen zu, so werden davon nicht nur Arbeitslose, sondern auch beschäftigte Arbeiter getroffen. Da aber die Produktionsverhältnisse die alten geblieben sind, so müssen die ausgeschiedenen durch neue Arbeiter ersetzt werden, und die Zahl der Arbeiterarmee bleibt auf ihrer alten Höhe bestehen: sie beträgt wieder 10 Millionen. Die Reservearmee muß sich dagegen aus zwei Ursachen verringern: erstens infolge der stärkeren Auswanderung aus ihrer Mitte, zweites weil sie

mehr als früher dem aktiven Proletariat abgeben muß. Konnte sie früher ihre Bilanz ohne Rest abschließen, so ist nun ihre Ausgabe größer als die Einnahme geworden, und ihre Anzahl muß infolgedessen sinken. Das gleiche ist bei steigender Sterblichkeit, zunehmender Morbilität usw. der Fall. Bei sinkender Sterblichkeit und dergl. tritt das Umgekehrte ein.

Die Anzahl der aktiven Arbeiter ist von der sog. natürlichen Bewegung¹⁾ der Bevölkerung vollständig unabhängig und hängt allein von den Produktionsverhältnissen ab; die Bevölkerungsbewegung bezieht sich allein auf die Reservearmee.

3. Der Arbeitslohn bei einfacher Reproduktion des Kapitals.

Das konstante Kapital einer Gesellschaft beträgt 50 Milliarden; um es in Bewegung zu setzen sind 10 Millionen aktiver und 500 000 Reservearbeiter nötig. Wie hoch muß der Arbeitslohn in dieser Gesellschaft stehen, wenn keine kapitalistische Akkumulation stattfindet, und die Produktion von Jahr zu Jahr in demselben Umfang und in denselben technischen Verhältnissen erneuert wird?

Dabei ist zu bemerken:

1. Als gegeben darf nur die Größe des konstanten Kapitals angenommen werden. Das variable Kapital und die organische Struktur des Gesamtkapitals müssen als Ergebnisse der Untersuchung ermittelt und als Funktionen des konstanten Kapitals dargestellt werden; widrigenfalls kommt man zur *petitio principii* der Fondstheorie. Das variable Kapital ist nichts anderes als die Gesamtsumme der Arbeitslöhne.

2. Die Anzahl der notwendigen Arbeiter läßt sich auf Grund des Wertes des konstanten Kapitals nicht bestimmen. Sie hängt von seinen technischen Eigenschaften ab und steht in keinem festen Verhältnis zum Werte des Kapitals. Für jede Maschine und jede Fabrik läßt sich diese Zahl ohne Schwierigkeit annähernd bestimmen. Gewöhnlich schwankt sie in gewissen Grenzen; wir setzen ihre Durchschnittsgröße gleich 10 Millionen Mann.

¹⁾ Insofern die Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse usw. des Menschen durch soziale Momente bestimmt werden, gibt es für ihn eigentlich keine natürliche Bevölkerungsbewegung.

3. Die Anzahl der Reservearmee hängt von den Pendelschwingungen der Produktion ab. Eigentlich ist eine kapitalistische Produktion ohne Akkumulation, ohne technischen Fortschritt, ohne Krisen- und Aufschwungsperioden undenkbar; daher bleibt in unserem Falle die Funktion der Reservearmee unbestimmt. Diese Annahme erleichtert aber die Analyse, und ich nehme aus diesem Grunde das Vorhandensein einer Reservearmee an; ihre Durchschnittszahl beträgt 500 000.

Da die Produktion jedes Jahr in unveränderten Verhältnissen erneuert wird, so bleibt die Zahl der aktiven wie auch die der Reservearbeiter im allgemeinen unverändert. Die Abnahme der Bevölkerung (durch Sterblichkeit, Auswanderung und dgl.) muß durch Zunahme gedeckt werden und muß dieser letzteren gleich sein. Bleibt die Bevölkerung bei einer Sterblichkeit von 40⁰/₀₀ auf ihrer Höhe bestehen, so ist diese Ziffer die normale Sterblichkeit — für die gegebenen sozialen Verhältnisse.

Es ist im ersten Kapitel bewiesen worden, daß jeder Einkommenstufe eine bestimmte Sterbe- und Krankheitsziffer *ceteris paribus* entspricht. Jenes Einkommen, bei dem sich die Sterblichkeit auf 40⁰/₀₀ stellt, bildet in den gegebenen Verhältnissen den Wert der Arbeitskraft ¹⁾.

Dieses Einkommen sei gleich 1000 M.; dann beträgt das variable Kapital der Gesellschaft $1000 \text{ M.} \times 10\,000\,000 = 10\,000\,000\,000 \text{ M.}$ Das Gesamtkapital der Gesellschaft besteht alsdann aus $50\,000\,000\,000 \text{ konstantem} + 10\,000\,000\,000 \text{ variab-}$

¹⁾ Das Gesamtarbeitsvermögen der Gesellschaft hängt nicht nur von den Sterblichkeitsziffern und den allgemeinen Gesundheitszuständen ab, sondern noch in größerem Maße von der Ein- und Auswanderung der Arbeitskräfte. Diese letzteren Faktoren verleihen dem Kapitale eine Elastizität, die auf dem Wege einer Regulierung der Krankheits- und Sterbeverhältnisse gar nicht zu erreichen wäre. Trotzdem bin ich in dieser abstrakten Untersuchung der Grundtendenzen des Arbeitslohnes wohl berechtigt, von den konkreten Verhältnissen einzelner Länder zueinander abzusehen und die kapitalistische Produktion abstrakt als Weltproduktion zu betrachten. Dann bleiben als wichtigste Faktoren der Regulierung des Arbeitsvermögens nur die Veränderungen der Sterbe- und Krankheitsverhältnisse übrig. Überall daher, wo unten die Rede von den Sterbeverhältnissen sein wird, sind, um der Wirklichkeit näher zu treten, an deren Stelle alle die Erscheinungen zu setzen, die die Masse der Arbeitskraft einer Gesellschaft bestimmen.

lem Kapital = 60 000 000 000 M. Seine organische Zusammensetzung ist das Verhältnis von 50 : 10 oder 100 : 20.

Auf diese Weise wird der Wert der Arbeitskraft, die normale Sterbeziffer, der Wert des gesellschaftlichen Kapitals und seine Zusammensetzung zu einer Funktion des konstanten Kapitals; mit anderen Worten, es werden alle diese Erscheinungen durch die erreichte Stufe der Entfaltung der Produktivkräfte bestimmt. Nicht das Gesamtkapital ist das primäre, sondern allein sein konstanter Teil.

Das variable Kapital ist das Produkt des Wertes der einzelnen Arbeitskraft und der Arbeiterzahl, und nicht der Arbeitslohn ist der Quotient eines Bruches, wo die Anzahl der Arbeiter den Nenner bildet. Steigt die „normale Sterblichkeit“ aus irgendeinem Grunde auf 45 ‰, und sinkt infolgedessen der Wert der Arbeitskraft auf 800 M., so muß sich das variable Kapital auf 8 Milliarden Mark, und das Gesamtkapital auf 58 Milliarden Mark verringern; die organische Zusammensetzung wird jetzt 100 : 16. Oder entspricht der Sterbeziffer von 40 ‰ nicht mehr ein Einkommen von 1000, sondern von 1200 M., so muß das variable Kapital nunmehr 12 Milliarden Mark betragen, das Gesamtkapital 62 Milliarden, und die organische Zusammensetzung wird gleich 100 : 24. Dies ändert aber nichts an der Regel, daß, solange die übrigen Verhältnisse unverändert bleiben, der Wert der Arbeitskraft wie auch das variable Kapital eine Funktion der Produktivkräfte bilden. Übrigens hängen auch die „übrigen Verhältnisse“ von denselben Kräften wieder ab; darüber aber später.

Der Marktpreis der Arbeitskraft schwankt um ihren Wert, wie der Marktpreis jeder anderen Ware um deren Produktionskosten schwankt. Da aber die Arbeitskraft nicht mit Kapital produziert wird, so muß der ganze Prozeß der Oszillationen des Marktlohnes ein ganz anderer sein. Die betreffende Einkommenssumme wird nur deshalb zum Werte der Arbeitskraft, weil es auf dieser Einkommenstufe möglich wird, die dem Kapital notwendigen Arbeitskräfte herbeizuführen; zwar werden die letzteren nicht kapitalistisch produziert, vom Standpunkte der gesamten Produktion aber gibt es eine bestimmte Ausgabengröße, die weder nach oben noch nach unten überschritten werden darf.

Sinkt der Arbeitslohn unter den Wert der Arbeitskraft, z. B. auf 800 M., so müssen die Sterbe- und Krankheitsziffern zunehmen.

Entspricht dem Einkommen von 800 M. eine Sterblichkeit von 45 ‰, so werden jährlich 5 ‰ Arbeiter mehr sterben als früher. Bei 10,5 Millionen Arbeitern ist es ein Minus von 52 500 Mann, die ausschließlich von der Reservearmee genommen werden müssen; diese verringert sich deshalb im ersten Jahre auf 447 500, im zweiten auf 395 000, im dritten auf 342 500 usw.

Der wirkliche Verlust der Reservearmee ist aber noch größer. Die zunehmende Sterblichkeit ist nur das greifbarste Resultat des niedrigen Arbeitslohnes; bevor aber die Sterbeziffer zunimmt, werden die allgemeinen Lebensverhältnisse, die Nahrung, Wohnung usw. verschlechtert; das empfindlichste Barometer für die Verschiebungen des Einkommens sind die Gesundheitsverhältnisse. Das Sinken des Arbeitslohnes muß vor allem eine Zunahme der Morbilität hervorrufen. Wird die durchschnittliche Krankheitsdauer jedes Arbeiters um einen Tag im Jahre größer, so bildet das einen Verlust von 10 Millionen Arbeitstagen, und ist ein Arbeitsjahr 300 Tagen gleich, so ist dieser Verlust gleich der Arbeit von

$$\frac{10\,000\,000}{300} = 33\,333 \text{ Arbeitern.}$$

Da aber deren Arbeit auf irgend-

eine Weise verrichtet werden muß, so wird die Reservearmee die 33 333 Arbeiter an das aktive Proletariat abgeben und den Verlust auf ihr eigenes Konto setzen müssen.

Schließlich muß auch die Arbeitsintensität infolge der schlechteren Lebensverhältnisse abnehmen. Die frühere Anzahl der Arbeiter genügt jetzt nicht mehr, um die gleiche Arbeit zu leisten. Die gleiche Arbeitsleistung wird jetzt einerseits durch Verlängerung des Arbeitstages erreicht, andererseits durch Einstellung neuer Arbeiter — wieder auf Kosten der Reservearmee.

Aus allen diesen Gründen muß sich die Reservearmee verringern: die Zunahme der Sterbe- und Krankheitsziffern, die im Vergleich mit der Gesamtbevölkerung ganz gering zu sein scheint, erhält eine große Bedeutung, sobald sie an die rechte Stelle gesetzt wird.

Die Abnahme der Reservearmee ist eine Abnahme der Arbeitslosigkeit. Sie muß desto schneller vor sich gehen, je größer die Differenz zwischen dem Werte und dem Preise der Arbeitskraft wird, und sie muß so lange anhalten, bis der Arbeitslohn das Niveau des Wertes der Arbeitskraft wieder erreicht. — Nicht die absolute Unmöglichkeit, auf dem Markte Arbeiter zu finden,

führt zur Steigerung des Arbeitslohnes, wie es die klassische Schule lehrte. Die Reservearmee braucht nicht auszusterben, bevor eine Hebung des Lohnes möglich wird. Im Gegenteil, sie verschwindet nur sehr selten, nämlich dann, wenn sie von der Produktion aufgesaugt wird. In der Regel aber ist sie stets vorhanden, und es ist eben ihre Anzahl, die für die Unternehmer und Arbeiter die Aussichten im ökonomischen Kampfe bestimmt. Mit ihrer Abnahme bessert sich die Stellung der Arbeiter, und es wird ihnen leichter möglich, eine Steigerung zu erzielen. „Im großen und ganzen sind die allgemeinen Bewegungen des Arbeitslohnes ausschließlich reguliert durch die Expansion und Kontraktion der industriellen Reservearmee, welche dem Periodenwechsel des industriellen Zyklus entsprechen. Sie sind also nicht bestimmt durch die Bewegungen der absoluten Anzahl der Arbeiterbevölkerung, sondern durch das wechselnde Verhältnis, worin die Arbeiterklasse in aktive Armee und Reservearmee zerfällt, durch die Zunahme und Abnahme des relativen Umfangs der Übervölkerung, durch den Grad, worin sie bald absorbiert, bald wieder freigesetzt wird“¹⁾.

Ist der Arbeitslohn über den Wert der Arbeitskraft hinausgewachsen, so muß das Umgekehrte eintreten: es vermindern sich Sterblichkeit und Krankheiten, und die Reservearmee nimmt um die Differenz zu; die Arbeitslosigkeit wird immer bedeutender, und der Arbeitslohn muß früher oder später bis auf seinen alten Stand heruntersinken.

4. Der Arbeitslohn bei der Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter.

Wenn die Kapitalisten nicht den ganzen Mehrwert verbrauchen, sondern einen Teil davon akkumulieren, so wächst das Gesellschaftskapital mit jedem Jahre. Die Kapitalsakkumulation ist das immanente Gesetz der kapitalistischen Produktion und findet immer und ununterbrochen statt.

Das konstante Nationalkapital, welches im ersten Jahre 50 Milliarden betrug, wächst jährlich um 2 %. Da alle übrigen Verhältnisse die gleichen geblieben sind, so hält das Wachstum der Arbeiterklasse und der Reservearmee mit der Kapitalsakku-

¹⁾ Marx, Kapital, Bd. I, S. 602.

mulation Schritt, d. h. die beiden Klassen müssen ebenfalls jährlich um 2 % zunehmen. Dann drückt sich die ganze Entwicklung in folgendem Schema aus:

	D. konst. Kap.	Aktive Arb.- Armee	Res.- Armee	Akt.Prol. und Res.-Armee	Zunahme der Bevölk.
im 1. Jahre	50 000 Mill.	10 000 000	500 000	10 500 000	
im 2. „	51 000 „	10 200 000	510 000	10 710 000	210 000
im 3. „	52 020 „	10 404 000	520 200	10 924 200	214 200
im 4. „	53 060 „	10 612 080	530 604	11 142 684	218 484
					usw., usw.

Im zweiten Jahre braucht das Kapital eine neue Armee von 200 000 Mann; die Sterblichkeit muß daher stark sinken. Wendet sich das Kapital ausschließlich an die Reservearmee, so muß sich diese so stark und rasch verringern, daß der Arbeitslohn steigt und die Sterbeziffer bis auf das entsprechende Niveau herunter sinkt. Bei einer Sterblichkeit von 40 ‰ blieb die Bevölkerungszahl unverändert; damit sie jedes Jahr um 20 ‰ zunimmt, muß die Sterbeziffer bis auf 20 ‰ sinken, und der Arbeitslohn muß eine Höhe erreichen, bei der die Sterblichkeit sich auf dieses Niveau stellt¹⁾. Entspricht einem Einkommen von 1500 M. eine Sterblichkeit von 20 ‰, so ist diese Summe der Wert der Arbeitskraft.

Das variable Gesellschaftskapital beträgt im ersten Jahre 1500 M. \times 10 000 000 = 15 Milliarden Mark; mit jedem Jahre wird es sich um 2 % vergrößern. Das gesamte Gesellschaftskapital entwickelt sich dann in folgender Weise:

	Konst. Kapital	Variables Kapital	Gesamt-Kapital	Org. Zusamm.- setzung
1. Jahr	50 000 000 000	15 000 000 000	65 000 000 000	100 : 30
2. „	51 000 000 000	15 300 000 000	66 300 000 000	100 : 30
3. „	52 020 000 000	15 606 000 000	67 626 000 000	100 : 30
4. „	53 060 400 000	15 918 120 000	68 978 520 000	100 : 30

¹⁾ Mit dem Steigen des Arbeitslohnes nimmt die Morbilität ab und die Arbeitsintensität zu, so daß mit diesen beiden Faktoren der Bedarf des Kapitals zum Teil bereits gedeckt wird. Deshalb muß die wirkliche Zunahme der Bevölkerung geringer sein als 210 000, 214 200 und 218 484, und die Sterblichkeit braucht nicht bis auf 20 ‰ zu sinken. Ich lasse aber absichtlich alle übrigen Erscheinungen außer acht, damit die Tendenzen des Arbeitslohnes klarer hervortreten.

Beim Übergange von der einfachen Reproduktion zur erweiterten muß sich das Gesellschaftskapital erstens in der Form der Erweiterung des konstanten Kapitals vergrößern und zweitens infolge des relativ noch rascheren Wachsens des variablen Teiles. Das gleiche tritt auch bei der Beschleunigung des Akkumulationsprozesses ein. Und umgekehrt, wird das Tempo der Akkumulation langsamer, so entwickelt sich auch das variable Kapital langsamer als das konstante.

Der Wert der Arbeitskraft hängt also von dem Tempo der Kapitalsakkumulation ab. Je größer das sich anhäufende Kapital ist, je rascher sein Bedarf wächst, desto geringer muß die Sterblichkeit, desto höher muß der Arbeitslohn sein. Die absolute Größe des Kapitals ist dabei ganz belanglos. Von zwei Ländern mit gleichen Kapitalien und verschiedenem Akkumulationsmaß steht der Arbeitslohn am höchsten in demjenigen Lande, wo die Akkumulation am schnellsten vor sich geht. Umgekehrt, bei verschiedenen Maßen der Kapitalien und gleicher Akkumulation, steht der Arbeitslohn *ceteris paribus* auf der gleichen Stufe¹⁾.

In einem und demselben Lande schwankt der Lohn entsprechend den Schwankungen der Akkumulation. Diese geht aber nirgends gleichmäßig vor sich. In den Jahren des industriellen Aufschwungs erreicht sie ihr Maximum, und das Kapital entwickelt sich am raschesten; in Stagnationsjahren wird das Tempo viel langsamer, daher die großen Schwankungen des Arbeitslohnes. Mit der steigenden Nachfrage nach Arbeitskräften erreicht er auf dem Gipfel der industriellen Blüte sein Maximum, stürzt dann in Krisenjahren herunter, um dann den gleichen Prozeß von neuem wieder zu beginnen.

Dieselbe Akkumulation aber, welche die günstigsten Bedingungen für den Arbeitslohn schafft, ruft wieder eine andere Tendenz hervor, die alle die Vorteile zu vernichten fähig ist.

¹⁾ „Nicht die jeweilige Größe des nationalen Wohlstandes, sondern sein unausgesetztes Wachsen bringt ein Steigen des Arbeitslohnes hervor. Demnach steht der Arbeitslohn nicht in den reichsten Ländern am höchsten, sondern in den blühendsten oder denen, die am schnellsten reich werden.“
Ad. Smith, Reichtum der Nationen, S. 89.

5. Der Arbeitslohn bei Verschiebungen in der technischen Zusammensetzung des Kapitals.

Das Verhältnis zwischen konstantem Kapital und der Anzahl der aktiven Arbeiter wird durch technische Momente bestimmt. Mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktion wächst der Wert der Produktionsmittel relativ rascher als die Anzahl der notwendigen Arbeiter; in dieser Tendenz äußert sich das Wachstum der Arbeitsproduktivität. In der kapitalistischen Gesellschaft erhält dieser Prozeß die Form eines raschen Wachstums des konstanten Kapitals im Verhältnis zum variablen.

Braucht anfangs ein Kapital von 50 Milliarden Mark eine Arbeiterarmee von 10 Millionen Mann, so muß sich diese mit der technischen Entwicklung verringern; sie wird nicht mehr 10 Millionen betragen, sondern (bei einer 1 proz. Abnahme)

im 2. Jahre	9 900 000
„ 3. „	9 801 000
„ 4. „	9 702 990,

so daß auf einen Arbeiter an konstantem Kapital entfallen:

im 1. Jahre	5000 M.
„ 2. „	5050 „
„ 3. „	5102 „
„ 4. „	5153 „

Die Bevölkerung muß sich dann folgendermaßen entwickeln:

	Aktive Arb.	Res.- Armee	Gesamte Ar- beiterklasse	Bev.- Abnahme	in ‰
im 1. Jahre	10 000 000	500 000	10 500 000		
„ 2. „	9 900 000	495 000	10 395 000	105 000	10
„ 3. „	9 801 000	490 050	10 291 050	103 950	10
„ 4. „	9 702 990	485 149	10 188 139	102 911	10

Eine Bevölkerungsabnahme von 10 ‰ wird dadurch erreicht, daß die Sterblichkeit auf 50 ‰ steigt. Entspricht dieser Sterbeziffer ein Einkommen von 600 M., so bildet diese Summe den Wert der Arbeitskraft. Das Kapital setzt sich alsdann folgendermaßen zusammen:

	Konst. Kapital	Variabl. Kapital	Gesamtkapital	Die organ. Zusammensetzung
1. Jahr	50 000 000 000	6 000 000 000	56 000 000 000	100 : 12
2. „	50 000 000 000	5 940 000 000	55 940 000 000	100 : 11,88
3. „	50 000 000 000	5 880 600 000	55 880 600 000	100 : 11,76
4. „	50 000 000 000	5 821 794 000	55 821 794 000	100 : 11,64

Daraus folgt, daß, wenn sich die technische Zusammensetzung des Kapitals zugunsten des konstanten Teiles verschiebt und zugleich keine Akkumulation stattfindet, der Arbeitslohn sehr tief sinkt und die Bevölkerung ausstirbt. Eine absolute Bevölkerungsabnahme tritt aber nur selten ein. Dies hängt damit zusammen, daß die Verringerung der Arbeiterarmee in der einen Industrie meistens zu derselben Zeit geschieht, wo eine starke Akkumulation in derselben und in den übrigen Industrien stattfindet. Die Totalsumme ist die Resultante der beiden Tendenzen: Kapitalanhäufung und Abnahme des variablen Kapitals.

Lassen wir die Akkumulationsrate wieder 2 % betragen und die Verschiebungen in der Kapitalzusammensetzung sich in den gleichen Zahlen wie oben ausdrücken, so hat die Entwicklung des Kapitals und der Bevölkerung folgendes Bild:

	Konst. Kapital		Akt. Arb.-Armee	Res.-Armee
im 1. Jahr	50 000 000 000	(: 5000 =)	10 000 000	500 000
„ 2. „	51 000 000 000	(: 5050 =)	10 100 000	505 000
„ 3. „	52 020 000 000	(: 5102 =)	10 201 000	510 050
„ 4. „	53 060 400 000	(: 5153 =)	10 303 010	515 151

	Akt. Arb.-Armee u. Res.-Armee	Bevölkerungs- wachstum	%
im 1. Jahr	10 500 000		
„ 2. „	10 605 000	105 000	10
„ 3. „	10 711 050	106 050	10
„ 4. „	10 818 161	107 111	10

(In diesem Schema bildet die Zahl der aktiven Arbeiter den Quotient der Division des Wertes des konstanten Kapitals durch den Wertbetrag, der auf den einzelnen Arbeiter entfällt; das Verhältnis der Reservearmee zum aktiven Proletariat ist wie früher = 5 : 100.)

Die jährliche Zunahme der Bevölkerung beträgt 1 %, die des konstanten Kapitals 2 %. Die normale Sterbeziffer ist alsdann 30⁰/₀₀, und wenn ihr ein Einkommen von 1200 M. entspricht, so ist dies der Wert der Arbeitskraft. Das Gesamtkapital ist dann folgendermaßen zusammengesetzt:

	Konst. Kapital	Variabl. Kapital	Gesamtkapital	Organ. Zusammensetzung
1. Jahr	50 000 000 000	12 000 000 000	62 000 000 000	100 : 24
2. „	51 000 000 000	12 120 000 000	63 120 000 000	100 : 23,76
3. „	52 020 000 000	12 241 200 000	64 261 200 000	100 : 23,50
4. „	53 060 400 000	12 362 412 000	65 422 812 000	100 : 23,30

Trotz den Verschiebungen in der organischen Zusammensetzung des Kapitals nimmt bei diesen Zahlen die Bevölkerung jährlich um 1 % zu. Indem aber die Akkumulation fast 2 % (1,81 %) beträgt, bleibt die Bevölkerungszunahme hinter dieser zurück.

Die Entwicklung ist bis heute im großen und ganzen diesen Weg gegangen: trotz technischer Verschiebungen in der kapitalistischen Produktion ist die Bevölkerung dennoch stets gewachsen. Die Resultante der beiden Tendenzen hängt aber von der Stärke jeder einzelnen ab, und es gibt keine ökonomische Notwendigkeit eines steten Bevölkerungswachstums. Es ist nicht ausgeschlossen, daß technische Umwälzungen auf die allgemeine Entwicklung einen derartigen Einfluß bekommen, daß die Bevölkerung sich zu vermindern anfängt.

Dies sind die Grundtendenzen des Arbeitslohnes. Die Löhne der verschiedenen Berufsgruppen gravitieren nach den verschiedenen Produktionskosten der Arbeitskraft, und der Ab- und Zufluß der Arbeitermassen aus dem einen Beruf in den anderen führt die Aufrechterhaltung der Lohnabstände herbei.

Außerdem kommen als modifizierende Tendenzen des Arbeitslohnes noch folgende Erscheinungen in Betracht:

1. der Real- und der Nominallohn,
2. die Arbeitsdauer und die Arbeitsintensität,
3. die relative Größe der Reservearmee,
4. die Proletarisierung und die Einwanderung,
5. die Unternehmer- und die Arbeiterorganisationen,
6. die Geburtsziffern.

V. Die modifizierenden Erscheinungen.

1. Reallohn und Nominallohn.

Die Theorien des Arbeitslohnes beziehen sich immer nur auf den Reallohn. Von diesem allein hängt die Arbeitsfähigkeit der Proletarier, ihre Sterbe- und Krankheitsverhältnisse usw. ab. Überall daher, wo von einem Steigen oder Fallen des Lohnes die Rede war, bezog es sich allein auf den Reallohn.

Der Reallohn ist eine bestimmte Warenmenge, die der Arbeiter zu seinem Verbrauche erhält — ohne Rücksicht auf ihren Preis; für das tatsächliche Lebensniveau des Arbeiters kommt allein der Reallohn in Betracht. Mögen die Warenpreise höher oder tiefer stehen, — solange der Reallohn unverändert bleibt, müssen auch die Schwankungen der Warenpreise dem Arbeiter gleichgültig sein. Solange der Arbeiter seinen Lohn in Naturalien bekommt, ist sein ganzes Interesse auf die Produktmenge konzentriert, die er erhält; nach dieser mißt er die Höhe seines Lohnes, und nicht nach den Marktpreisen. In solchem Zustande befindet sich in rückständigen Ländern ein großer Teil der Landarbeiter, manchmal auch viele Industriearbeiter. Alle unmittelbaren Wirkungen der Geldwirtschaft auf den Lohn sind hier ausgeschlossen, und die Teuerung ist im Naturallohnsystem eine unmögliche Erscheinung. Das heißt, die Waren können auch hier teurer oder billiger werden, der Arbeiter empfindet aber diese Preisverschiebung nicht als eine Herabdrückung oder Steigerung seiner Lebenshaltung.

Anders in der entwickelten Geldwirtschaft — in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Der Naturallohn wird immer unbequemer für den Unternehmer wie auch für den Arbeiter, — auch abgesehen von den bewußten Mißbräuchen des Trucksystems. Bei der Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der Bedürfnisse der städtischen Arbeiter ist es fast unmöglich, ihren Bedarf richtig zu befriedigen, wenn man nicht ihnen selbst die

Mittel dazu gibt. Und andererseits befreit die Entwicklung des Handels den Unternehmer von der Sorge um die Existenz seiner Arbeiter; die nötigen Lebensmittel strömen von selbst dahin, wo eine Nachfrage danach entsteht und das Kapital kann ruhig die Konsumtion der Arbeiter ihnen selbst überlassen. Der Naturallohn wird abgeschafft, und der Geldlohn ist heutzutage das überall geltende System.

Man darf aber nicht den Natural- und Geldlohn mit dem Real- und Nominallohn verwechseln. Während die ersteren historische Stufen des Arbeitslohnes sind, bilden die letzteren zwei verschiedene Formen des einen und desselben Lohnes. Wo Naturallohn besteht, kann der Geldlohn zu gleicher Zeit selbstverständlich nicht existieren, und umgekehrt; der eine schließt den anderen aus¹⁾.

Anders steht es mit dem Real- und Nominallohn. Diese sind die Formen des jeweilig existierenden Arbeitslohnes. Derselbe Lohn ist Reallohn oder Nominallohn, je nachdem er in Waren oder in Geld ausgedrückt wird. Der Reallohn ist der Verbrauchswert des Nominallohnes; der Nominallohn ist der Tauschwert des Reallohnes.

Reallohn und Nominallohn existieren zu gleicher Zeit überall, wo es einen Arbeitslohn überhaupt gibt. Es könnte scheinen, daß im Naturallohnsystem dem Nominallohn kein Platz bleibt, da der Lohn in Waren ausgezahlt wird und der Arbeiter müßte sich sehr wenig um den Wert der Waren kümmern, die er als Lohn bekommt. Daß aber dieser Geldwert existiert und auch eine große Bedeutung hat, das beweisen die Geschäftsbücher des Unternehmers. Dieser muß den Geldwert der Arbeitskraft, die er verbraucht, kennen, weil diese Kosten einen Teil seiner Produktionskosten bilden; will er in der Konkurrenz seine Stellung behaupten, so muß er seine Gesamtselbstkosten genau berechnen und den entsprechenden Gewinn hinzuschlagen, um den Preis seiner Waren weder zu hoch noch zu niedrig zu bestimmen. Die Real- und Nominalformen des Lohnes existieren also auch im Naturallohnsystem.

¹⁾ Es gibt auch gemischte Formen, wo ein Teil des Lohnes in Geld und der andere in Waren ausgezahlt wird. Jeder Teil muß aber entweder Geld- oder Naturallohn sein. Er kann nicht zu gleicher Zeit beide Formen annehmen.

Mit der Entwicklung des Geldlohnes aber bekommt die Frage vom Verhältnis des Reallohnes zum Nominallohn eine ganz besondere Bedeutung. Erhält der Arbeiter seinen Lohn in Waren, so erscheint er nur einmal auf dem Markt, nämlich als Verkäufer seiner Arbeitskraft und zugleich als Käufer seiner Verbrauchsmittel; dieser Kauf und Verkauf sind ein Tauschakt, und zwar ein Akt des unmittelbaren Warentausches. Die Arbeitskraft und die Verbrauchsmittel des Arbeiters wechseln ihre Besitzer, und damit haben die beiden Tauschsubjekte ihre Funktion auf dem Markte erfüllt. Jetzt gehen sie zur Produktion über, wo der Arbeiter seine voraus verkaufte Arbeitskraft verbrauchen und ihren Wert mit einem Mehrwert seinen Kontrahenten rückerstatten wird.

Bekommt aber der Arbeiter seinen Lohn in Geld, so erscheint die Sache viel komplizierter. Jeder unmittelbare Warentausch zerfällt nun in zwei Teile: Ware — Geld, und Geld — Ware, und der erstere zieht den zweiten nach sich. Nunmehr steht der Arbeiter in ganz neuen Beziehungen zum Markte. Einmal erscheint er hier als Verkäufer seiner Arbeitskraft, der einzigen Ware, die er hier wie dort zu verkaufen hat. Er bekommt aber vom Unternehmer nicht mehr seine Verbrauchsmittel, sondern nur den Lohnbetrag in Geld. Und mit diesem muß er wieder auf den Markt gehen, nunmehr aber als Käufer; er muß an den verschiedenen Stellen des Marktes immer wieder auftauchen, um sein Geld auszugeben und seine gesamten Verbrauchsmittel, von der Bibel bis zum Biere, sich anzuschaffen. Die Verkäuferrolle kann er nur einmal spielen, als Käufer aber erscheint er mehrfach. Er kann nun an dem Preisverzeichnis der Waren nicht mehr so kaltblütig vorbeigehen, wie er es früher tat. Seine Ahnungslosigkeit ist dahin, und er bekommt ein leidenschaftliches Interesse für die Vorgänge des Warenmarktes. Keine Verschiebung im Preise seiner Verbrauchsmittel kann ohne Wirkung auf seine Lebenshaltung bleiben.

Für die Beurteilung der Lage der Arbeiterklasse ist die Betrachtung der Nominallöhne das leichteste Mittel. Man hat es dabei mit fertigen Zahlen zu tun und braucht nur die Ziffern für die verschiedenen Perioden zu vergleichen. So leicht aber diese Arbeit ist, so ist es dennoch klar, daß die Bewegungen des Nominallohnes keinen Aufschluß über die interessierenden Fragen geben

können, solange die Warenpreise nicht mit in Betracht gezogen werden. Will man zu einem richtigen Schlusse kommen, so muß man den Reallohn und seine Veränderungen kennen lernen. Diese Arbeit ist aber viel schwieriger. Hat man die Angaben über den Stand des Nominallohnes und über die Preise der Verbrauchsmittel des Arbeiters in der Hand, so muß man auch die Struktur der Haushaltungen kennen, um daraus ein durchschnittliches Normalbudget zu bilden. Finden wir z. B., daß der Preis für Brot und Zucker um 10 % gestiegen ist, so können wir daraus noch keine Schlüsse über die Last dieser Teuerung für den Arbeiter ziehen; es würde natürlich falsch sein, daraus zu schließen, daß die Kaufkraft des Lohnes um 10 % abgenommen hat. Gibt der Arbeiter bei einem Lohn von 100 M. — 10 M. für Brot und 3 M. für Zucker aus, so muß er jetzt für das erstere 11 M. und für den letzteren 3,30 M. ausgeben, im ganzen eine Mehrausgabe von 1,30 M., d. h. 1,3 % seines Lohnes. Sind dagegen die beiden Ausgaben nicht 10 und 3 M., sondern 25 M. und 5 M., so steigen sie bei einer 10 proz. Teuerung auf 27,50 M. und 5,50 M., im ganzen ein Plus von 3 M. oder 3 % des Lohnes. Erst wenn die Stellung einer jeden Ausgabe im Haushaltsbudget des Arbeiters bekannt ist, läßt sich ein Urteil über die Wirkung der Preisverschiebung fällen.

Solange alle Verhältnisse, die den Wert der Arbeitskraft bestimmen, unverändert bleiben, ist der Reallohn eine bestimmte Größe, und der Nominallohn ist der Gesamtwert der Waren, die den Verbrauch des Arbeiters bilden. Die notwendigen Verbrauchsmittel sind das Primäre, und der Geldlohn ist das Sekundäre. Daraus müßte folgen, daß entsprechend den Preisverschiebungen der Verbrauchsmittel auch der Arbeitslohn sich ändern muß. Der Arbeitslohn müßte entsprechend den Verschiebungen des Gesamtpreises dieser Waren sich verändern. Mit anderen Worten: der Reallohn ist konstant, und nur der Nominallohn verändert sich.

Dies war auch die Ansicht der klassischen Ökonomie, besonders ausführlich dargelegt bei Ricardo und seinen Schülern. Sie waren der Ansicht, daß die Verteuerung und Verbilligung der Waren für den Arbeiter bedeutungslos seien. Steigen die Produktionskosten einer Tonne Eisen oder eines Meters Leinwand, so steigt auch der Wert des Eisens und der Leinwand, und da

die Arbeitskraft eine Ware wie andere ist, so muß sich auch ihr Wert entsprechend den Produktionskosten verschieben¹⁾).

Jeder weiß aber, daß dem nicht so ist. Der Preis der Verbrauchsmittel bestimmt den Lohn, andererseits ist aber der Verbrauch durch den Lohn bestimmt. Will man von den beiden Lohnformen die eine als konstant und die andere als veränderlich bezeichnen, so ist vielmehr für den Nominallohn die Konstanz charakteristisch und der Reallohn variiert fast jeden Tag. Ist es aber nicht ein Unding, daß eine gewisse Geldsumme eine solche Bedeutung bekommt, und daß der Arbeitslohn eine feste Summe bildet ungeachtet ihres Inhaltes? Oder haben die Ziffern der Lohnsätze eine mystische Kraft sich zu erhalten, trotzdem ihre Bedeutung ganz neu geworden²⁾?

Die Erklärung liegt darin, daß das Verhältnis von Wert und Preis sich bei der Arbeitskraft anders gestaltet als bei den übrigen Waren. Die Preise von Eisen und Leinwand werden auf dem Markte jeweilig durch die Konkurrenz bestimmt, und die Marktkonjunktur verschiebt die Preise nach oben und unten; sie läßt

¹⁾ „Ich hoffe hinlänglich bewiesen zu haben, daß jede Steuer, welche eine Lohnerhöhung bewirken muß, in Gestalt einer Profitverminderung bezahlt werden wird, und daß infolgedessen eine Lohnsteuer im Grunde genommen eine Profitsteuer ist. . . . Wenn sich die Wirkungen der Lohnsteuern so gestalten, wie ich sie beschrieben habe, dann verdienen sie auch nicht den Tadel, welchen Ad. Smith über sie ausgesprochen hat.“ Theoretisch steht aber auch Smith auf demselben Standpunkt: „Eine direkte Steuer auf den Arbeitslohn kann keine andere Wirkung haben, als ihn etwas höher zu treiben, als die Steuer beträgt.“ Ricardo, Grundsätze der Volkswirtschaft, S. 225, 226, 214.

²⁾ Zwiedineck - Südenhorst nimmt diesen Schein für Wirklichkeit an und baut darauf sogar eine Lohntheorie auf: er nimmt einfach eine gewisse Geldsumme als lohnbestimmend an. „Das grundlegende Element für die Lohnbildung, meint er, ist der herkömmliche Lohn oder, genau genommen, da es nicht einen Lohn schlechthin gibt, das herkömmliche Lohnschema. . . . Die Lohnsumme als solche, die konkrete Ziffer, ist es, welche hier als grundlegendes Element in Betracht kommt.“ (Lohnpolitik und Lohntheorie, Leipzig 1900, S. 6.) Mag aber der konservative Charakter des Arbeitslohnes noch so groß sein, so ist es doch unmöglich, von seiner Realbedeutung abzusehen, wenn man seine Bewegung untersuchen und den Zentralpunkt bestimmen will, um den sich die Löhne bewegen; sagt er doch selber, daß, „wo die Fluktuation der Bevölkerungselemente in den Arbeiterkreisen eine bedeutendere ist, also zumal in großen Industriezentren, auch das Herkommen einigermaßen an seiner Kraft verliert. Verschiebungen werden leichter erzielt, nach abwärts wie nach aufwärts.“

andererseits die Preise um ihren Schwergewichtspunkt — um die Produktionskosten schwanken. Auch der Arbeitslohn hängt von Nachfrage und Angebot ab, nur äußert sich die Wirkung dieser Faktoren durch einen ökonomischen Kampf, und der Preis der Arbeitskraft hängt äußerlich in jedem Gewerbe und jedem Moment von den Machtpositionen der Unternehmer und Arbeiter ab. Eine Lohnveränderung ist keine einfache Verschiebung im Preise der Ware Arbeitskraft, sondern ist zugleich die Folge eines größeren oder kleineren Sozialkampfes, mag dieser eine noch so friedliche Form tragen. Und diese Eigentümlichkeit des Arbeitslohnes verleiht ihm einen sozusagen konservativen Charakter. Die Verschiebungen der Lebensmittelpreise finden jeden Tag statt, die beiden Parteien aber, die Unternehmer und die Arbeiter, sind nur selten zu einem Kampf bereit und entschlossen. In der Regel müssen sie die Preisverschiebung über sich ergehen lassen und ihre Lebenshaltung danach einrichten. Die Lohnsätze, die im Moment ihrer Entstehung einen Sinn und Grund in den damaligen Warenpreisen hatten, fahren fort den Verbrauch des Arbeiters zu regieren, trotzdem sich alle Bedingungen total verschoben haben. So triumphiert der Nominallohn über den Reallohn und über den sogenannten gesunden Verstand.

Letzten Endes muß sich doch der Arbeitslohn mit den neuen Preisen in Einklang setzen, und insofern hatten die Klassiker recht. Wenn sich die übrigen Verhältnisse nicht verändert hatten, so wird ein Lohnkampf mit der Zeit kommen müssen, der den Lohnsatz an die neuen Preise anpaßt. Wann er aber kommt, und wie er ausfällt, wenn er einmal gekommen ist, hängt wieder von einer so großen Anzahl von Bedingungen ab, daß diese Fragen sich für jeden einzelnen Fall gar nicht beantworten lassen. Ist z. B. der Lohnsatz durch Tarif festgesetzt, so ist der Moment des Lohnkampfes durch die Ablaufsfrist des Tarifs den beiden Parteien aufgezwungen, und sein Resultat hängt von den Bedingungen dieses Momentes ab. Fällt diese Frist in eine Periode der industriellen Krise, so haben die Arbeiter sehr wenig Aussicht auf Erfolg. Sie müssen den meisten Forderungen der Unternehmer nachgeben und den Kampf wieder aufschieben bis zu einer günstigeren Zeit. Auch die Uneinigkeit unter den Arbeitern kann hier von größter Bedeutung sein. Der Widerspruch zwischen dem Reallohn und dem Nominallohn mag sehr groß geworden sein, —

sind aber die momentanen Kampfbedingungen für die Arbeiter ungünstig, so kann es ihnen nicht gelingen, diesen Widerspruch sogleich aus der Welt zu schaffen. Hier stehen wir wieder vor der großen Kompliziertheit des Lohnproblems. Der Kampf um den Lohn kommt nur selten, trotzdem der Verbrauchswert des Lohnes sich jeden Tag verändert; kommt er aber einmal, so führt er nicht notwendig zu einem Ausgleich, sondern er kann auch die veränderten Verhältnisse auf Jahre befestigen.

Im großen und ganzen, im Durchschnitt und für große Perioden ist es richtig, daß sich der Nominallohn entsprechend den Warenpreisen verändert. Jeweilig aber, für das einzelne Gewerbe und für einen kürzeren Zeitraum, muß diese Anpassung nicht notwendigerweise stattfinden. Und solange sie nicht stattgefunden hat, bleibt der Nominallohn der einzige Regulator des Verbrauchs der Arbeiterklasse.

Da der Wert aller Waren durch die Arbeitskosten ihrer Produktion bestimmt ist, so muß der Wert entsprechend dem Fortschritt der Produktionstechnik sinken. Jede Verbesserung und Vervollkommnung der Produktionsweise bedeutet eine Steigerung der Produktivität der Arbeit, und der Wert steht bekanntlich in umgekehrtem Verhältnis zur Produktivität. Es müßte daher im Laufe der letzten Jahrhunderte ein stetiges Sinken der Warenpreise stattfinden, welches fast ausnahmslos wäre, da auch der technische Fortschritt sich ausnahmslos auf alle Produktionsgebiete erstreckt. Ganz besonders müßte es in den letzten Jahrzehnten der Fall sein, wo die Technik eine riesige Entwicklung erfahren hat. Bei gleichem Nominallohn müßte dann der Reallohn immer steigen. Dieses Wachstum müßte dann zum Gesetz der kapitalistischen Produktionsweise werden, welche doch die Entwicklung der Produktivkraft, trotz allen inneren Hemmungen, stark fördert. Und vor allem müßte eine Teuerung vollständig ausgeschlossen sein.

Tatsächlich ist dem nicht so. Eine allgemeine Verbilligung der Waren findet nicht fortwährend statt, und die Preise für die Verbrauchsmittel des Arbeiters, wie auch vieler anderer Waren, befinden sich in stetigem Schwanken, ohne eine regelmäßige Tendenz nach unten aufzuweisen. Diese Erscheinung, die von größter Wichtigkeit für die Lohnarbeiter ist, hängt mit folgenden Ursachen zusammen:

1. behauptet sich das Gesetz des Arbeitswertes nur in langen Perioden, als Durchschnitt der Preise von Aufschwungs- und Krisen-epochen. Bei einer Krisis sinkt der Warenpreis unter deren Produktionskosten, bei einem Aufschwung übersteigt er diese ganz wesentlich. Daher muß der Übergang von der Krise zur Blüte als Teuerung empfunden werden, die mit dem rapiden Wachsen Schritt hält und bis zur nächsten Krise sich ausdehnt. Diese Tatsache ist für den Lohn von größter Bedeutung. Die Zeiten des industriellen Aufschwungs sind die günstigsten für den ökonomischen Kampf der Arbeiter, und der größte Prozentsatz der erfolgreichen Lohnbewegungen entfällt auf solche Epochen. Da aber auch die Warenpreise zu derselben Zeit steigen, so werden größtenteils die Lohnerhöhungen durch diese Warenteuerung ausgeglichen, ja oft überflügelt. Das Steigen des Reallohnes bleibt hinter dem Wachsen des Nominallohnes zurück.

2. können die großen Kapitalistenverbände trotz der gesunkenen Produktionskosten die Preise dennoch hoch halten. Dies hängt mit der Monopolstellung der Unternehmerverbände auf dem Marke zusammen. Je stärker sich diese Organisationen entwickeln, je rascher die Kartellierung der Industrie vor sich geht, desto bedeutender ihr Einfluß auf die Preisgestaltung, desto öfter diese Art der Teuerung.

3. tritt in den letzten Jahrzehnten die kapitalistische Welt in eine neue Phase der Zollpolitik ein, die ausschließlich darauf gerichtet ist, die Preise im Lande hoch zu halten. Es ist klar, je größer die Zölle, desto höher sind die Warenpreise.

4. trägt die Preisgestaltung der landwirtschaftlichen Produkte eine ganz besondere Form. Für diese ist ein Weltmarkt vorhanden und die Preise hängen von den Produktionskosten auf dem letzten, am entferntesten liegenden Produktionsgebiete ab, konkret von den Kosten in den Vereinigten Staaten und Argentinien. Da aber auch der Bedarf dieser Länder steigt, so können weniger Bodenprodukte zur Ausfuhr gelangen. Diese Erscheinung kann zuweilen eine Teuerung hervorrufen.

5. genügen aber alle diese Ursachen nicht, um die Frage zu beantworten. Sie könnten die Wirkungen der Produktionsentwicklung vielleicht auf gewisse Zeit aufhalten, aber nicht vernichten; das Wertgesetz müßte sich in Form von niedrigen Preisen dennoch durchsetzen, — wenn nicht die Revolutionierung

der Goldproduktion. Die Arbeitskosten in der Produktion von Gold haben im XIX. Jahrhundert wesentlich abgenommen; das Gold ist billiger geworden, und eine Goldeinheit repräsentiert heutzutage einen geringeren Wert als früher. Deshalb können die Warenpreise, in Gold ausgedrückt, steigen, trotz der gesunkenen Arbeitskosten.

2. Arbeitszeit und Arbeitsintensität.

Die Arbeitszeit wurde im obigen überall als konstant angenommen. Wenn die Arbeitsmenge zunahm, die zu leisten war, so war es nur durch die Einstellung neuer Arbeiter zu erreichen, und wenn sie sich verminderte, so nahm die Anzahl der Arbeiter ab. Die Länge des Arbeitstages bildet aber in der Wirklichkeit keine konstante Größe; sie ist vielmehr sehr elastisch und paßt sich den Bedürfnissen des Kapitals an, insbesondere den Phasen des industriellen Zyklus. Die wachsende Nachfrage in den Prosperitätsjahren veranlaßt das Kapital zur Verlängerung der Arbeitszeit, um eine größere Warenmenge zu produzieren, ohne die Zahl der Maschinen, Gebäude usw. zu erweitern. Mit der Einstellung neuer Arbeiter muß das konstante Kapital beinahe in demselben Verhältnis zunehmen; bei einer Verlängerung des Arbeitstages brauchen dagegen nur die Ausgaben für Rohmaterialien zu steigen. Daher die Tendenz zur grenzenlosen Verlängerung der Arbeitszeit auch dann, wenn die Überstunden teurer bezahlt werden müssen als die normalen Arbeitsstunden: als Gesamtergebnis bringt diese „Produktionsweise“ einen nicht unbedeutlichen Profit¹⁾.

Die industrielle Stagnation verkürzt dagegen die Arbeitszeit. Überstunden gibt es beinahe gar nicht; statt des ganzen Tages wird die Arbeit auf die Hälfte oder ein Viertel herabgesetzt oder statt sechs wird nur drei oder vier Wochentage gearbeitet. Das Kapital begnügt sich mit der Verringerung seiner aktiven Arbeiterarmee nicht, es verkürzt zugleich die Arbeit und bindet seine Arbeiter an sich, indem es ihren Arbeitsverdienst vermindert. Nur die tote Maschine darf einen Anspruch auf stetig gleiche Aufmerksamkeit erheben unbekümmert um die Marktsituation!

¹⁾ Es gilt als Axiom, daß in den Aufschwungsjahren der Arbeitslohn am höchsten steht. Man darf aber nicht vergessen, daß dabei auch der Arbeitsaufwand und die Abnutzung des Arbeiters kolossal zunehmen.

Die Arbeitsmenge, die verrichtet werden muß, z. B. 120 000 Arbeitsstunden, bestimmt noch nicht, wieviel Arbeiter dafür notwendig sind. Bei einem Arbeitstage von 12 Stunden gehören 10 000 Arbeiter dazu, bei einem von 8 Stunden 15 000, bei 6 Stunden 20 000. Trotzdem war es ganz berechtigt, in der allgemeinen Theorie des Arbeitslohnes das Verhältnis der Arbeiterzahl zu der Arbeitsleistung im großen und ganzen als konstant anzunehmen. Nicht allein deshalb, weil man von allen modifizierenden Erscheinungen abstrahieren muß, wenn man die Tendenzen des Arbeitslohnes untersucht, sondern noch aus einem anderen Grunde.

Beschränkt man sich in der Betrachtung des Verhältnisses zwischen Arbeiterzahl und Arbeitsleistung auf einen kürzeren Zeitraum, z. B. auf ein paar Jahre, so kommt man zu dem Schlusse, daß dieses Verhältnis sich stark verändert; es sinkt mit dem industriellen Aufstieg herunter und nimmt mit der Krise wieder zu. Anders aber wird die Sache, wenn man größere Epochen in Betracht zieht und analoge Verhältnisse miteinander vergleicht, z. B. den einen industriellen Zyklus mit dem anderen. Die Tendenzen zur Verringerung der Arbeitszeit sind in den beiden Fällen gleich und der Arbeitstag selber ist — *ceteris paribus* — von gleicher Länge. Hat sich aber das Kapital vermehrt und die zu erfüllende Leistung vergrößert, so ist dies bei gleicher Länge des Arbeitstages nur mit der Anstellung neuer Arbeiter möglich. In längeren Zeitperioden muß sich also die Arbeiterarmee, entsprechend dem Wachstum des Kapitals, vermehren (insofern in seiner Zusammensetzung keine Verschiebungen stattgefunden haben). Im großen und ganzen kann die Erhöhung der Arbeitsleistung nur durch entsprechende Zunahme der Arbeiterzahl erreicht werden.

Zweitens besteht zwischen der Arbeitszeit und Arbeitsintensität ein umgekehrtes Verhältnis: die Verkürzung der Arbeitszeit, die das physische und kulturelle Niveau des Arbeiters hebt, steigert dadurch auch die Masse der Energie, die er in einer Zeiteinheit entwickeln und in der Produktion verwenden kann¹⁾

¹⁾ „Die Wirkungsfähigkeit der Arbeitskraft steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Wirkungszeit. Es wird daher, innerhalb gewisser Grenzen, am Grade der Kraftäußerung gewonnen, was an ihrer Dauer verloren geht.“ Marx, Kapital, Bd. I, S. 375.

und umgekehrt verringert die Verlängerung des Arbeitstages das Ausmaß der Arbeitsenergie und der Arbeitsqualität. Dieses Verhältnis ist aber nicht vollständig proportional; die Verlängerung der Arbeitszeit von 12 auf 13 Stunden würde heutzutage die Arbeitsintensität so stark reduzieren, daß trotz der längeren Arbeitszeit und des längeren Arbeitstages die Gesamtleistung wahrscheinlich abnehmen müßte, und umgekehrt könnte eine Verkürzung des Arbeitstages von 12 auf 11 Stunden den dadurch entstehenden Verlust durch Zunahme der Intensität überkompensieren. Andererseits würde bei mittlerer physischer Arbeit die Verkürzung der Arbeitszeit von 4 auf 3 oder ihre Verlängerung von 4 auf 5 Stunden auf die Arbeitsintensität nur einen geringen Einfluß haben. Es gibt also in der Skala der Arbeitszeit einen bestimmten Punkt, von welchem jedes Abweichen auf die Produktion ungünstig einwirkt: nicht nur die Verkürzung des Arbeitstages wird die Gesamtleistung verringern, sondern auch seine Verlängerung — durch die Abnahme der Arbeitsintensität.

Ist die Produktivität einer Arbeitsstunde gleich p und der Arbeitstag n Stunden lang, so ist die Gesamtleistung $= p n$; die Verkürzung des Arbeitstages um x Stunden wird die Produktivität jeder Stunde um y steigern. Dann wird die Gesamtleistung gleich

$$(p + y) (n - x)$$

werden. y ist aber eine Funktion von x . Bei einem langen Arbeitstage steigert die Verkürzung des n das p in einem Maße, daß

$$(p + y) (n - x) > p n$$

wird, d. h. die Produktion erweitert sich. Diese letztere Ungleichung aber, welche man in der Form von

$$y (n - x) - p x > 0$$

ausdrücken kann, ist nur in dem Falle richtig, wenn

$$p x < y (n - x),$$

d. h. wenn die frühere Leistung in den fehlenden Arbeitsstunden geringer war als der Überschuß der Produktion während des kürzeren Arbeitstages. Solange p rasch zunimmt, findet diese Ungleichung statt; nachdem es aber eine gewisse Größe überschritten hat, wird sein Wachstum immer langsamer, die Kürzung

des n wird durch diese Zunahme nicht mehr kompensiert, und der linke Teil der letzteren Ungleichung wird größer als der rechte, d. h.

$$p x > y (n - x)$$

oder

$$(p + y) (n - x) < p n.$$

Der Punkt der höchsten Produktivität muß zwischen den beiden Grenzen liegen, also dort wo

$$p x = y (n - x),$$

d. h. wo die Produktionszunahme (das Verhältnis von y zu x) sich folgendermaßen ausdrückt:

$$y = \frac{px}{n - x}.$$

Dies ist die Formel des normalen Arbeitstages für die kapitalistische Produktion.

Im allgemeinen ist aber der Arbeitstag in der heutigen Produktion nicht bis zu dieser Norm gesunken; fast überall steht er höher, und seine Kürzung könnte meistens zu einer Steigerung der Produktivität führen. Das umgekehrte Verhältnis aber der Produktivität zur Arbeitszeit äußert sich nur langsam und allmählich. Die ersten Resultate werden wahrscheinlich erst nach Monaten eintreten; seine Vollwirkung wird sich aber erst nach einer Zeitperiode äußern können, wo die ganze Lebensumgebung des Arbeiters sich verändert hat, und in die Produktion neue, jüngere Kräfte eintreten, die durch die lange Arbeitszeit noch nicht erschöpft sind. Diese Tatsache, daß die Wirkung des verkürzten Arbeitstages auf die Arbeitsintensität sich nicht unmittelbar offenbaren kann, und daß daher der Profitsatz eine Zeitlang unter dem Durchschnitte stehen muß, ist das wichtigste Hemmnis für die Einführung einer kürzeren Arbeitszeit seitens des Kapitals¹⁾. Es gesellen sich dann noch Motive hinzu aus dem

¹⁾ „Ich habe auf Verbesserungen der lebenden Maschinerie viel Zeit und Kapital verwendet, und es wird sich bald zeigen, daß die Zeit und Mittel, die ich in der Neu-Lanarker Fabrik hierauf verwendete — obwohl diese Verbesserungen erst im Werden, und ihre wohltätigen Wirkungen erst zur Hälfte erreicht sind —, schon jetzt einen Ertrag von mehr als 50 % ergeben und in kurzem einen Nutzen abwerfen werden, welcher 100 % des ursprünglich auf sie verwendeten Kapitals gleichkommt“ (Robert Owen. Eine neue Auffassung von der Gesellschaft, Leipzig 1909, S. 42), Owen weiß

Gebiete des ökonomischen und politischen Klassenkampfes. Wie in vielen anderen Fragen steht das Kapital auch hier inmitten eines für ihn unlösbaren Widerspruchs, es hat selber nicht die Kraft, die Reformen durchzuführen, welche ihm eine größere Rentabilität und bessere Arbeitsqualität sichern können. Werden trotzdem solche Reformen durchgeführt, so geschieht es immer gegen seinen Willen. Dort aber, wo das Kapital nach eigener Initiative die Arbeitszeit verkürzt, z. B. in der industriellen Depression, schafft es zugleich unregelmäßige Arbeitsverhältnisse, und die kürzere Arbeitszeit kann daher auf die Produktivität keinen Einfluß haben. Sobald eine bessere Marktsituation eintritt, verlängert es wieder die Arbeitszeit und stößt dabei kaum auf den Widerstand der Arbeiter, welche mit einer kürzeren Arbeitszeit zugleich auf einen geringeren Lohn heruntergehen mußten.

Für längere Zeitperioden aber wechselt die Intensität mit dem Wechsel der Arbeitszeit. Eine Verlängerung des Arbeitstages kann daher den Bedarf des Kapitals an Menschenmaterial bei steigender Akkumulation nicht decken. Die Arbeitsstunde als Maß der geleisteten Arbeit hört auf eine konstante Größe zu sein; mit der Verlängerung der Arbeitszeit steigt auch die notwendige Arbeitszeit, und seinen gestiegenen Bedarf kann das Kapital nur durch Einstellung neuer Arbeiter decken.

Im großen ganzen ist es also richtig, daß entsprechend der zu leistenden Arbeit auch die Arbeitsarmee zunimmt.

Die Länge des Arbeitstages, die vom Standpunkte der Produktion die günstigste ist, ist wieder keine konstante Größe. Sie verringert sich mit dem gesellschaftlichen Fortschritt, mit der Entwicklung der Intelligenz und der Hebung des Kultur-niveaus der Arbeiterklasse.

Die technische Entwicklung der letzten 1½ Jahrhunderte hat den Charakter der Produktionsmittel radikal verändert.

aber, daß der kapitalistische Nutzen dieser Verbesserungen nicht binnen kurzem eintreten wird — mußte er doch 12 Jahre mit seinen Kollegen um diese Frage im Kampfe stehen, bis die Fabrik größeren Profit abzuwerfen begann —, und er fügt hinzu: „Sollten auch ihre Geldinteressen durch die Annahme des hier empfohlenen Verhaltens ein wenig leiden, so sind ja doch viele von ihnen so vermögend....“ (S. 43).

Je riesenhafter diese Mittel, je größer ihre Dimensionen und ihr Wirkungskreis werden, desto größerer Aufmerksamkeit bedürfen sie, desto bedeutender der Energieaufwand, den sie vom Arbeiter erfordern, desto stärker binden sie den einzelnen Arbeiter an sich. Während in der Manufakturperiode der Produktionsprozeß von dem Fleiß, der Geschicklichkeit, überhaupt den subjektiven Eigenschaften des Arbeiters abhängt, macht die Maschine die Produktion viel selbständiger: „Im Maschinensystem besitzt die große Industrie einen ganz objektiven Produktionsorganismus, den der Arbeiter als fertige materielle Produktionsbedingung vorfindet“¹⁾. Die Produktion erhebt sich über den einzelnen Arbeiter und ihr Gang hängt allein von der Gesamtmasse ihrer Arbeiter ab. Bestimmen die Eigenschaften der Arbeiterklasse auch jetzt noch, wie früher und wie immer, den Gang der Produktion, so herrscht zu derselben Zeit die Produktion über jeden einzelnen Arbeiter. Und wird mit der Entfaltung der Produktivkräfte die Abhängigkeit der menschlichen Gesellschaft von der äußeren Natur immer geringer, so ist die Abhängigkeit jedes einzelnen arbeitenden Menschen vom Produktionsprozeß größer geworden.

Diese Tatsache braucht aber nicht der Natur der Produktion nach als „objektive Notwendigkeit“ empfunden zu werden, d. h. als erdrückende Abhängigkeit von äußeren blinden Kräften. In der gleichen Richtung, wie sich die maschinelle Produktion entwickelt, wirkt auch die Hebung der Arbeiterklasse, die Steigerung ihres geistigen Niveaus. Je höher die Intelligenz des Arbeiters steht, desto größer die Arbeitsmasse, die er entwickeln kann, desto größer die Energie, die er in seine Arbeit hineinlegt. Dies erklärt die hohe Intensität der englischen Arbeit im Vergleich zum Beispiel mit der russischen. Solange die Arbeiter dieses letzteren Landes sich nicht auf eine neue, höhere Kulturstufe erheben, kann auch keine Verkürzung der Arbeitszeit die russische Arbeitsproduktivität die englische Norm erreichen lassen.

In dem Zusammenhang der Arbeitsintensität mit der Intelligenz der Arbeiterklasse hat ein Punkt eine besondere Bedeutung:

¹⁾ Marx, Kapital, Bd. I, S. 350. Die Verkürzung des normalen Arbeitstages, dem zugleich ein größerer Energieaufwand entspricht, liegt daher im Wesen der kapitalistischen Produktionsentwicklung und bildet in bestimmtem Grade ihre notwendige Folge.

die Kenntnis des Arbeiters von dem Gang der Produktion und der technischen Bedingungen seiner Arbeit. Freilich ist dies unmöglich für die kapitalistische Produktion mit ihrer bis auf das Minimum verkürzten Lehrzeit, mit raschem Wechsel der Arbeitskräfte und mit niedrigen Arbeitslöhnen. Trotzdem bildet diese Forderung den stärksten Hebel für die Steigerung der Arbeitsintensität und den technischen Fortschritt¹⁾. Eine Gesellschaft von freien Produzenten wird sich dieses Ziel als erste Aufgabe stellen müssen.

Zu gleicher Zeit, als die Entwicklung des Maschinenwesens die notwendige Arbeitsintensität steigert, kann ein Prozeß der geistigen Entwicklung und der kulturellen Hebung der Arbeiterklasse stattfinden, der dieselbe Tendenz erzeugt. Die Entfaltung der objektiven Produktionsbedingungen und der subjektiven Eigenschaften des Arbeiters bewegen sich dann in einer und derselben Richtung.

Diese freie Entfaltung der physischen und geistigen Kräfte des freien Menschen hat aber nichts mit den Methoden der Arbeitsintensivierung zu tun, zu denen das Kapital greift, um in einem Minimum von Zeit ein Maximum von Mehrwert zu produzieren. Einerseits, wie erwähnt, schafft es alle möglichen Hemmnisse für die geistige Entwicklung der Arbeiter und gibt ihnen nicht die Gelegenheit, in die Verhältnisse des Produktionsprozesses einzudringen, andererseits verlängert es den Arbeitstag bis zum Maximum, erschöpft den Arbeiter durch monotone Arbeit und strebt aus ihm ein gehorsames Werkzeug des kolossalen Produktionsapparates zu machen. Es steigert die Maschinenschnelligkeit weit über die Grenzen hinaus, die technisch notwendig, sogar technisch vernünftig sind, und läßt den Arbeiter sich diesem tollen Produktionsgang anpassen. Es erfindet immer neue, immer feinere „Entlohnungsmethoden“ und führt immer stärkere Ausbeutungsmittel ein. Es steigert bis auf das Maximum die Masse von Energie, die der Arbeiter in den Arbeitsstunden abgeben muß, und verkürzt bis auf das Minimum die Zeit und die Kräfte, die ihm für sein persönliches und gesellschaftliches Leben verbleiben. In wenigen Jahren nimmt es ihm alles, was zu nehmen

¹⁾ Zugleich reduzieren diese Maßnahmen bis auf das Minimum die Zahl der gewerblichen Unfälle, d. h. die erschreckende Zahl von menschlichen Leben, die heutzutage das Kapital verschlingt.

ist, um ihn dann der Schicksalswillkür zu überlassen. Es verkürzt die Arbeitsperiode im Leben des Arbeiters und vergeudet Menschenleben billiger als die Auswürfe seiner Produktion. Und es gehört wirklich die ganze kolossale Energie des jungen Organismus dazu, um trotz alledem den Riesen aus sich zu entwickeln, zu dem die Arbeiterbewegung heutzutage geworden ist!

3. Die relative Größe der Reservearmee.

Das Verhältnis der Reservearmee zum aktiven Proletariat war bisher als konstant angenommen. Die Akkumulation des Kapitals führte daher zu gleich schnellem Wachsen der beiden Klassen, und die Verschiebungen der organischen Zusammensetzung zu deren gleicher Abnahme. Die Annahme trifft aber nicht zu, weil das Verhältnis der beiden Klassen fortwährend wechselt. Es ist hier nicht von jenen periodischen Schwankungen der Reserven der Arbeitskraft die Rede, die den Phasen des kapitalistischen Zyklus entsprechen. In längeren Perioden aber findet ein stetes Wachsen der Reservearmee — im Verhältnis zum aktiven Proletariat — statt.

In der Manufakturperiode und in der Anfangsperiode der maschinellen Produktion ist die Elastizität des Kapitals noch sehr gering. Die Marktsituationen mögen sich noch so radikal verändern, den möglichen Erweiterungen der Produktion sind ziemlich enge Schranken gesetzt und die zusätzliche Masse der Arbeitskraft, die zu dieser Erweiterung notwendig ist, ist ebenfalls gering. Je stärker aber der Kapitalismus entwickelt ist, desto größer ist die Möglichkeit einer plötzlichen Erweiterung. Je größere Dimensionen das Kapital annimmt, je entwickelter das Kreditsystem wird, desto rascher und öfter wechselt die Menschenmasse, die es bei diesen Erweiterungen gebrauchen muß. Dementsprechend muß auch die relative Größe der Reservearmee zunehmen.

Daher sind die Schemata des Kapitels IV der Wirklichkeit nicht vollkommen entsprechend. Während die Arbeiterklasse sich im Verhältnis zum Kapital verringert, nimmt die Reservearmee im Verhältnis zu jener zu. Die Einteilung der Arbeiterklasse in aktive Armee und Reservearmee verschiebt sich zugunsten der letzteren. Diese Verschiebung aber geht viel langsamer vor sich, als die relative Abnahme der gesamten Arbeiterklasse.

Während die allgemeinen Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung eine stete Zunahme der Reservearmee notwendig machen, ist es fast unmöglich, dieses Wachstum in Zahlen auszudrücken. Erstens ist eine zuverlässige und umfangreiche Arbeitslosenzählung noch fast nirgends durchgeführt worden, und von periodischen und regelmäßigen Zählungen kann noch keine Rede sein. Zweitens geben die Zahlen der Arbeitslosen noch keinen Aufschluß über die wirklichen Reserven, die die Industrie eventuell heranziehen könnte. Hierzu gehört auch die gesamte potentielle Reservearmee, vor allem die großen Massen der ländlichen Bevölkerung, die bei günstigeren Verhältnissen in die Stadt überwandern würden; dann Tausende von „selbständigen Unternehmern“, wie Stiefelputzer, Streichholzhändler usw.; ferner die Armee der Hausindustrie; schließlich die Dienstboten, Lakaien — überhaupt die unproduktive Klasse der „häuslichen Dienste“, die für die Industrie ebenfalls Reserven von Arbeitskraft bildet und sich desto rascher verringern kann, je höher der Arbeitslohn in der Fabrik steht. Alle diese großen Menschenmassen sind in jedem Moment bereit, den steigenden Bedarf des Kapitals zu decken; eine Abgrenzung und Zählung aller dieser Schichten ist aber fast unmöglich.

Ausdehnungen und Verringerungen der Reservearmee finden erstens in jedem Jahre mit dem Saisonwechsel statt, und zweitens mit der Ablösung der Krise durch den Aufschwung und umgekehrt.

Die Saisonarbeit hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr stark entwickelt. Dies hängt mit dem absoluten und relativen Wachstum des Baugewerbes zusammen¹⁾ und außerdem mit der Entwicklung der Mode und der Modeartikeln. Auf 100 offene Stellen kamen bei den Arbeitsnachweisen männliche Arbeitssuchende²⁾:

¹⁾

Im Baugewerbe waren tätig	Von 1000 Erwerbstätigen waren tätig im Baugewerbe	Von 100 in der Industrie Beschäftigten waren tätig im Baugew.
1882	946 583	50
1895	1 353 637	59
1907	1 905 987	63

²⁾ Nach dem „Reichsarbeitsblatt“.

	1907	1908	1909	1910	1911
im Januar	160	217	318	254	196
„ April	113	175	181	166	143
„ Septemb.	118	182	168	145	133
„ Dezemb.	230	330	269	218	183,

so daß die Differenz zwischen Dezember und dem folgenden April betrug:

55 149 103 75.

Nach den Zählungen vom Jahre 1895 waren arbeitslos¹⁾:
darunter

		wegen Krank- heit	wegen Mangel an Ar- beitsgelegenheit
am 14. Juni	299 352	120 349	179 004
„ 2. Dezember	771 005	217 365	553 640
	+ 471 653		+ 374 636 ²⁾

Auf 100 Arbeitslose im Juni kamen im Dezember:

in der Landwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht	547
in der Industrie der Steine und Erden	392
im Baugewerbe	545
unter den Fabrikarbeitern, Gesellen usw.	719
Verkehrsgewerbe	234
überhaupt.	271

Noch klarer treten die Schwankungen des Beschäftigungsgrades vor Augen, wenn man die Berichte des Reichsarbeitsblattes über den Mitgliederstand der Krankenkassen betrachtet. Gesetzt den Stand vom 1. Januar 1905 = 100 und den durchschnittlichen Bevölkerungszuwachs abgerechnet, so waren männliche Mitglieder vorhanden:

am 1. Januar 1905	100	
„ 1. Juli 1905	109	+ 9
„ 1. Januar 1906	105	- 4
„ 1. Juli 1906	113	+ 8
		- 7

¹⁾ Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs 1896, Ergänzungsheft.

²⁾ Die Differenz würde noch größer sein, wenn 1. die zweite Zählung später stattgefunden hätte, 2. der Winter 1895 nicht so mild gewesen wäre, 3. wenn auch die teilweise Arbeitslosen mit hineingezogen werden könnten. Dabei war das Jahr 1895 für die Industrie ziemlich günstig.

am 1. Januar 1907	106	
„ 1. Juli 1907	115	+ 9
„ 1. Januar 1908	107	- 8
„ 1. Juli 1908	112	+ 5
„ 1. Januar 1909	103	- 9
„ 1. Juli 1909	113	+ 10
„ 1. Januar 1910	108	- 5
„ 1. Juli 1910	115	+ 7
„ 1. Januar 1911	112	- 3
„ 1. Juli 1911	123	+ 11
„ 1. Januar 1912	118	- 5

Die Schwankungen zwischen Sommer und Winter betragen meistens 7—10 %. Die Gesamtzahl der Lohnarbeiter (Gruppe „c“ in den Berufsklassen A bis C und häusliche Dienste) betrug nach der letzten Berufszählung 18 307 816. Setzen wir ihren Stand für heute auf 20 Millionen, so sind es nicht weniger als 1,5—1,9 Mill., welche die Reservearmee im Winter vermehren; für die Industrie allein sind es 850 000—1 200 000 Mann.

Auf Grund der Berichte des Reichsarbeitsblattes¹⁾ läßt sich auch eine ungefähre Vorstellung von den Arbeiterarmeen gewinnen, die arbeitslos werden, sobald eine Krise eintritt. Man braucht dazu nur den Bestand der Prosperitätsjahre 1906—1907 mit demjenigen der Krise 1908/09 zu vergleichen. Es waren versichert mehr oder weniger gegen den gleichen Termin des Vorjahres:

im Jahre	in Tausend			
	1905—06	1906—07	1907—08	1908—09
September	+ 102	+ 91	+ 26	- 139
Oktober	+ 84	+ 102	+ 10	- 141
November	+ 108	+ 97	+ 6	- 154
Dezember	+ 128	+ 87	- 28	- 158
Januar	+ 121	+ 32	+ 10	- 139
Februar	+ 160	+ 24	- 24	- 116
März	+ 124	+ 36	- 28	- 169
April	+ 101	+ 35	- 54	- 110
Mai	+ 116	+ 73	- 101	- 44
Juni	+ 98	+ 42	- 95	- 34
Juli	+ 105	+ 36	- 103	- 21
August	+ 97	+ 45	- 122	- 0

¹⁾ Reichsarbeitsblatt 1909, Nr. 12, S. 891.

Addieren wir je zwei dieser Jahre, so bildet die Zeit vom September 1905 bis August 1907 die Periode der industriellen Prosperität und der Zeitraum vom September 1907 bis August 1909 die der Stagnation. Es waren versichert mehr oder weniger gegen den gleichen Termin:

des Jahres 1904/05		des Jahres 1906/07	
im September 1906	+ 193 000	im September 1908	— 112 000
„ Oktober . . .	+ 186 000	„ Oktober . . .	— 130 000
„ November . . .	+ 205 000	„ November . . .	— 148 000
„ Dezember . . .	+ 215 000	„ Dezember . . .	— 186 000
„ Januar 1907 . .	+ 153 000	„ Januar 1909 . .	— 129 000
„ Februar	+ 184 000	„ Februar	— 140 000
„ März	+ 160 000	„ März	— 198 000
„ April	+ 136 000	„ April	— 162 000
„ Mai	+ 189 000	„ Mai	— 145 000
„ Juni	+ 139 000	„ Juni	— 129 000
„ Julif	+ 141 000	„ Juli	— 123 000
„ August	+ 142 000	„ August	— 123 000

Die Krankenkassen, die dem Reichsarbeitsblatt berichten, umfaßten im Jahre 1907 3,2 Millionen männliche Versicherte und 1,3 Millionen weibliche. Die Gesamtzahl der Versicherten betrug in demselben Jahre 9,77 Millionen Männer und 3,18 Millionen Frauen. Daher müssen die Angaben des Reichsarbeitsblattes im Verhältnis von 9,7 : 3,2 vergrößert werden, wenn man die entsprechenden Zahlen für die männlichen Arbeiter des ganzen Reiches ermitteln will.

Wir haben also in den vier Jahren 1905—1909 eine Menschenwelle, die zu Anfang der Periode dem Dienste des Kapitals bereit steht, aber noch keine Arbeit finden kann, dann in der Blüteperiode 1906/07 vom Produktionsprozeß aufgesaugt und schließlich mit der Krise wieder auf die Straße geworfen wird. Für die männlichen Arbeiter des ganzen Reiches bildet dies eine Zahl von 450 000—600 000 Mann. War die Arbeitslosigkeit der Frauen nicht so akut wie die der Männer, so finden wir dennoch, daß für die gesamte Klasse des industriellen Proletariats die Zahl der Arbeitslosen 7—800 000 Mann erreichte.

Es müssen dann hinzugerechnet werden: 1. viele Tausende von teilweise Arbeitslosen; 2. in den entsprechenden Monaten

die periodisch Arbeitslosen (die Saisonarbeiter), deren Anzahl für die Industrie allein um eine Million schwankt, und 3. die Gesamtreservearmee des Jahres 1907, die jedenfalls nicht vollständig von der industriellen Blüte absorbiert war¹⁾. Es wird daher eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein, wenn wir die Anzahl der Reservearmee (ohne die potentielle) für die Industrie allein im Winter 1907/08 auf 2—2,5 Millionen berechnen.

Über die Zustände während derselben Krise in Nordamerika schreibt Algernon Lee aus New-York: „Die drei großen elektrischen Gesellschaften entließen ungefähr 14 % ihrer Leute; die zwei größten Fabriken von Eisenbahnwagen verminderten ihr Personal um ein Drittel. Nach der finanziellen Krise machte der Niedergang rasche Fortschritte. Viele Fabriken und Werkstätten schlossen vollständig. Eine größere Anzahl entließen 20, 30 oder sogar 50 % ihrer Arbeiter. Andere wieder, die zwar die meisten ihrer Arbeiter behielten, ließen nur 3 oder 4 Tage in der Woche die Werke gehen. Die Eisenbahnen stellten fast gänzlich die Bautätigkeit ein, notwendige Reparaturen wurden verschoben, ebenso der Ersatz von rollendem Material; sie verminderten sogar die Zahl der Züge und entließen einen Teil des Zugpersonals. Das Holzfällen in den nordwestlichen und südlichen Ländern wurde fast ganz aufgegeben. Die Zahl der Bauten in den Städten war geringer als seit vielen Jahren. Unzählige Angestellte, Verkäufer und Buchhalter in Handelshäusern wurden entlassen... Vollkommene und genaue statistische Angaben zu machen, ist allerdings unmöglich, aber einige wenige Feststellungen mögen die gegenwärtige Lage klarlegen. Die Woll- und Baumwollspinnereien, die sonst gewöhnlich über 250 000 Männer und Frauen beschäftigten, arbeiten mit weniger wie $\frac{2}{3}$ ihrer Kraft. Die Eisen-, Stahl-, Weißblech- und Kohlenwerke im Pittsburger Bezirk beschäftigen nur noch 40—50 % der bisher Tätigen, und ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in den anderen Eisen- und Stahlzentren. Die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter in

¹⁾ Nach der Berufszählung vom Jahre 1907 waren in der Industrie und im Handel Beschäftigte 14 733 880 Mann, während die Höchstzahl der in denselben Betrieben beschäftigten Personen 15 152 877 betrug. Die Weltkrise, die im Herbst 1907 ausbrach, hat die weitere Entwicklung lahmgelegt. Bei anderen Verhältnissen aber würde es an Arbeitskräften nicht fehlen, wenn die Arbeiterzahl ihr Maximum erreichen sollte.

der Stadt New-York wird verschiedentlich geschätzt, von 125 000 bis 250 000; selbst wenn wir den Durchschnitt dieser Zahlen annehmen, so bedeutet dies immerhin eine Arbeitslosigkeit, die dreimal so groß ist, als sie gewöhnlich um diese Jahresfrist herrscht. Der Chicagoer „Daily socialist“ hat sorgfältige Untersuchungen angestellt und gefunden, daß in Chicago nicht weniger als 139 000 Arbeitslose vorhanden sind; dabei sind nicht mitgerechnet die verschiedenen Gewerbe, die normalerweise im Winter brach liegen. Wir sind wohl berechtigt zu sagen, daß die „Armee der Arbeitslosen“ in den Vereinigten Staaten heute 2 oder 3 Millionen mehr beträgt als vor 6 Monaten“. Und dabei wurde „eine verhältnismäßig (im Vergleich zu den früheren Krisen) kleinere Zahl von Arbeitern auf das Pflaster geworfen, aber eine weit größere Anzahl wurde auf kürzere Arbeitszeit und geringeren Lohn gesetzt“¹⁾.

Die deutschen Verhältnisse scheinen noch sehr günstig zu sein im Vergleich mit vielen anderen Ländern. England und Frankreich haben eine viel stärkere Arbeitslosigkeit; es genügt, dafür die Arbeitslosenstatistik der Gewerkschaften zu vergleichen.

Es waren arbeitslose Mitglieder in Prozent²⁾:

	Deutschland	Frankreich	England
Januar 1907	1,7	7,8	4,2
Juli 1907	1,4	6,0	3,7
Januar 1908	2,9	10,9	6,2
Juli 1908	2,7	8,0	8,2
Januar 1909	4,2	13,5	8,7
Juli 1909	2,5	6,3	7,9
Januar 1910	2,6	7,5	6,8
Juli 1910	1,9	4,4	3,8
Januar 1911	2,6	7,7	3,9
Juli 1911	1,6	5,7	2,9

Für England können auch die Angaben über die öffentliche Armenpflege dienen. Bekanntlich wenden sich bei weitem nicht alle Arbeitslosen an die öffentliche Armenpflege. Der englische Arbeiter wendet alle möglichen Mittel an, um nur an

¹⁾ Die „Neue Zeit“ 26. Jahrgang, Bd. I, S. 737—738.

²⁾ Nach dem Reichsarbeitsblatt.

die Armenpflege nicht herantreten zu müssen, und erst nachdem alles erschöpft ist und dem Arbeiter mit seiner Familie der Hungertod droht, wird er zu einem „Armen“ und bittet um die öffentliche Hilfe. Trotzdem betrug die Zahl der in Großbritannien von der öffentlichen Armenpflege Unterstützten¹⁾ im Durchschnitt der Jahre

1891/1995	776 932
1896/1900	792 399
1901/1905	816 204
1906/1910	929 116

4. Die Proletarisierung und die Einwanderung.

Bei einer rein kapitalistischen Produktion kann das auf die heimischen Arbeiter angewiesene Kapital die durchschnittliche Anzahl dieser Klasse nur durch jenes Mittel vergrößern, welches ihm überhaupt zur Regulierung der Bevölkerung dient, nämlich durch die Steigerung des Arbeitslohnes. Anders dort, wo eine Proletarisierung großer Bevölkerungsmassen noch stattfindet, insbesondere wo der ländliche Kleinbetrieb verbreitet ist. Dieser bildet überall die potentielle Reservearmee. Der Zuzug der ländlichen Bevölkerung in die Städte hängt nicht nur von der Höhe des städtischen Arbeitslohnes ab, sondern auch von den Lebensverhältnissen der Arbeiter auf dem Lande. Der städtische Arbeitslohn mag unter Umständen sehr tief stehen, die notwendige Arbeitskraft kann trotzdem in genügendem Maße vorhanden sein, wenn der Zufluß vom Lande stark genug ist. Die neuen Schichten der Arbeitermassen stammen dann nicht aus der Mitte der Arbeiterklasse selber, sondern bilden sich aus sinkenden Elementen anderer Klassen; nicht eine Fortpflanzung der Arbeiterklasse findet hier statt, sondern das Absterben bestimmter sozialer Schichten und das Ablösen derselben durch neue. Trotz der hohen Sterblichkeit kann sich die Arbeiterklasse rasch vermehren. Daher: je stärker die Proletarisierung, desto tiefer der Lohn.

Dies ist auch in allen kapitalistischen Ländern der Fall. Zuerst treibt die Zersetzung des Handwerks neue Arbeiter in die

¹⁾ „Armenwesen“ im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ und „Statistical abstract of the united Kingdom“ 1912.

Reihen des Proletariats und drückt den Lohn der entsprechenden Berufsklassen herunter. Diese Quelle wird aber gar bald erschöpft, und ihr Einfluß auf den Arbeitslohn wird immer geringer. Dauernder und stärker wirkt die Proletarisierung der ländlichen Bevölkerung und ihre relative Abnahme: jahrhundertlang liefert das Land seine Söhne und Töchter der städtischen Industrie und verschafft dem Kapital massenhaft seine ungelerten Arbeiterschichten. Diese Armeen frischer und gesunder Menschen (im Vergleich mit dem städtischen Proletariat) ersetzen jene Arbeitermassen, die nur durch höhere Arbeitslöhne am Leben und der Arbeit erhalten bleiben können. Jetzt können sie aussterben, ohne daß es das Kapital irgendwie spürt.

Diese Quellen der Arbeitskraft verlieren ihre Bedeutung umso eher, je rascher die Industrie sich entwickelt. Besteht die Bevölkerung eines Landes aus 10 Millionen in der Industrie Tätigen und 20 Millionen — in der Landwirtschaft, so kann eine 5 proz. Abwanderung der ländlichen Bevölkerung in die Industrie die industrielle Bevölkerung um 10 % vermehren. Im Gegenteil, zählt die Industrie 40 Millionen Erwerbstätige und die Landwirtschaft 20, so muß der Abfluß in die Industrie 20 % betragen, damit ihre Zunahme auf der alten Höhe bleibt. Der absolut gleiche Zufluß in die Industrie bedeutet im ersten Falle ein stärkeres, im zweiten ein geringeres Wachstum der industriellen Bevölkerung. Und da beinahe der ganze Zufluß vom Lande in die Arbeiterklasse strömt, so macht sich dieser Prozeß für den Arbeitslohn umso stärker fühlbar, je größer die relative Bedeutung des Landes unter der allgemeinen Bevölkerung ist.

In Deutschland gestaltete sich das Verhältnis der städtischen zu der ländlichen Bevölkerung folgendermaßen: Es waren Einwohner in Prozenten:

	in der Stadt	auf dem Lande
1871	36,1	63,9
1880	41,4	58,6
1890	47,0	53,0
1900	54,3	45,7
1905	57,0	43,0

In 35 Jahren hat also die Differenz um 40 % zugenommen.
Von 100 Erwerbstätigen waren beschäftigt:

	in Industrie, Handel u. Verkehr	in der Land-, Forstwirtschaft, Fischerei
1882	42,0	43,4
1895	48,0	37,5
1907	52,4	35,2

Je geringer die Bedeutung des Landes wird, desto stärker hängt die Vermehrung der Arbeiterklasse von anderen Faktoren, insbesondere von der Einwanderung ab. Wenn in dieser Übergangsperiode zu gleicher Zeit auch eine rasche Kapitalakkumulation und Städteentwicklung stattfindet, so sind dadurch besonders günstige Bedingungen für den Arbeitslohn geschaffen. Je geringer aber die Bedeutung der Zuwanderung vom Lande wird, desto schwächer ihr Einfluß auf den Arbeitslohn, desto unabhängiger der Lohn von diesem Faktor.

Mit der relativen Erschöpfung der ländlichen Bevölkerung hört aber die Reservearmee zu existieren nicht auf. England, welches über eine riesige Arbeitslosenarmee verfügt, hatte im Jahre 1901 Erwerbstätige¹⁾:

in der Land- u. Forstwirtsch. . . .	1 258 275	oder	8,8 %
in Industrie, Handel u. Verkehr . .	10 176 123	„	71 %

Gibt es keinen Zuzug vom Lande, so müssen neue Mittel zur Vermehrung der Arbeiterklasse dienen, vor allem die Einwanderung. Heutzutage ist kein vorgeschrittenes kapitalistisches Land nur auf seine eigenen Arbeiter angewiesen; das Kapital Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika verwendet große Massen ausländischer Arbeiter und kann bei der Höhe des Arbeitslohnes, die in diesen drei Ländern erreicht ist, nur mit Hilfe der Einwanderung existieren.

Die Massen der modernen Ein- und Auswanderer sind aus verschiedensten Elementen zusammengesetzt: es befinden sich darunter erstens „selbständige Produzenten“, die im Einwanderungslande eine eigene Wirtschaft, insbesondere auf dem Lande, zu gründen beabsichtigen; zweitens reine Proletarier, die in der neuen wie auch in der alten Heimat ihre Arbeitskraft verkaufen müssen; und drittens degradierte Handwerker und kleine Bauern, denen die Existenz in ihrem Vaterlande unmöglich geworden

¹⁾ Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reichs 1910.

und die in den neuen Verhältnissen zu Proletariern werden müssen. Diese letztere Gruppe bildet im allgemeinen eine Folge der kapitalistischen Entwicklung der ökonomisch zurückgebliebenen Länder, welche große Massen selbsttätiger Produzenten proletarisieren und, da sie dieselben nicht alle zu Hause verwenden kann, dem internationalen Kapital zur Verfügung stellt. Sie ist die gleiche Erscheinung, die in anderer Form als Zuzug vom Lande in die Städte auftritt, nur daß es hier ein fremdes Kapital ist, das die Arbeitskraft kauft. Die beiden letzten Gruppen bilden die proletarische Emigration.

Unter den Mitteln der „richtigen Verteilung“ der Arbeitskräfte unter die einzelnen Nationalkapitalien ist die proletarische Emigration das weitaus stärkste und wichtigste. Weder die Verschiebung in den Sterbe- und Krankheitsziffern eines bestimmten Landes noch der Zuzug vom Lande in die Städte vermögen den wechselnden Bedarf an Arbeitskräften so rasch zu decken und den wechselnden Verhältnissen sich so vollkommen anzupassen. Während die einen Länder eine Überproduktion an Arbeitskräften und die anderen eine Unterproduktion haben, gleicht die Emigration diese Abweichungen von der „richtigen Norm“ aus und stellt auf diese Weise die Gesamtmasse der Arbeitskraft dem Bedarf des Gesamtkapitals der Welt gegenüber.

Für die vorgeschrittenen und in rascher Entwicklung begriffenen kapitalistischen Länder bildet die proletarische Emigration, die einen immer zunehmenden Teil der Gesamtmigration darstellt, eine absolute Notwendigkeit. Das Kapital Deutschlands und der Vereinigten Staaten ist auf fremde Arbeitskräfte angewiesen und könnte schwerlich mit den heimischen allein auskommen.

Die Vereinigten Staaten, die im Jahre 1770 eine Bevölkerung von nicht ganz 2 Millionen hatten, zählten 1910 über 90 Millionen. Dieses gewaltige Wachstum ging natürlich auf Kosten der europäischen Auswanderung. Die Gesamteinwanderung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika betrug in den Jahren:

1821—1830	143 078
1831—1840	552 000
1841—1850	1 558 300
1851—1860	2 707 624
1861—1870	2 492 209
1871—1880	2 944 695

1881—1890	5 189 004
1891—1900	3 844 355
1901—1908	5 716 681

In den letzten Jahren ist die Einwanderung in starker Zunahme begriffen und betrug:

1904	812 870
1905	1 026 499
1906	1 100 735
1907	1 285 349

Diese Millionen Einwanderer sind in ihrer großen Mehrheit „überflüssige Bevölkerung“, die das europäische Kapital nicht gebrauchen kann.

Deutschland hatte bis zu Anfang der 70er Jahre eine große und rasch zunehmende Auswanderung. Der Bedarf des relativ geringen Kapitals wuchs zu schwach an, um die großen Massen der aus dem zersetzten Handwerk und vom (relativ bedeutenden) Lande zuströmenden Menschenmassen aufnehmen zu können. Der Überschuß mußte sich außerhalb Deutschlands Arbeit suchen, und die Auswanderung nahm folgendermaßen zu:

1820—1830	7 729
1830—1840	152 454
1840—1850	434 626
1850—1860	591 667
1860—1870	822 007

In den 70er Jahren bleibt die Auswanderung stationär und erreicht mit 220 000 im Jahre 1882 ihren Höhepunkt. Seitdem nimmt die Nachfrage des deutschen Kapitals nach Arbeitskräften zuerst langsam, dann seit den 90er Jahren immer rascher zu; und da der Zuzug vom Lande immer (relativ) geringer wurde, so mußte die Auswanderung ganz wesentlich sinken und hat tatsächlich seit 1893 40 000 nicht mehr überschritten. Die Bilanz der Ein- und Auswanderung ist für Deutschland positiv geworden. Während es etwa 30 000 Auswanderer jedes Jahr abgibt, gebraucht sein Kapital eine stets zunehmende Masse fremder Arbeitskräfte. Die Zahl der Ausländer im Deutschen Reiche betrug:

1880	276 057
1900	778 737
1910	1 259 873

und die Zahl der ausländischen Arbeiter betrug nach der Berufszählung vom Jahre 1907 800 000.

Während also Deutschland eine Einfuhr von Arbeitskräften braucht, liefern die östlichen Staaten, vor allem Rußland, Österreich und Italien das Menschenmaterial in ganz gewaltigen Massen. Denn die Emigration, wie der Zufluß der ländlichen Bevölkerung in die Städte, hängt nicht nur von den Lebensverhältnissen des Einwanderungs-, sondern auch von jenen des Auswanderungsgebietes ab. Und das Eindringen des Kapitalismus in die entferntesten Länder, die Zerstörung ihrer naturalen Wirtschaft und die moderne Kolonialpolitik verschaffen dem Kapital große Reserven von Arbeitskraft noch auf lange Jahre hinaus.

5. Die Gewerkschaften und die Unternehmerorganisationen.

Die Abneigung gegen die Lohnfondstheorie entwickelte sich desto stärker, je größeren Einfluß die Trade-Unions gewannen, denn diese Theorie schließt jede Möglichkeit einer Hebung des Arbeitlohnes aus und macht die Tätigkeit der Arbeiterorganisationen zwecklos. Die Art und Weise, wie die Fondstheorie bekämpft wurde, paßte sich den Bedürfnissen der Trade-Unions an.

Der Antagonismus zwischen der Theorie des Arbeitslohnes und der Tätigkeit der Arbeiterorganisationen, der bei der Lohnfondstheorie so klar auftritt, scheint eigentlich für jede Theorie des Arbeitslohnes existieren zu können, die von einem objektiven Werte der Arbeitskraft ausgeht. Wie dieser Wert auch immer bestimmt werden mag: wenn es einen solchen überhaupt gibt, und wenn sich der Marktlohn diesem Werte anpassen muß, so entsteht die Frage, was kann die Vereinigung der Arbeiter zu einem Verbands nützen? Bei bestimmten geschichtlichen Verhältnissen scheint daraus das Dilemma zu entstehen: Entweder Theorie oder Praxis; entweder Wissenschaft oder sozialer Kampf; und es scheint keine Möglichkeit zu geben, die beiden zu vereinigen.

Daher der Skeptizismus der Gewerkschaftsbewegung in bezug auf die Theorie und die Verworfenheit der letzteren, die in der letzten Zeit so klar hervortritt. Daher auch die neuen „Theorien“,

die alle „ehernen Gesetze“ ersetzen und der Gewerkschaftsbewegung und dem Arbeitslohn einen ununterbrochenen Aufstieg sichern sollten. Das Bedürfnis nach einer solchen Theorie ist nicht nur bei den Gewerkschaften vorhanden, sondern auch und sogar in stärkerem Maße bei denen ihrer bürgerlichen „Freunde“, die die ökonomische Arbeiterbewegung im Gegensatz zur politischen fördern wollen und auf dem ersteren Wege alle möglichen Erfolge voraussehen.

Thornton in England und Brentano in Deutschland haben sich zuerst auf diesen Standpunkt gestellt. Beide gehen von der Ansicht aus, daß die Höhe des Arbeitslohnes letzten Endes von den Konsumenten abhängt, und daher überall, wo der Unternehmer die Möglichkeit hat, die Lohnerhöhung auf die Konsumenten abzuwälzen — ist eine solche möglich. Brentano benutzte dazu noch die Herrmannsche Theorie vom Kapital als „Frachtmittel“, und die alte Theorie ward vernichtet: nicht ein „ehernes Gesetz“, sondern die Kaufkraft „der Konsumenten“ ist es, was die erreichbare Lohnhöhe bestimmt¹⁾; die letztere sei aber ein sehr dehnbares Ding. Die Schaffung der Arbeiterorganisationen hebt denn überhaupt das „eherne Gesetz“ auf²⁾.

Thornton, der im allgemeinen von denselben Prinzipien ausgeht, rechnet ebenfalls nur mit der Kaufkraft der Konsumenten; daher weiß er sechs Fälle aufzuzählen, in denen eine Lohnerhöhung möglich ist. Diese sind:

¹⁾ „Es ist undenkbar, daß der Lohn abhängig ist von der Größe des disponiblen Kapitals im Verhältnis zur Arbeiterzahl des Landes, wie gesagt worden. Er hängt auf die Dauer immer bloß ab von dem Preise, den die definitiven Käufer für das Produkt zahlen wollen und können, in welchem die Arbeit enthalten ist.“ (Herrmann, *Statistische Untersuchungen*, 2. Aufl., S. 477/78.) Herrmann erklärt weiter, zu welchem Zwecke dieser theoretische Wandel nötig ist: „Daß die Quelle des Lohnes das Kapital der Unternehmer sei, ist nicht nur theoretisch irrig, sondern auch in praktischer Beziehung eine höchst bedenkliche Lehre, weil sie die Arbeiter in der oberflächlichen Ansicht bestärkt, der Unternehmer sei sein Arbeitgeber und von diesem hänge die Höhe seines Lohnes ab.“

²⁾ „Das ehernen Lohngesetz („daß innerhalb der kapitalistischen Produktion der Lohn notwendig auf die zur Erhaltung und Fortpflanzung nötigen Subsistenzmittel beschränkt bleibt“). . . . hat seine Gültigkeit dort, wo nicht mehr das Herkommen den Lohnsatz bestimmt und noch nicht die Organisation der Arbeiter den Druck der Beschäftigungslosen abhält, wo also wirklich die Konkurrenz der Arbeiter die Lohnhöhe regelt.“ (Brentano, *Meine Polemik mit Karl Marx*, Berlin 1890, S. 7.)

„1. in einem Gewerke, in welchem zufolge einer Eigentümlichkeit seines Wesens die Unternehmer tatsächlich ein Monopol für die Industrie besitzen;

2. in einem Gewerke, für dessen Betrieb das eine Land außerordentliche Fortschritte vor den übrigen Ländern besitzt;

3. in einem Gewerke, bei dem die Nachfrage infolge des wachsenden Reichtums oder der zunehmenden Anzahl der Kunden zurzeit in fortwährender Steigerung begriffen ist;

4. in einem Gewerke, in dem ohne Steigerung, vielleicht sogar bei einer beträchtlichen Herabsetzung der Preise die durch verbesserte Maschinen und Arbeitsprozesse gehobene Produktivität der Industrie den Arbeitgebern eine größere Warenmenge zur Verfügung stellt und also ihren Bruttogewinn vermehrt;

5. in sämtlichen Gewerken, falls die Lohnerhöhung in allen gleichzeitig und gleichmäßig stattfindet, und

6. in jedem Gewerke, in dem die Geschäfte in so großem Maßstabe betrieben werden, daß dabei trotz eines mittleren Prozentsatzes ein größerer Gewinn zu erzielen ist als in anderen Gewerken bei einem hohen Prozentsatze“¹⁾.

Es ist klar, daß diese Theorien über die oberflächlichen Erscheinungen nicht hinausgehen. Die Abwälzung der Lohnsteigerung und die Kaufkraft der Konsumenten sind Dinge, die jedem Unternehmer wohl bekannt sind; sie müssen aber noch eine theoretische Erklärung finden. Und vor allem verschwindet in diesen Theorien jeder Zusammenhang des Arbeitslohnes mit der Reproduktion der Arbeiterklasse, der doch die Seele aller Lohntheorien war und bleibt. Alles ist hier derart zugerichtet, daß einer Lohnerhöhung — wo sie stattfinden kann — fast keine Grenzen gesetzt sind.

Weder die Gewerkschaften noch die Unternehmerverbände sind imstande, ökonomische Gesetze zunichte zu machen. Wird der Arbeitslohn, solange keine Organisationen bestehen, durch Angebot und Nachfrage bestimmt, so hören diese Faktoren auch dann zu wirken nicht auf, wenn die Verbände geschaffen werden: ja im Gegenteil, das Ziel jeder der beiden Parteien besteht eben darin, das Verhältnis von Angebot zur Nachfrage

¹⁾ Thornton, Die Arbeit. Übersetzt von Schramm, Leipzig 1870, S. 317—318.

in ihrem Interesse zu regulieren. Auch der Zusammenhang, der zwischen dem Gesamtarbeitsvermögen der Arbeiterklasse und der Höhe ihres Lohnes besteht, ist durch keine Organisationen aus der Welt zu schaffen. Daher kann ein Gesetz des Arbeitslohnes, welches es auch sei, mit dem Entstehen der Gewerkschaften nicht verschwinden.

Von jenem Momente ab, wo die Berufsorganisationen (der Arbeiter und der Unternehmer) irgendeine Bedeutung erlangen, werden sie selber zu Objektivierungsmitteln der ökonomischen Tendenzen¹⁾. Alle die Faktoren, die sonst durch das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf den Arbeitslohn einwirken, — sei es eine industrielle Krise oder ein Aufschwung, Ein- und Auswanderung, größere oder geringere Akkumulationsrate und dgl. — bestimmen nunmehr die Forderungen der Parteien und offenbaren sich durch ihren organisierten Willen. Alle Lohnverschiebung, welche auch sonst stattfinden müßte, wird hier zu einem Ergebnis des organisierten Kampfes und zu einem Siege oder einer Niederlage einer der kämpfenden Parteien. Alle Berufsorganisationen haben eine lange Geschichte der Lohnregulierung hinter sich; es ist aber ganz unmöglich, in dieser Geschichte den Einfluß der Organisationen als solcher von dem der allgemeinen ökonomischen Verhältnisse zu scheiden; es ist unmöglich zu bestimmen, welche Erhöhung oder Herabsetzung des Lohnes der Existenz der Organisationen zu verdanken ist, und welche auch ohne ihre Hilfe geschehen würde. Man braucht nur die Geschichte der Lohnkämpfe in verschiedenen Gewerben miteinander zu vergleichen, um zu sehen, wie verschieden die Erfolge des ökonomischen Kampfes bei gleich starken Organisationen, aber verschiedenen ökonomischen Verhältnissen sind. Auch die Tatsache, daß in den letzten 15 Jahren die Lohnbewegungen der deutschen Arbeiter im allgemeinen viel erfolgreicher waren als

¹⁾ Für Brentano steht die Frage folgendermaßen: „Besteht unter den Verhältnissen eines gegebenen Augenblickes nur ein möglicher durchschnittlicher Lohnsatz, oder steht dieser Lohnsatz unter dem Einflusse des Willens der Kontrahenten?“ („Lohnsteigerungen in einzelnen Gewerben.“ Hildebrandts Jahrbücher 1871, S. 253.) Die meisten sozialen Erscheinungen stehen aber „unter dem Einflusse der Kontrahenten“, verlieren aber dadurch nicht ihren gesetzmäßigen Charakter. Denn die soziale Notwendigkeit steht nicht außerhalb des Menschen, sondern tritt durch seinen Willen zutage.

die ihrer englischen und französischen Kollegen, kann durch bessere Organisationen und dgl. nicht erklärt werden. Vielmehr muß der hohe Stand der deutschen Gewerkschaftsorganisation aus den günstigen ökonomischen Verhältnissen erklärt werden.

Es ist trotzdem zweifellos, daß die Berufsorganisationen durch ihre Tätigkeit selber einen Einfluß auf den Arbeitslohn ausüben und zu einem der Faktoren werden, die die allgemeinen Tendenzen des Arbeitslohnes modifizieren. Sie arbeiten dabei nicht im Gegensatz zu den ökonomischen Gesetzen, sondern durch und mit diesen letzteren, nicht im Kampfe mit den Grundbedingungen der kapitalistischen Produktionsweise, sondern vollständig auf deren Boden. Als Mittel dient hier vor allem die Regulierung des Angebots und der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt in normalen Zeiten wie auch in akuten Momenten des ökonomischen Kampfes. In diesem Streben aber, das Angebot und die Nachfrage bestimmtermaßen zu gestalten, ist keine der Parteien imstande, die Zahl der vorhandenen Arbeiter und den Bedarf an Arbeitskräften wesentlich zu verschieben. Die Unternehmerverbände können nicht beliebig die technischen Eigenschaften ihres Kapitals verändern; und die Gewerkschaften können nicht Tausende von Arbeitslosen vom Arbeitsmarkte entfernen. Die ersteren können dagegen die Intensität der Nachfrage nach Arbeitern verringern; und die zweiten vermögen den Druck der Arbeitslosen auf die Arbeitermasse zu schwächen und, ohne dem Kapital seine Reservearmee zu nehmen, ihren Einfluß auf den Arbeitslohn trotzdem auf das Minimum zu reduzieren.

Die Entstehung einer verhältnismäßig starken Gewerkschaft verschiebt mit einem Schlage ganz wesentlich die Marktsituation; außer allen anderen Erscheinungen, die mit der Geburt der Gewerkschaft meistens verbunden sind, ist die anscheinende Abnahme des Angebots und der Konkurrenz der Arbeiter allein imstande, den Arbeitslohn zu steigern. Ihre größten Erfolge, die sie ihrer Existenz zu verdanken hat, erlangt die Gewerkschaft in den ersten Zeiten ihres Bestehens. Aber wieder sind der Lohnsteigerung Schranken gesetzt:

Erstens verbessert der gesteigerte Arbeitslohn die allgemeine Lebenslage der Arbeiterklasse, verringert die Auswanderung, verstärkt die Einwanderung, vermehrt die Arbeitsfähigkeit, verringert die Sterblichkeit, und führt schließlich zu einer

Zunahme der Reservearmee. Solange mit diesem wachsenden Angebot der Arbeitskraft das Wachstum der Organisation Schritt hält, bleibt sie trotzdem imstande, den Arbeitslohn auf der erreichten Höhe zu erhalten oder sogar noch weiter zu steigern. Würde aber die Steigerung des Lohnes so groß sein, daß die Gewerkschaft nicht mehr imstande wäre, das Angebot der Arbeitskraft zu regulieren, so könnte der Arbeitslohn auf der erlangten Stufe sich auf die Dauer nicht erhalten und müßte bis zu einem Zwischenpunkte sinken. In der Steigerung des Arbeitslohnes durch die Gewerkschaften sind bereits Bedingungen gegeben, die diese Steigerung in gewissen Grenzen halten.

Zweitens verdanken die Gewerkschaften ihre ersten Erfolge dem Umstande, daß die Arbeiter die ersten waren, die streng organisiert auf den Arbeitsmarkt traten; die Unternehmerverbände entstehen in der Regel später als die Gewerkschaften. Sobald aber die letzteren entstanden sind, und je rascher sie sich entwickeln, desto stärker das Streben nach einer Organisation auf seiten des Kapitals¹⁾. Die ganze weitere Entwicklung ist eine ständige Wechselwirkung, wo jeder Erfolg der einen Partei zu einem Ansporn der Energie der anderen wird und sie zu einer weiteren Entfaltung veranlaßt. Bei diesen Verhältnissen wird der Kampf für die Gewerkschaften umso schwieriger, als mit dem Wachstum der Unternehmerverbände ein Prozeß der Zentralisation des industriellen Kapitals und seine Konsolidierung mit dem Finanzkapital vor sich geht.

So würden die Dinge dort stehen, wo die Organisationen sich auf alle Branchen der Volkswirtschaft in gleichem Maße erstrecken. Solange dies nicht der Fall ist, schaffen Industrien, wo die Organisationen bereits bestehen, besonders günstige Bedingungen für deren Tätigkeit. Das Gesamtangebot von Arbeitskraft auf dem nationalen Arbeitsmarkte ist die Summe des Angebots in den einzelnen Industrien. Ist in einer Branche ein außerordentlich hoher Arbeitslohn erreicht, so muß dies nicht notwendigerweise zu einer Zunahme des Angebots in derselben Industrie führen. Eine starke Arbeiterorganisation ist imstande, das Angebot zu beschränken und es auf einem tiefen Niveau zu

¹⁾ Diese Tendenz findet ihren Ausdruck darin, daß unter den Mitteln des ökonomischen Kampfes die Bedeutung der Aussperrung immer größer wird.

halten. Der ganze Überschuß an Arbeitskraft, der dadurch entsteht, muß dann die Reservearmee der übrigen Industrien vermehren, wo noch keine starken Verbände entstanden sind; und der hohe Lohn in der einen Industrie bleibt auf Kosten der anderen bestehen. Je rascher aber der Organisationsprozeß vor sich geht, desto geringer die Bedeutung dieser Art von Lohnsteigerungen. An Stelle der Interessengegensätze der Arbeiteraristokratie mit der übrigen Arbeitermasse tritt nunmehr eine Solidarität ein, und es bleibt keine Möglichkeit mehr für eine derartige Unterdrückung der einen Arbeiterschicht durch die andere. Die Geschichte der englischen Arbeiterbewegung ist der beste Beweis dafür.

Eine andere Funktion der Berufsorganisationen in der Lohnbewegung besteht nicht in der Veränderung des Lohnsatzes, sondern darin, daß sie ihm eine Beharrlichkeit verleihen, die früher ganz unbekannt war. Solange es keine Organisationen gibt, sind die Schwankungen des Lohnsatzes bedeutend und kommen oft vor: Er sinkt mit jeder Krise herunter, um dann in der Blüteperiode wieder hoch zu steigen. Besserte sich die Lage der Arbeiter in dem einen Falle, so verbreitete sich in dem anderen furchtbares Elend, Hunger und Krankheiten. Mit der Entstehung der Gewerkschaften und der Unternehmerverbände ändert sich die Sache ganz wesentlich. Jede Lohnveränderung wird erst nur durch einen schweren und gefährlichen Kampf möglich, weil die Kräfte der Gegner sich stark entwickelt haben. Jede Steigerung und Herabsetzung des Lohnes wird zu einem Ereignis im ökonomischen Leben und erhält eine desto größere Bedeutung, je größeren Umfang die Lohnbewegung angenommen hat. Infolge dieses steten Druckes auf den Arbeitslohn von oben und unten erhält er eine größere Beharrlichkeit im Vergleich mit früheren Zeiten; es gibt die plötzlichen Sprünge nicht mehr, und ein Plus und Minus des industriellen Zyklus verteilt sich gleichmäßiger auf die ganze Linie. In den Tarifverträgen findet diese Tendenz ihren klarsten Ausdruck.

Was speziell die Gewerkschaften betrifft, so haben sie noch eine weitere Bedeutung für den Arbeitslohn, die aber nicht mehr eine unmittelbare ist. Indem sie die Arbeiter in den Kreislauf der Arbeiterbewegung und ihrer Kampforganisationen hineinziehen, heben sie in sehr starkem Maße das Kulturniveau des Proletariats.

Konsumvereine, Bildungsschulen, politische Parteien wirken in der gleichen Richtung; die erste Organisation aber, die den Arbeiter aus den herkömmlichen Anschauungen herausreißt und in den Strudel des sozialen Lebens hineinzieht, ist fast immer die Gewerkschaftsorganisation. Es treten dem Arbeiter mit einem Male Dutzende früher unbekannter Probleme auf, und es erwachen ihm neue soziale Gefühle und soziale Pflichten. Daher führt der Weg vom unbewußten Vegetieren zum kulturellen Leben fast immer durch die gewerkschaftliche Organisation. Dieser Umstand wirkt seinerseits auf den Arbeitslohn durch den Klassenbedarf der Arbeiter wieder ein.

6. Die Geburtenziffer.

Die Geburtenziffer ist in den obigen Ausführungen überall als konstant angenommen. Tatsächlich aber schwankt sie sehr wesentlich und ist im allgemeinen unabhängig von der wechselnden Nachfrage nach Arbeitskraft. Die Auffassung der Klassiker, daß größerer Wohlhabenheit auch höhere Geburtenziffern entsprechen und umgekehrt, war ganz falsch. Nirgends steht die Geburtenzahl so hoch wie im armen Rußland (48 ‰ im Jahre 1904); sie sinkt in Deutschland und England und steht besonders tief in Frankreich¹⁾. Besteht irgendein Zusammenhang zwischen Geburtenhäufigkeit und Wohlhabenheit, so ist er jedenfalls nicht unmittelbar und einfach.

Die Fortpflanzung der besitzenden Klassen, der Groß- und Kleinbourgeoisie und der Bauern ist durch die Sorge um die Erhaltung und die Vermehrung ihres Eigentums bestimmt; daher das modern gewordene Zweikindersystem der französischen Bauern wie auch der reichen Klassen der städtischen Bevölkerung.

	1) Auf 1000 Einwohner kamen Geburten:		
	Frankreich	England	Deutschland
1895	21,7	30,3	37,3
1897	22,4	29,6	37,2
1899	21,9	29,1	37,0
1901	22,0	28,5	36,9
1903	21,1	28,4	34,9
1905	20,5	27,2	34,0
1907	19,7	26,3	33,2
1909	19,6	25,6	31,9

(Statist. Jahrb. f. d. Deutsche Reich und d. Vierteljahrsh.)

Die Fortpflanzung der Arbeiterklasse ist durch ganz andere Ursachen bestimmt. Der Arbeiter ist frei von jeder Sorge um Kapitalsanhäufung, und diese kann seine Fortpflanzung nicht verringern. Seine Nachkommenschaft wird sich, wie er selbst, auf eigene Faust ihren Weg suchen müssen und durch eigene Arbeit die Selbständigkeit erwerben. Zwei Kinder oder zwölf — ihr Schicksal wird dasselbe sein. Daher steht die Geburtenziffer bei der Arbeiterklasse höher als bei den Reichen¹⁾.

Andererseits aber, je höher der erreichte Kulturzustand des Proletariats, desto stärker wirken andere Tendenzen ein. Je größer die Kinderzahl einer Familie ist, desto schlechter sind ihre Lebensverhältnisse, desto schwieriger wird es, die wachsenden Bedürfnisse zu decken, und insbesondere desto schlimmer die Lage der Arbeiterfrau. Mit der Kulturentwicklung der Arbeiterklasse geht daher die Geburtenzahl in ihren intelligenteren Schichten zurück. Erhöhte Wohlhabenheit kann zu einer Verminderung der Geburten führen, und zwischen den beiden kann ein umgekehrtes Verhältnis entstehen. „Nicht nur die Masse der Geburten und Todesfälle, sondern die absolute Größe der Familien steht in umgekehrtem Verhältnis zur Höhe des Arbeitslohnes, also zur Masse der Lebensmittel, worüber die verschiedenen Arbeiterkategorien verfügen²⁾“.

Die Verringerung der Geburtenzahl kann ihrerseits auf den Arbeitsmarkt nicht ohne Einfluß bleiben. Genügen die Schwankungen der Geburten nicht, um die Bevölkerung dem Bedarfe des Kapitals anzupassen, so sind sie dennoch imstande, auf das Angebot der Arbeitskraft einzuwirken. Gehen die Geburten in einem Jahre zurück, so werden nach 14—18 Jahren auf dem Arbeitsmarkte weniger Arbeitskräfte als früher das Angebot bilden, und das Kapital wird seinen Bedarf nur durch entsprechende Lohnsteigerung, durch Rückgang der Sterbefälle usw. decken können.

Es ist ganz falsch, die raschere oder langsamere Bevölkerungsvermehrung eines Landes auf höhere oder geringere Geburtenziffern zurückzuführen. Die Bevölkerung Frankreichs nimmt bekanntermaßen nicht zu; sie ist stabil. Man erklärt dies gewöhn-

¹⁾ Kautsky, Vermehrung und Entwicklung in der Natur und Gesellschaft, S. 178—196.

²⁾ Marx, Kapital, Bd. I, S. 608.

lich durch die geringe Geburtenzahl in diesem Lande. Eine solche Erklärung würde aber nur dann zutreffen, wenn die Sterblichkeit auf dem Minimum stände; tatsächlich steht sie aber in Frankreich ziemlich hoch. England, das eine größere Geburtenziffer als Frankreich hat, hat zu gleicher Zeit eine geringere Sterblichkeit. Es kamen auf 1000 Einwohner Sterbefälle

	Frankreich	England
1895	22,2 ‰	18,7 ‰
1897	19,6 ‰	17,4 ‰
1899	21,1 ‰	18,2 ‰
1901	20,1 ‰	16,9 ‰
1903	19,3 ‰	15,4 ‰
1905	19,6 ‰	15,2 ‰
1907	20,2 ‰	15,0 ‰
1909	19,3 ‰	14,5 ‰

Der stabile Zustand der französischen Bevölkerung ist offenbar nicht allein in der geringen Geburtenziffer begründet. Wo die Nachfrage nach Arbeitskraft groß genug ist, und die Einwanderung nicht genügt, sinkt die Sterblichkeit bis zur nötigen Norm und läßt die Bevölkerung weiter zunehmen. Das Verhältnis der Sterbe- zu den Geburtenziffern war in:

	Frankreich	England	Dänemark	Holland	Schweden	Norweg.	Michigan
Sterbefälle ‰	20,2	15,0	14,2	14,6	14,6	14,0	12,7
Geburten ‰	19,7	26,3	28,3	30,0	25,5	25,9	18,1
+ oder —	— 0,5	+11,3	+14,1	+15,4	+10,9	+11,9	+ 5,4

Das letztere Land beweist, daß die Bevölkerung auch dann ganz wesentlich zunehmen kann, wenn die Geburtenzahl noch tiefer steht als in Frankreich. Die Ursache der Stabilität der französischen Bevölkerung kann allein in dem langsamen Tempo liegen, in dem sich die Nachfrage des Kapitals nach Arbeitskraft entwickelt. Indem Frankreich zum Weltbankier geworden ist, investiert es seine Kapitalien in fremden Ländern, und die Entwicklung seiner eigenen Industrie geht ziemlich langsam vor sich. Deshalb ist Frankreich das Beispiel eines Landes mit tiefem Stande der Geburtenziffer und zugleich mit niedrigem Niveau des Arbeitslohnes und bedeutender Sterbeziffer.

Der Geburtenrückgang führt also nicht immer zu einer Steigerung des Arbeitslohnes; unter Umständen kann er es aber

tun. Trotzdem ist dieses Mittel keine Abhilfe für die Not der Arbeiterklasse, da in ihm selber die Gegentendenzen verborgen sind, die in Erscheinung treten müssen, sobald es seine Wirkung auszuüben anfängt. Dies sind die allgemeinen Reaktionen der kapitalistischen Wirtschaft auf den hohen Arbeitslohn:

1. werden bei den neuen Lohnverhältnissen Maschinen rentabel, die früher nicht eingeführt werden konnten wegen des niedrigen Arbeitslohnes;

2. bildet jede Lohnerhöhung einen starken Ansporn zur Verbesserung der Technik und zu neuen Erfindungen, die die Verwendung von Arbeitskraft aufs Minimum herabzusetzen bestrebt sind;

3. muß auch die Akkumulationsrate des Kapitals nach wesentlichen Lohnsteigerungen abnehmen. Die Teilung des Mehrwertes in Einkommen und Kapital hängt im großen und ganzen vom Stande des Klassenbedarfs der besitzenden Klassen ab. Je geringer der Überschuß des Mehrwertes über den Klassenbedarf ist, desto tiefer ceteris paribus der Stand der Akkumulation. Und da eine Lohnsteigerung auch eine Kürzung des Mehrwertes bedeutet, so führt sie zu einem Rückgang der Akkumulation und folglich zu einer Abnahme der Nachfrage nach Arbeitskraft. „Die Akkumulation erschlaft infolge des steigenden Arbeitspreises, weil der Stachel des Gewinns abstumpft. Die Akkumulation nimmt ab, aber mit ihrer Abnahme verschwindet die Ursache ihrer Abnahme, nämlich die Disproportionen zwischen Kapital und exploitablem Arbeitskraft... Die Erhöhung des Arbeitskreises bleibt also eingebannt in Grenzen, die die Grundlagen des kapitalistischen Systems nicht nur unangetastet lassen, sondern auch seine Reproduktion auf wachsender Stufenleiter sichern“¹⁾.

Überhaupt hängt der Fortschritt der Arbeiterklasse nur von sozialen Umständen ab, insbesondere von seinem sozialen Kampfe und nicht von dieser oder jener Art der Einrichtung des persönlichen Lebens. Die Hebung seiner gesellschaftlichen Interessen, die Entwicklung seiner Bedürfnisse sind die einzigen Mittel und zugleich die Ziele dieses Fortschrittes.

¹⁾ Marx, Kapital, Bd. I, S. 583—585.

VI. Die Entwicklungstendenzen des Arbeitslohnes.

Der Arbeitslohntheorie liegt ein enger Zusammenhang der Einkommenstufe mit der Sterblichkeit zugrunde oder, richtiger, mit dem Gesamtarbeitsvermögen der Gesellschaft. Dieser Zusammenhang ist aber nicht konstant und hängt vom Typus des Klassenbedarfs des Proletariats ab.

Das Einkommen der Arbeiter wirkt auf die Reproduktion des Proletariats nur vermittelt seines Klassenbedarfs. Die Bedürfnisskala allein bestimmt es, welche Produkte der Arbeiter verbrauchen und welche Bedürfnisse er befriedigen wird. Bei gegebener Lohnhöhe bestimmt der Bedürfniskomplex den Typus der Lebenshaltung; der Arbeitslohn zieht einen Strich durch die Skala und entscheidet, was befriedigt werden kann und was unbefriedigt bleiben muß.

Der Arbeitslohn kann stehen:

1. auf dem Stande des Klassenbedarfs. Dann erreicht die Sterblichkeit ihr Minimum, welches aber nur ein soziales Minimum ist. Das theoretische Sterblichkeitsminimum, d. h. das auf der erreichten Entwicklungsstufe der Naturwissenschaften mögliche, steht immer tiefer als das soziale Minimum der Arbeiterklasse. Dieses letztere hängt vom Kulturniveau der Arbeiter ab und kann sich mit der Hebung der Volksmassen dem wissenschaftlichen Minimum nähern.

Setzen wir den Wert des Klassenbedarfs gleich 3000 M.; lassen wir die Sterblichkeit auf diesem Punkte 15‰ betragen. Mit der geistigen Entwicklung der Arbeiterklasse kann dieses Minimum abnehmen, sagen wir bis zu 8‰ , die für den bestimmten Zeitpunkt das absolute Minimum bilden.

2. kann der Arbeitslohn über dem Klassenbedarf stehen. Diese Überhöhung bleibt auf die Sterblichkeit in der Regel ohne Einfluß. Der Arbeiter mag seinen Überschuß, wie er will, verwenden, für Spiel, Bier, Theater, Ersparnisse, — sein gesamtes Lebensbild verändert sich dadurch sehr unwesentlich, und nur in dem Maße, wie

sich seine Bedürfnisse entwickeln und der hohe Arbeitslohn ihm die Möglichkeit gibt, diese zu befriedigen, wird die Sterblichkeit zurückgehen können. Die Entwicklung seines Klassenbedarfs braucht aber nicht notwendigerweise der Steigerung des Lohnes zu folgen; nicht jede Lohnerhöhung führt zu einer Entwicklung des Klassenbedarfs, welche von vielen anderen Ursachen abhängt. Bleibt also der Wert des Klassenbedarfs auf 3000 M. stehen, und ist er mit dem Lohn gedeckt, so wird die Sterblichkeit auf 15 ‰ auch dann stehen bleiben, wenn der Lohn 3100 oder 3500 M. betragen wird. Mit anderen Worten, die maximale Arbeitsleistung einer sozialen Schicht ist auf einem gegebenen Kulturniveau eine bestimmte Größe und wird auf der Stufe des Klassenbedarfs erreicht.

3. bildet aber ein solcher Zustand eine seltene Ausnahme. In der Regel steht der Arbeitslohn unter dem Werte des Klassenbedarfs. Der Bedarf des Kapitals an Arbeitskraft ist nur selten so groß, daß die Sterblichkeit auf das Minimum sinken muß; vielmehr ist er meistens auch bei größeren Sterblichkeitsziffern gedeckt. Deshalb braucht auch der Lohnsatz die Stufe des Klassenbedarfs nicht zu erreichen.

Bei gegebener Höhe des Klassenbedarfs muß mit jedem Rückgang des Arbeitslohnes die Sterblichkeit zunehmen. Steht sie bei 3200 M. auf 15 ‰, so wird sie sich z. B. folgenderweise verschieben:

bei einem Lohn von 2400 M.	18 ‰
1800 „	21,6 ‰
1350 „	25,9 ‰
1012 „	31,1 ‰
759 „	37,3 ‰
570 „	44,8 ‰

Die Frage, in welchem Maße die Sterblichkeit mit jeder Herabsetzung des Lohnes zunehmen wird, hängt von dem Bedürfniskomplex ab, d. h. im wesentlichen davon, welche Bedürfnisse es sind, die der Arbeiter decken, und diejenigen, auf deren Befriedigung er wird verzichten müssen¹⁾.

¹⁾ Wir haben also vier Stufen von Sterblichkeit (und Arbeitsfähigkeit): 1. das naturwissenschaftliche Minimum. Es geht mit der wissenschaftlichen Entwicklung zurück; 2. das soziale Minimum jeder Gesellschaftsschicht.

Die Frage, welches Einkommen bei gegebenen Verhältnissen den Wert der Arbeitskraft bildet, ist daher eine Frage, in welchem Maße der Klassenbedarf des Proletariats gedeckt werden muß, damit die Sterbeziffer usw. auf das notwendige Niveau sich stellt und die Arbeitsfähigkeit der Arbeiterklasse dem Bedarf des Kapitals entspricht. Oder mit anderen Worten: Wie groß müssen die Entbehrungen der Arbeiter sein, damit diese mit derjenigen Schnelligkeit aussterben, die dem Bedarf des Kapitals an Arbeitskraft entspricht? Jedem Typus des Klassenbedarfs entspricht eine bestimmte Skala der Sterblichkeit und Morbidität, die diese Frage in Wirklichkeit löst.

Mit der Entwicklung des Klassenbedarfs verschiebt sich das Verhältnis der Einkommenstufe zur Sterbeziffer, und die alte Skala verliert ihre Bedeutung. Je höher der Kulturstand des Arbeiters ist, desto höher sein Klassenbedarf, und je höher der Klassenbedarf steht, desto geringer die Sterblichkeit usw. auf dem Punkte des Klassenbedarfs. Fühlt der chinesische Kuli seine Bedürfnisse bei einem Lohn von 600 M. und der europäische Arbeiter erst bei 3000 M. befriedigt, so ist die Masse der Arbeitskraft der beiden Schichten bei 600 M. wie auch bei 3000 M. ganz verschieden. Einem tiefen Stand des Klassenbedarfs entspricht eine geringere Arbeitsleistung und umgekehrt.

Daher ist die minimale Sterblichkeit (und die maximale Arbeitsleistung) auf verschiedenen Kulturstufen verschieden. In rückständigen Ländern steht sie höher als in vorgeschrittenen, auf dem Lande höher als in den Städten, für rückständige Arbeiterschichten höher als für gebildete usw.

Bei einer gegebenen Höhe des Arbeitslohnes wirkt die Erweiterung des Klassenbedarfs in zwei Richtungen. Erstens bedeutet sie eine Steigerung der Intelligenz der Arbeiterklasse und die Vermehrung ihrer Kenntnisse. Diese Tatsache ist ohne weiteres imstande, die Arbeitsfähigkeit zu erhöhen. Die Hebung

Dies wird auf der Stufe des Klassenbedarfs erreicht; 3. die normale Sterblichkeit der betr. Schicht. Sie wird durch den Bedarf an Arbeitskraft bestimmt; 4. die tatsächliche Sterblichkeit, die um die normale bald nach oben, bald nach unten schwankt.

des Kulturniveaus der Arbeiterklasse vergrößert das gesellschaftliche Gesamtvermögen an Arbeitskraft.

Andererseits aber wirkt die Entwicklung des Klassenbedarfs auch in einer entgegengesetzten Richtung. Solange der Lohn auf seiner alten Höhe bestehen bleibt, ist eine Erweiterung des Bedürfniskomplexes gleichbedeutend mit einer abnehmenden Möglichkeit der Bedürfnisbefriedigung. Steht der Lohn auf 1500 Mark, so sind bei einem Werte des Klassenbedarfs von 2000 M. drei Viertel davon gedeckt, bei einem von 3000 M. nur die Hälfte. Von den neu entstandenen Bedürfnissen wird ein Teil überhaupt unbefriedigt bleiben müssen. Außerdem findet eine Umgestaltung des Bedürfniskomplexes statt, und viele Bedürfnisse, die früher unbekannt waren, fordern dringend Befriedigung. Die Entbehrungen der Arbeiter werden größer, und zur Deckung der neu entstandenen Bedürfnisse — wenn diese befriedigt werden sollen — müssen Mittel verwendet werden, die früher vielleicht zur Befriedigung physischer Bedürfnisse dienten. Die Lebensverhältnisse verschlechtern sich, und die Arbeitsfähigkeit nimmt wieder ab.

Von zwei Arbeiterschichten, die einen gleichen Lohn bei verschieden hoher Bedürfnisentwicklung aufweisen, ist die Lage derjenigen Gruppe schlechter, bei der die Bedürfnisse den höheren Punkt erreicht haben. „Ein gesteigertes Minimum der Lebensbedürfnisse gibt auch Leiden und Entbehrungen, welche frühere Zeiten gar nicht kannten. Was entbehrt der Botokude dabei, wenn er keine Seife kaufen, was entbehrt der menschenfressende Wilde dabei, wenn er keinen anständigen Rock tragen, was entbehrte der Arbeiter vor der Entdeckung Amerikas dabei, wenn er keinen Tabak rauchen, was entbehrte der Arbeiter vor Erfindung der Buchdruckerkunst dabei, wenn er ein nützliches Buch sich nicht anschaffen konnte?“¹⁾

Trotz größerer Intelligenz und größerer potentieller Arbeitsfähigkeit der vorgeschritteneren Schicht kann ihre tatsächliche Arbeitsleistung bei dem gleichen Lohne unter die der rückständigen sinken, und ihre Sterbeziffer kann die der letzteren übersteigen. Von demselben Lohn kann sie nur einen geringeren Teil zur Fristung der physischen Bedürfnisse verwenden; soll

¹⁾ Lassalle, Reden und Schriften, Bd. II, S. 426.

ihr Arbeitsvermögen auf alter Höhe bestehen bleiben, so muß der Lohn entsprechend steigen.

Von den beiden Tendenzen der Bedürfnisentwicklung: der einen nach unmittelbarer Steigerung der Arbeitsfähigkeit und der anderen nach deren Abnahme, hängt es ab, in welcher Richtung und in welchem Maße der Arbeitslohn sich verschieben muß. Wenn der Bedarf des Kapitals an Arbeitskraft unverändert geblieben ist, darf die physische Existenz der Arbeiterklasse im großen Ganzen nicht zurückgehen. Um den erreichten Stand zu sichern, muß auf eine Erweiterung des Klassenbedarfs oft eine Lohnerhöhung folgen. Dem höheren Bedürfniskomplex entspricht dann auch ein höherer Lohn und umgekehrt.

Wie hoch der Lohn aber dabei steigen muß, wenn dies der Fall ist, hängt wieder von der allgemeinen Gestaltung des Klassenbedarfs ab. Das eine ist aber dabei klar: ob eine Lohnsteigerung stattfindet oder nicht, — jedenfalls braucht sie mit der Entwicklung der Bedürfnisse nicht Schritt zu halten, um die Reproduktion der Arbeitskraft auf dem erreichten Punkte zu erhalten. Es genügt dafür eine geringere Vergrößerung des Lohnsatzes im Vergleich zu der Steigerung des Klassenbedarfs. Das Arbeitsvermögen nimmt nicht in dem Maße ab, wenn dies überhaupt der Fall, wie der Klassenbedarf sich entwickelt. Daher muß die Steigerung des Arbeitslohnes hinter der des Klassenbedarfs zurückbleiben.

Die Folge davon ist, daß der Abstand zwischen der Lebenshaltung und dem Klassenbedarf immer größer wird. Je mehr sich die kapitalistische Produktion entfaltet, je höher der Bedürfnisstand der Arbeiterklasse, — desto relativ tiefer ihre Lebenshaltung und desto größer ihr Elend.

Am Anfange der kapitalistischen Periode, solange die Industrie nur in Form von Handwerk und Manufaktur existiert, ist das Verhältnis der Lebenshaltung zum Klassenbedarf ein ziemlich günstiges: in normalen Zeiten bleibt die Lebenshaltung nicht weit hinter den Bedürfnissen zurück. Die Gegensätze von reich und arm sind noch nicht groß und entwickeln sich nur ganz langsam; die Erweiterung der Produktion geht nur allmählich vor sich, und die Bedürfnisse entwickeln sich viel langsamer als heutzutage. Alles lebt dabei in den Anschauungen von Standesprivilegien und „standesgemäßer Lebensweise“;

der Klassenbedarf steht tief, und wird der Lohn nicht durch besondere Umstände (Kriege, Bauernexpropriationen u. dgl.) heruntergedrückt, so steht er nicht bedeutend niedriger als der Klassenbedarf.

Erst mit dem Auftreten der Maschine, die dem Kapitalismus freie Bahnen und volle Herrschaft verschafft, und mit ihrem Eroberungszuge über die ganze Industrie wird die zunehmende Entfernung zwischen der Lebenshaltung und dem Bedürfniskomplex zum Gesetz der sozialen Entwicklung.

Die Geschichte der Nationalökonomie liefert einen klaren Beweis für diese Tendenz, nämlich in der Frage vom Verhältnis des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit zur Arbeitsleistung. Brentano hat auf den Wandel in dieser Hinsicht hingewiesen¹⁾. Alle Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts, die Houghton, Petty, Temple, Child, Tucker, Arthur Young vertreten die Auffassung, daß „hoher Lohn gleichbedeutend mit geringerer Arbeitsleistung ist. Man fordert geradezu Herabsetzung des Lohnes, um den Preis zu steigern, oder, was auf dasselbe herauskommt, Verteuerung der Lebensmittel und Erhöhung der Steuern. Es gilt als Axiom, daß die Leute umso weniger arbeiten, je besser sie es haben. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts dagegen beginnt ein Umschwung sich anzubahnen. Zunächst tritt die entgegenstehende Lehre polemisch auf bei Vanderlint, Postlethwait, Forster, Tucker; ausführlich begründet tritt sie bei Ad. Smith uns entgegen. Er lehrt umgekehrt, hoher Lohn sei soviel wie große Arbeitsleistung. Er begründet dies nicht nur psychologisch und physiologisch, sondern auch aus der Erfahrung“. Der gleichen Ansicht sind dann auch Benjamin Franklin, Mc-Culloch, Senior u. a. m.

Worauf ist dieser Wandel der Theorie zurückzuführen?

Einerseits ist er im Wesen der Maschinenarbeit begründet: diese braucht eine geschulte Arbeiterarmee mit strenger Disziplin und kann es nicht mehr jedem überlassen, mit welcher Schnelligkeit und wie lange er arbeiten will. Bei den älteren Produktionsformen war es möglich, daß ein Arbeiter einen Tag in der Woche der Arbeit fern blieb, da der gesamte Produktionsprozeß darunter nicht litt; heutzutage muß er dagegen zur bestimmten Zeit an

¹⁾ Über das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung, Leipzig 1893.

seiner Stelle erscheinen, weil er nunmehr nur einen Teil des Gesamtapparates bildet. Dies ist die objektive Seite der Frage.

Andererseits hat auch ein Wandel auf seiten der Arbeiter stattgefunden, der bei ihnen ein neues Verhalten gegenüber der Arbeit schuf. Solange der Arbeitslohn ausreichte, um die Bedürfnisse zu decken, konnte eine Steigerung des Lohnes nur zu einer Verringerung der Leistung führen; ist der Bedarf des Arbeiters bei kürzerer Arbeitszeit oder geringerer Arbeitsintensität gedeckt, — wozu soll er mehr Arbeit aufwenden als notwendig ist, um seine Bedürfnisse zu decken?

Im 17. und 18. Jahrhundert stand der Arbeitslohn nicht tief unter dem Klassenbedarf; die Steigerung des Arbeitslohnes verkürzte daher die Zeit, die zum Verdienen der Lohnsumme notwendig war, und die Arbeiter zogen es vor, weniger zu arbeiten statt mehr zu verdienen. In den heutigen Verhältnissen stehen die Dinge umgekehrt. Der Lohn gibt durchaus nicht die Möglichkeit, die Bedürfnisse vollständig zu decken; daher kann auch die Arbeitsleistung bei besseren Arbeitsverhältnissen nicht abnehmen. Auf dieser Tatsache sind alle Lohnformen begründet, die einen größeren Arbeitsaufwand durch in Aussicht gestellten höheren Lohn hervorrufen. In älteren Verhältnissen würden sie dagegen oft wirkungslos bleiben müssen.

Der Gegensatz von Lebenshaltung und Klassenbedarf entwickelt sich dann im 19. Jahrhundert in einem immer schnelleren Tempo. Einerseits wächst die Produktion immer rascher und ruft jeden Tag neue Bedürfnisse ins Leben. Andererseits befreit die Maschine die Arbeiter von Arbeit und Verdienst und setzt den Wert der Arbeitskraft herab. Zugleich verschwinden die alten Standesabgrenzungen und Vorurteile und der Glaube an eine gottgewollte Hierarchie der Stände und Klassen. Eine Volksschicht nach der anderen bricht mit den alten Sitten und Begriffen und mit der ganzen Ideologie, die ihren neuen Verhältnissen nicht mehr entspricht. Sie wird ihre alte Weltanschauung los, um dann aus sich heraus eine neue selbständige Macht zu entwickeln mit eigener Kultur, eigenen Zielen und eigener Organisation.

Diese Entwicklung geht nicht überall zu gleicher Zeit und in gleichem Tempo vor sich, und die Arbeiterklasse hat nicht

einen einzigen und einheitlichen Bedürfniskomplex. Vielmehr besteht sie aus verschiedenen Schichten, und jede Schicht lebt und entwickelt sich bis zu einem gewissen Grade selbständig und schafft sich selbständig ihren Typus des Klassenbedarfs. Diese Unterschiede in der Bedürfnisgestaltung bilden auch die Grundlage weitgehendster Verschiedenheiten in der Lohnhöhe von städtischen und ländlichen Arbeitern und von entwickelten und zurückgebliebenen Ländern. Auch heute noch sind diese Unterschiede groß; je weiter wir aber von den heutigen Zuständen zurückgehen, desto mannigfacher die Lohn- und Lebensverhältnisse, die wir finden. Seither haben sich die Extreme genähert, und die Kluft, die verschiedene Berufe und Lohnklassen voneinander trennte, ist kleiner geworden. Auch heutzutage hat noch jede soziale Schicht ihren spezifischen Bedürfniskomplex; es besteht aber zu gleicher Zeit eine Tendenz zur Annäherung der verschiedenen Bedürfnistypen und zur Bildung eines einheitlichen allgemeinen Klassenbedarfs. Diese Tendenz wird sich aber wahrscheinlich niemals vollständig durchsetzen und zu einer absoluten Gleichheit führen können. Sie ist aber die Voraussetzung einer erfolgreichen Arbeiterbewegung als Klassenbewegung.

Die Entwicklung der Gewerkschaften ist ein weiteres Symptom der Verschärfung des Gegensatzes zwischen der Lebenshaltung und dem Klassenbedarf. Solange es diesen Gegensatz nicht gibt, hat die Gewerkschaftsbewegung keinen Sinn: wozu Geld, Energie, manchmal noch viel mehr opfern, wenn die Bedürfnisse des Arbeiters befriedigt sind und ihm nur übrig bleibt, das Leben zu genießen? Dies würde einen Unsinn bedeuten, zu dem man nicht Millionen von Menschen bewegen könnte. Und solange kein Zunehmen der Armut stattfindet, ist eine stete Entwicklung der Gewerkschaften unmöglich. Die Tatsachen der gewerkschaftlichen Entwicklung sind der klarste Beweis, wie sehr sich die Lage der Arbeiterklasse zugespitzt hat.

Ganz natürlich ist es deshalb, daß die Gewerkschaftsbewegung in allen Ländern mit jenen Berufen anfängt, die auf der höchsten Kulturstufe stehen und ihre Lage zuerst als unbefriedigend empfinden. Dies sind überall die Buchdrucker. Es ist eine bedeutungsvolle und charakteristische Tatsache, daß diese bestbezahlte Arbeiterschicht die Notwendigkeit einer ökonomischen

Kampforganisation früher erkennt als viele andere, schlechter situierte Gruppen¹⁾. Den Druckern folgen dann andere Berufe — zuerst die gelernten, die Maschinenbauer, Schlosser, Tischler, Bauarbeiter usw.; ferner die Textilindustrie mit ihrem vereinfachten Arbeitsprozeß und stark entwickelter Frauenarbeit, und zuletzt die rückständigen Arbeitergruppen: die untersten Schichten der städtischen Industrie, und schließlich auch das ländliche Proletariat. Diese letztere Klasse steht überall auf dem tiefsten Kulturniveau: die Stadt zieht die besten und entwickeltsten Elemente des Landes an, alle, die um ihr Recht zu kämpfen fähig sind, und läßt dem Lande nur die zurückgebliebenen und anspruchlosesten. Deshalb ist die Gewerkschaftsbewegung unter den ländlichen Arbeitern am schwächsten entwickelt.

Eine gute Illustration zur Frage von den verschiedenen Bedürfnistypen geben die Angaben über die Lohnhöhe und die Arbeitszeit in verschiedenen Ortsgrößen. Wir finden hier, daß der längste Arbeitstag am schlechtesten entlohnt wird, und daß der Arbeitslohn in großen Städten höher steht als in kleinen, wobei die Differenz größer ist als die Unterschiede der Verbrauchsmittelpreise usw.

Der Stundenlohn betrug²⁾ in Pfennigen in den Städten mit einer Bevölkerung

¹⁾ Dabei kommt nicht so sehr der Entstehungsmoment der Gewerkschaft in Betracht — dieser ist meistens der gleiche für die meisten Berufe — als der Gang ihrer Entwicklung. Von 100 Arbeitern des entsprechenden Berufes waren in Deutschland im Jahre 1911 organisiert:

Polygraphisches Gewerbe	61
Holzindustrie	33
Metall- und Maschinenindustrie	31
Baugewerbe	25
Bergbau	23
Textilindustrie	18
Bekleidungs-gewerbe	15
Bäckerei	11

(August Mai, Partei und Gewerkschaft in vergl. Statistik, Dresden 1912, S. 17.)

²⁾ Beitr. zur Arbeiterstatistik. Statist. Amt. Nr. 4, Berlin 1906.

	bis 10 000	bis 20 000	10-50 000 bzw. 20-50 000	50-100 000	100-300 000	über 100 bzw. 300 000	Berlin
Maurer	40		40	50		53-55	73
Maler		37	38	41		46	60 (Hamb.)
Dachdecker			41	48		52-54	70
Glaser			33-37	29-42		37-43	55-60
Töpfer		36-45	37-42	46-50	49-56	50-56	80-100
Steinsetzer	53			54		56	75
Steinmetze	44-47			52-56		56-63	65-70
Metallgewerbe			39-41	45	46	51	60
Braugewerbe		22-25	23-25	24-27		25-29	32
Schneider		34	37	36		41-46	50

Und dabei „von vereinzelt Ausnahmefällen abgesehen, stehen den kürzesten Arbeitszeiten die höchsten Löhne, den längsten Arbeitszeiten die niedrigsten Löhne gegenüber“¹⁾. Weder die Unterschiede in den Verbrauchsmittelpreisen noch in den Arbeitszeiten gleichen diese Unterschiede der Lohnhöhe aus. Vergleichen wir die Wochen- oder Jahreslöhne, so finden wir auch da bedeutende Verschiedenheiten nach den Ortsgrößen.

Worauf sind diese Unterschiede zurückzuführen, wenn nicht auf das verschiedene Kulturniveau verschiedener Arbeiterschichten, daher auf verschieden starke Zuspitzung ihrer ökonomischen Lage, und schließlich — auf der Oberfläche — auf verschieden starke Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung.

Das dritte Symptom für dieselbe Erscheinung ist das Zunehmen der Frauenarbeit. Objektiv bildet eine bestimmte Produktionsweise die Ursache und Voraussetzung für die Entwicklung der Frauenarbeit: das Entstehen neuer einfacher Arten physischer Arbeit, Vereinfachung des Arbeitsprozesses in den bereits bestehenden Berufen, der wachsende Bedarf an ungelerten Arbeitern usw. Diese Tendenzen bestimmen aber nur die steigende Nachfrage des Kapitals nach einfacher und billiger Arbeitskraft. Es müssen aber noch andere Verhältnisse auf seiten der Arbeiterklasse eintreten, um dieser

¹⁾ Ebenda, S. 28.

Nachfrage das Angebot entgegenkommen zu lassen — ein Angebot, das der Nachfrage nicht nur entspricht, sondern diese noch wesentlich übersteigt, wie es überall der Fall ist. Es gehören tiefes Elend und große Entbehrungen dazu, um die Arbeiterfamilie zu veranlassen, die Frau und Mutter in die Fabrik zu schicken, die ganze Familienordnung zu zerstören und die Kinder ohne Pflege und Erziehung zu lassen, — und dies alles um des geringen Zuschusses willen, den die Frauenarbeit bringen kann¹⁾. Ist aber dies der Fall, und sogar in immer größerem Maße, so beweist es, wie weit die tatsächliche Lebenshaltung den Bedürfnissen nicht mehr entsprechend ist²⁾.

Die Zahl der Erwerbstätigen betrug in Deutschland³⁾:

¹⁾ „Die Zunahme der Frauenarbeit ist eine sichere Anzeige der Zunahme des Elends. Aus ihm entsprossen, erzeugt sie neues Elend. Denn die kapitalistische Gesellschaft bildet keine höheren Formen des Haushalts, durch die der Einzelhaushalt ersetzt würde. Die Lohnarbeit der Frau führt zu ihrer eigenen Abrackerung, da zur Arbeit des Haushaltes Lohnarbeit sich gesellt, zur Verkümmern des proletarischen Haushalts, zur Verwahrlosung der proletarischen Jugend, zur Begünstigung des Wirtschaftsbetriebes, zur Vergeudung an Material aller Art durch die überbürdete, zu den Geschäften der Hauswirtschaft nicht erzogene, des Kochens und Nähens unkundige Lohnarbeiterin. Was nützt dem Lohnarbeiter das Steigen der Löhne, das Sinken der Getreidepreise, wenn seine Frau nicht mehr versteht, aus dem Mehle in sparsamer Weise wohlschmeckende nahrhafte Gerichte zu bereiten. Was nützt ihm das Sinken des Preises von Kleidungsstücken, wenn seine Frau die abgetragenen Kleider nicht flicken kann, so daß er jetzt doppelt soviel anschaffen muß, wie ehemals!“ (Kautzky Anti - Bernstein, Stuttgart 1899, S. 223.)

²⁾ „Die Kaufkraft des Geldes hat durch die Verteuerung der Nahrungsmittel, die zum Teil durch die Steuer- und Zollgesetzgebung herbeigeführt worden ist, erheblich eingebüßt. Zur Ernährung der Familie sind hierdurch größere Aufwendungen nötig. Für größere Städte kommen die gegen früher bedeutend gesteigerten Wohnungsmieten in Betracht. Außerdem stellt die heute kulturell höher stehende Arbeiterklasse gegen früher auch erhöhte Anforderungen an das Leben in bezug auf gesündere Wohnung, bessere Nahrung, Kleidung und Körperpflege und die Befriedigung geistiger Bedürfnisse.“ (Statist. Beil. zum Korrespondenzblatt der Gewerkschaften 1912, Nr. 3, S. 92—93.)

³⁾ Nach den Ergebnissen der Berufszählungen von 1882, 1895 und 1907.

		i. J. 1882	1895	1907
in d. Land- u. Forstwirtsch.	überh.	8 236 496	8 292 692	9 883 257
	Frauen	2 534 909	2 753 154	4 598 986
n der Industrie	überh.	6 396 465	8 281 220	11 256 254
	Frauen	1 126 976	1 521 118	2 103 924
im Handel u. Verk.	überh.	1 570 318	2 338 511	3 477 626
	Frauen	298 110	579 608	931 373
Summe	überh.	16 203 279	18 912 423	24 617 137
	Frauen	3 959 995	4 853 880	7 634 283

Um diese Entwicklung in Verhältniszahlen auszudrücken, lassen wir den Zustand von 1882 100 gleich sein. Dann erhalten wir die folgende Tabelle:

		1882	1895	1907
Land- u. Fortwirtsch.	überh.	100	101	120
	Frauen	100	109	182
Industrie	überh.	100	128	176
	Frauen	100	135	177
Handel u. Verkehr	überh.	100	149	221
	Frauen	100	194	314
Summa	überh.	100	117	152
	Frauen	100	123	194

Von 100 Erwerbstätigen jeder der drei Abteilungen waren Frauen:

	1882	1895	1907
Land- u. Forstwirtsch.	31	33	46
Industrie	17	18	19
Handel u. Verkehr	18	25	27
Summa	24	26	31

Die Zahl der erwerbstätigen Frauen, die 1882 24 % betrug, stieg 1907 auf 31 %; dies ist schon eine ganz beträchtliche Zunahme. (Würden wir die Zahl der beschäftigten Frauen nicht mit der Gesamtzahl der Erwerbstätigen vergleichen, sondern mit der der Männer, so müßten die Zahlen natürlich noch größer sein.)

Die angeführten Zahlen lassen keinen Zweifel, daß die bezeichnete Erscheinung wirklich stattfindet. Von großer Be-

deutung ist aber noch, in welchen Bevölkerungsklassen die Frauenarbeit zunimmt. Es ergibt sich, daß die Klasse der Selbständigen an dieser Entwicklung nur in geringem Maß beteiligt ist. Unter den Arbeitern geht sie dagegen folgendermaßen vor sich:

	1882	1895	1907
Land- u. Forstwirtsch. überh.	5 015 326	5 627 794	7 283 471
Frauen	2 133 607	2 388 148	4 254 488
Industrie überh.	4 096 243	5 955 711	8 593 125
Frauen	545 229	992 302	1 562 698
Handel u. Verkehr überh.	727 262	1 233 047	1 959 525
Frauen	144 377	365 005	605 043
Summa überh.	9 838 831	12 816 552	17 836 121
Frauen	2 823 213	3 745 455	6 422 229

Gesetzt den Zustand von 1882 = 100, so betragen die Relativzahlen:

	1882	1895	1907
Land- u. Forstwirtsch. überh.	100	113	145
Frauen	100	112	199
Industrie überh.	100	145	210
Frauen	100	182	279
Handel u. Verkehr überh.	100	170	280
Frauen	100	253	420
Summa überh.	100	130	181
Frauen	100	133	248

Von 100 Arbeitern jeder Klasse waren Frauen:

	1882	1895	1907
Land- u. Forstwirtsch.	42	43	56
Industrie	13	17	18
Handel u. Verkehr	20	30	31
Summa	29	30	36

Die Zahlen der letzteren Tabellen ergeben ein ganz anderes Bild als die der Erwerbstätigen: die Zunahme der Arbeiterklasse war viel bedeutender als die der Gesamtzahl der erwerbstätigen Bevölkerung. Während die letztere in den 25 Jahren von 100 auf 152 stieg, betrug die Zunahme der Arbeiterklasse 99 %, d. h. doppelt soviel. Dies hängt mit der relativen, und manchmal auch absoluten, Abnahme der selbständigen Klassen zusammen.

Trotz dieses rapiden Wachstums der Arbeiterklasse geht das Vordringen der Frauenarbeit noch viel rascher vor sich. Während die erstere im Verhältnis von 100 : 199 zunahm, stieg die Zahl der Arbeiterinnen von 100 auf 248! Es ist ferner sehr charakteristisch, daß diese Entwicklung, die sich auf alle Gebiete der Volkswirtschaft erstreckt, in der zweiten Epoche (1895—1907) nicht nur nicht langsamer, sondern im Gegenteil noch rascher geworden ist, trotzdem die absolute Zahl der Arbeiterinnen schon im Jahre 1895 ganz beträchtlich war und man daher geringere Wachstumswahlen erwarten konnte.

Die Entwicklung der Frauenarbeit war in der Arbeiterklasse viel rascher als unter den Erwerbstätigen überhaupt. Während die Anzahl der erwerbstätigen Frauen von 100 auf 194 gestiegen ist, wuchs die Zahl der Arbeiterinnen von 100 auf 248; daraus folgt, daß die Entwicklung der Frauenarbeit hauptsächlich in den unselbständigen Klassen stattfindet. Wird auch in den reichen Klassen die Familie zerstört, so ist jedenfalls nicht der Mangel an Mitteln daran schuld, sondern eher der Überfluß.

Daß die Zunahme der Frauenarbeit die Zerstörung der Arbeiterfamilie bedeutet, ist ohne weiteres klar. Oft führt dazu auch die Berufstätigkeit der unverheirateten Frauen — wo diese die Haushaltung besorgen müssen. Die Entwicklung der Frauenarbeit beschränkt sich aber nicht auf die Unverheirateten; im Gegenteil, sie geht in besonders raschem Tempo eben unter den Verheirateten vor sich, die mit der Familie und der Haushaltung immer verbunden sind.

Die Zahl der verheirateten Arbeiterinnen betrug:

	1882	1895	1907
Land- u. Forstwirtschaft	414 189	567 542	1 971 155
Industrie	69 215	158 160	333 018
Handel u. Verkehr	24 380	73 292	182 933
Summa	507 784	807 172	2 487 106

in Proz.:

Land- u. Forstwirtschaft	100	137	466
Industrie	100	228	481
Handel u. Verkehr	100	300	750
Summa	100	159	490

Das Tempo dieser Entwicklung übersteigt alle früher erwähnten Zahlen. Während unter der erwerbstätigen Bevölkerung die Arbeiterklasse am raschesten zunimmt, und in der Arbeiterklasse der Frauenanteil, so sind es die Verheirateten, deren Anteil an der Berufsarbeit der Gesamtzahl der beschäftigten Frauen besonders rapide steigt. Auch hier wieder war die Entwicklung in den letzten 12 Jahren bedeutender als in den ersten 13 Jahren: die Zahl der verheirateten Arbeiterinnen stieg in der ersten Periode um 59 %, in der zweiten dagegen von 159 auf 490! Diese ungeheuer rasche Entwicklung erstreckte sich auf alle Gebiete der Volkswirtschaft und auf die verschiedensten Berufe und ist bis in die kleinsten Dörfer eingedrungen. Die Zerstörung der Arbeiterfamilie geht umso rascher vor sich, je stärker die kapitalistische Entwicklung in der Stadt und auf dem Lande ist.

Ein viertes Symptom der Verschlechterung der sozialen Zustände ist die immer zunehmende Zahl der Selbstmorde in ganz Europa. In jedem Einzelfalle ist eine ganze Menge verschiedenster subjektiver Motive vorhanden, die schließlich zum Selbstmorde führen; allein in der Massenstatistik treten diese Ursachen hinter die allgemeinen sozialen Verhältnisse zurück. Das Leben wird schwerer, es wird immer schwieriger im Leben eine Befriedigung zu finden — dies ist der Sinn und die klare Sprache der statistischen Kolonnen. Hinter jeder Einheit dieser Zahlen steht stets das Unglück von Hunderten und Tausenden, und lange Jahre von Qual und aussichtslosem Kampf; jede dieser Einheiten ist aus jenen Fäden gewoben, die das moderne Leben nach allen Seiten durchziehen und hie und da zu einer Schlinge für „Ausgewählte“ werden. Es gibt keine schärfere Anklage gegen das Zeitalter der „Menschlichkeit, des Fortschrittes und der Zivilisation“ als die Zahlen der Selbstmordstatistik.

Die Zahl der Selbstmorde betrug in Europa¹⁾:

im Jahre	1881	28 003 (= 100)
	1885	38 774 (= 138)
	1890	39 999 (= 143) †
	1895	42 793 (= 153)

¹⁾ Mayr, Selbstmordstatistik. Im Handwörterb. d. Staatswissensch. 2. Aufl., S. 705; 3. Aufl., S. 456.

im Jahre 1900 über 45 602 (= 163)

1905 über 51 246 (= 183)

Folgende Zahlen beweisen, mit welcher Schnelligkeit die Selbstmorde in den einzelnen Staaten zunehmen. Auf 1 Million Bevölkerung kamen Selbstmorde in dem Zeitraume von 1821—1900¹⁾:

	1821 bis 1830	1831 bis 1840	1841 bis 1850	1851 bis 1860	1861 bis 1870	1871 bis 1880	1881 bis 1890	1891 bis 1900	1901 bis 1910
Preußen	86	100	105	121	128	144	201	200	204
Sachsen	—	136	197	246	280	326	351	313	319
Bayern	—	—	(63)	84	85	108	137	134	146
Württemberg	—	—	(107)	100	131	172	160	165	179
Österreich	(30)	(42)	(45)	(54)	(67)	134	161	158	—
Italien	—	—	—	—	(28)	38	49	60	—
Frankreich	(54)	70	91	105	130	157	205	239	—
Belgien	—	(45)	59	60	55	82	114	124	—
Niederlande	—	—	—	—	—	(43)	55	56	—
England	—	(62)	—	(67)	66	70	77	89	—
Norwegen	(81)	103	107	101	81	73	67	60	—
Schweden	60	60	67	64	80	87	107	147	—
Finnland	—	—	—	—	—	32	39	48	—
Dänemark	—	(211)	238	279	269	256	255	234	—
Rußland	—	—	—	—	—	—	30	32	—

Das Wachstum ist nicht auf Europa allein beschränkt. Überall, wo der Kapitalismus eindringt, bringt er Elend, Leiden und eine Selbstmordwelle mit sich. Auch Japan mit seinen klimatischen und Rasseeigentümlichkeiten ist von diesem Mitläufer des Kapitalismus nicht verschont geblieben; diese Tatsache beweist, wie rasch alle natürlichen Eigentümlichkeiten und Unterschiede unter dem Drucke der ökonomischen Entwicklung zurücktreten. Die Zahl der Selbstmorde betrug in Japan²⁾ für die Jahre:

1882	4 630
1890	7 479
1900	8 615
1904	10 630.

Der Einfluß des Kapitalismus auf die Selbstmorde äußert sich auch darin, daß sie auf dem Lande eine viel seltenere Er-

¹⁾ Schnapper-Arendt, Sozialstatistik, Leipzig 1908, S. 579.

²⁾ Mayr, Selbstmordstatistik, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

scheinung sind als in der Stadt. Je fester die herkömmliche Lebensweise, je stärker die patriarchalischen Traditionen, je geringer der Grad der Proletarisierung, desto seltener die freie Wahl dieses Erlösungsmittels. Auf 1 Million Bevölkerung kamen Selbstmorde in Deutschland¹⁾:

	im J. 1907	1908
in Hamburg	360	399
Prov. Brandenburg	325	320
Bremen	324	419
Stadt Berlin	323	345
Königr. Sachsen	295	313
Durchschnitt f. d. Reich	206	219

Nach Wagner kamen Selbstmörder auf 1 Million Bevölkerung²⁾:

	in Stadt.	in Land.	auf 100 ländl. Selbstmörder kam. städtische
Belgien	61,4	34	181
Genf	338	185	182
Dänemark	342	232	147
Schweden	149	62	240
Preußen	173	94	186
Württemberg	158	84	188
Hannover	198	120	165
Bayern	(150)	(39)	(385)

Es besteht auch keine Unklarheit darüber, welche Schichten der städtischen Bevölkerung das meiste Material für die Selbstmordchronik liefern. Wenn es auch heutzutage überhaupt keine einzige soziale Gruppe gibt, die gegen diese Epidemie gesichert ist, so ist es doch das Proletariat, das das Hauptkontingent für diese lehrreiche Statistik liefert. In der Schweiz z. B. erreichte die Selbstmordziffer in keiner Berufsabteilung die Zahl 10 von 10 000 der Bevölkerung; die Ausnahme bildet nur die 40. Klasse: „Tagelöhner verschiedener Art“. Sie ergibt 27,9 von 10 000, während die Durchschnittsziffer für die ganze Schweiz 5 beträgt³⁾. In

¹⁾ Mayr, Statistik, S. 267.

²⁾ Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen. Hamburg 1864, Bd. 12, S. 198.

³⁾ Mayr, Statistik, S. 334—335.

Preußen kamen Selbstmordfälle auf je 1 Million Angehörige des betreffenden Berufes¹⁾:

	1895	1907
I. Landwirtschaft	} 136,7	133,8
II. Forstwirtschaft		129,0
III. Berg-, Hütten- u. Salinenwesen . .	74,5	66,1
IV. Industrie	169,7	176,0
V. Handels-, Versicherungs-, Verkehrs-, Beherbergungs- u. Erquickungsge- werbe	242,4	227,7
VI. Häusliche Dienste (ohne ländl. Ge- sinde)	206,3	215,6
VII. Lohnarbeit wechselnder Art (ohne ländl. Tagl.)	1242,7	1969,9
VIII. Öffentl. Dienst	196,3	202,8
IX. Ohne Beruf u. Berufsangabe . . .	474,4	441,9

„Es ist eine ganz eigenartige Erscheinung, die sich in den Zahlenreihen der Gesamtübersicht ausprägt. 70—100 Jahre im Maximum umfaßt der Zeitraum, aus dem wir genaue Nachrichten über die Häufigkeit des Selbstmordes besitzen. Das ist nur eine kurze Spanne Zeit in der Geschichte der Menschheit, die nach Jahrtausenden zählt, und doch welche große Veränderung ist in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit unter der Bevölkerung Europas in bezug auf die Selbstmordneigung vor sich gegangen!

„Man kann nur mit Schrecken daran denken, welche Zahlen sich erst im Verlaufe des XX. Jahrhunderts ergeben müssen, selbst wenn jetzt ein Stillstand in der bisher unaufhalt-samen Vermehrung der Selbstmorde eintreten und die Zahl sich nur auf der Höhe halten würde, die sie in den letzten Jahrzehnten erreicht hat. Im letzten Jahrzehnt zählte man in Europa durchschnittlich ungefähr 40 000 Fälle. Das wird in 25 Jahren schon 1 Million ausmachen, ganz abgesehen von der mit dem Anwachsen der Bevölkerung naturgemäß erfolgenden Zunahme der absoluten Zahl. Aber ist ein Stillstand in der Zunahme der Selbstmorde wahrscheinlich? Nach den bisherigen Erfahrungen gewiß nicht“²⁾.

¹⁾ Ebenda, S. 330. In dieser Tabelle sind innerhalb der Berufe die Klassen nicht geschieden. Es ist daher nur die Klasse VII von Interesse.

²⁾ Krose, Der Selbstmord im XIX. Jahrh., Freiburg 1906, S. 98, 110. Wohin man gelangen kann, wenn man die tatsächlichen Verhältnisse

Es ist also eine feststehende Tatsache, daß, je weiter der Kapitalismus fortschreitet, der Gegensatz zwischen den Lebensverhältnissen der Arbeiter und ihrem Bedürfnisstande umso tiefer wird, und seine Vertiefung liegt im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise. Dieser Gegensatz bildet ihre Folge mit der gleichen Notwendigkeit, wie sie die Produktivkraft der Gesellschaft steigert, den gesellschaftlichen Reichtum in riesigem Tempo vermehrt und zugleich den Wert der Arbeitskraft nach den Bedürfnissen der Kapitalsproduktion und -reproduktion bestimmt. Produktionsentfaltung, Bedürfnissteigerung, Zurückbleiben der Lebenshaltung bilden eine Reihe, wo die letzteren zwei Elemente die Funktion des ersteren sind. Und ist der Kapitalismus nicht imstande, die Produktionsentwicklung in Stillstand zu bringen, so kann er auch nicht den Gegensatz der beiden letzten Tendenzen aus der Welt schaffen. Die Bedürfnisse der Arbeiterklasse wachsen über den Rahmen hinaus, den ihnen der Kapitalismus stellt, und über das Maß, in dem sie innerhalb des letzteren befriedigt werden können. Die Vertiefung des Gegensatzes zwischen der Lebenshaltung und dem Klassenbedarf wird zum wachsenden Gegensatz der Arbeiterklasse zum Kapitalismus.

Daher äußert sich dieser Gegensatz nicht nur in der Form einer raschen Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung. Je schneller er zunimmt und je größere Arbeitermassen er umfaßt, desto intensiver der Konsolidierungsprozeß der Arbeiterbewegung zu einer einheitlichen politischen Macht. Auf diesem Boden sind alle sozialistischen Theorien aufgewachsen, wie auch alle sozialistischen Arbeiterbewegungen. Es ist kein Zufall, daß alle Revolutionen des XIX. Jahrhunderts in die Jahre der ökonomischen Krisen fallen: in diesen Jahren steht das Verhältnis der Lebenshaltung zum Bedürfniskomplex am ungünstigsten. Die Bildung einer selbständigen Arbeiterbewegung auf dem politischen

nicht sehen will, beweist Masaryk (Der Selbstmord, Wien). Er findet, daß die moderne Selbstmordneigung auf die zunehmende Irreligiösität zurückzuführen ist! Folglich: „Wir brauchen eine Religion, wir brauchen Religiosität“ — und nun beginnt die „Therapeutik der Selbstmordneigung“. Es bleibt die Frage zu lösen, welche Religion es sein solle. „Der Gedanke liegt nahe, das Christentum als die erlösende Religion anzusehen. Allein welche Formen des Christentums?... Der Katholizismus ist für uns unmöglich geworden. Sollen wir also protestantisch werden? Nein, unsere Zeit ist für eine neue Religion wie geschaffen“. Amen!

Gebiete ist ebenfalls die Folge der bezeichneten Tendenz, und ihre Entwicklung geht desto rascher, je tiefer der Widerspruch wird. *Ceteris paribus* wird die Energie der Arbeiterbewegung desto größer, je größer der Abstand der Lebenshaltung vom Klassenbedarf wird.

Und umgekehrt, wo außerordentliche Umstände die Lage der Arbeiterklasse besonders günstig gestalten, wo der Wert der Arbeitskraft ein hohes Niveau erreichen kann, hat die Arbeiterbewegung einen gemäßigten Charakter und geht über den Rahmen eines Gewerkschaftskampfes nicht hinaus. Die Monopolstellung Englands auf dem Weltmarkte in der Periode 1850—1880 gab den höheren Arbeiterschichten die Möglichkeit, ihre ökonomische Lage wesentlich zu verbessern und ihren Arbeitslohn zu steigern; die untersten Arbeiterschichten standen noch auf einem zu tiefen Niveau, um eine selbständige Organisation und selbständige Bewegung zu schaffen. Seitdem aber England seine Monopolstellung eingebüßt hat und der mächtigen Konkurrenz Deutschlands und der Vereinigten Staaten gegenübersteht, nimmt der Trade-Unionismus immer mehr den Charakter der kontinentalen Arbeiterbewegung an. Und die Erscheinungen und Ereignisse der letzten Jahren lassen nunmehr keinen Zweifel daran, daß der besondere Typus der „englischen Arbeiterbewegung“ rasch verschwindet.

Auch das Vorhandensein großer Vorräte freien Bodens in den Vereinigten Staaten gestaltet das Verhältnis der Reservearmee zum aktiven Proletariat besonders günstig und läßt den Arbeitslohn eine Höhe erreichen, die in Europa vollständig unbekannt ist. Dies ist ein Hebel von genügender Stärke, um Millionen der „überflüssigen Bevölkerung“ von Europa nach Amerika hinüberzuwerfen und dem amerikanischen Kapital die notwendige Arbeitskraft zu beschaffen. Aber auch der freie Boden ist nicht grenzenlos, und die letzten Jahre bringen immer häufigere Nachrichten einerseits über dessen rasche Erschöpfung und andererseits über einen zwar langsamen, aber sicheren Wandel im Charakter der amerikanischen Arbeiterbewegung.

Und in Deutschland führte der beispiellose industrielle Aufschwung 1895—1907 zu der Ausbildung einer gemäßigteren Richtung, die durch die Gewerkschaften vertreten ist. Ob diese Prosperität noch anhalten und die Entwicklung in demselben

Tempo weitergehen wird, dies vorauszusagen ist natürlich unmöglich. Asiens politisches und ökonomisches Erwachen wird in der nächsten Zeit dem europäischen Kapital vielleicht den Anstoß zu einem neuen Aufschwung geben. Jedenfalls ist und bleibt eine solche Blüteperiode eine Ausnahme; sie ist vielen anderen europäischen Ländern unbekannt und muß sich nach kurzer Zeit erschöpfen.

Die Verschlechterung der Lage der Arbeiterklasse und ihre stete Verelendung sind eine Regel, von welcher dieses oder jenes Land nur für eine kurze Zeit eine Ausnahme bildet. Je weiter wir kommen, desto tiefer wird die Kluft zwischen dem Kulturniveau der Arbeiterklasse, zwischen ihrem Bewußtsein und der Lebensumgebung, in die sie eingestellt ist. Der Kapitalismus ist aber nicht imstande, diesen Widerspruch zu lösen; im Gegenteil, er vertieft ihn immer mehr. Auf einer bestimmten Stufe seiner Entwicklung stellt er dadurch selbst die Frage von seiner eigenen Existenz und macht seine Sklaven zu seinen Totengräbern.

Anhang.

Die Lohntheorie der „subjektiven Schule“.

I. Die „Zurechnung“.

Wie bestimmt der Unternehmer den Normalpreis seiner Produkte? Er rechnet den Preis der Roh- und Hilfsstoffe und die Löhne zusammen, schlägt hinzu die entsprechende Amortisationsquote des fixen Kapitals und den entsprechenden Teil der Generalunkosten und gewinnt dadurch den Ausgangspunkt für die Bestimmung des Warenpreises: die Selbstkosten. Die Selbstkosten mehr den üblichen Profitsatz ergeben den Normalpreis der Ware.

Durch Vertiefung dieser Berechnungsmethode kam die klassische Nationalökonomie zur Theorie des Arbeitswerts; denn als eigentliche Produktionskosten aller Waren gilt immer die menschliche Arbeit allein. Sie ist „die einzige Quelle alles Reichtums“.

Die „subjektive Schule“ rechnet umgekehrt. Sie geht vom Warenwerte aus, der aus subjektiver Schätzung entsteht. Dieser Wert wird dann in einer Weise zerlegt, daß jedem Produktivfaktor ein bestimmter Anteil am Gesamtwerte „zugerechnet“ wird. So entsteht die „Theorie der Zurechnung“.

Den Eckstein der ganzen Lehre bildet „der Grenznutzen“, d. h. die Schätzung der „letzten“ verfügbaren Gütereinheit durch den „wirtschaftlichen Menschen“. Durch Verlust dieser Einheit geht für ihn ein „Genuß“ verloren, der geringste Genuß, der mit dem betreffenden Gut erlangt werden kann, und dieser „entgangene Genuß“ bestimmt den subjektiven Wert des Gutes. Der Marktpreis wird dann durch die verschiedenen Schätzungen der Anbietenden und Nachfragenden bestimmt und muß eine Höhe erreichen, bei der das gesamte Warenangebot Absatz findet.

Der Preis der Produktionsmittel wird nach dieser Theorie in ähnlicher Weise bestimmt. Es besteht ein Unterschied zwischen ersetzbaren und unersetzbaren Produktionsmitteln, für die Lohn-

theorie kommt es aber nur auf die Wertbestimmung der ersteren an. Diese soll in folgender Weise vor sich gehen. Die meisten Produktionsmittel werden in mehreren Produktionsprozessen verwendet, in verschiedenen Quantitäten und Qualitätsverhältnissen. Es entstehen dadurch die verschiedensten Kombinationen der Produktivgüter untereinander, und die Zahl der ersteren ist größer als die Anzahl der Produktionsmittelarten. So kommt man zur Lösung der Zurechnungsaufgabe. „Wir erhalten eine Anzahl von Gleichungen, durch die wir in den Stand gesetzt sind, die Leistungen der einzelnen Produktivmittel zuverlässig zu berechnen. Statt der einen Gleichung $x + y = 100$ (100 ist der Gesamtertrag) haben wir z. B. die folgenden Gleichungen:

$$\begin{aligned}x + y &= 100 \\2x + 3z &= 290 \\4y + 5z &= 590\end{aligned}$$

wo sich x mit 40, y mit 60, z mit 70 berechnet¹⁾.

Die Lösung dieser Gleichungen ist das einzige, was uns zur Aufteilung des Gesamtwertes dienen soll. Trotz der mathematischen Form läßt aber die Lösung an Klarheit noch viel zu wünschen übrig. Die Anzahl der verschiedenen Kombinationen soll in der Volkswirtschaft größer sein als die der Produktionsmittel; „mathematisch“ ausgedrückt: die Anzahl der Gleichungen ist größer als die der Unbekannten. Wie kommt es aber, daß die Bedeutung der x , y , z usw. in allen Gleichungen dieselbe ist? Nur in einem Falle würde das zutreffen: wenn der Wert der Produktionsmittel von vornherein in der ganzen Volkswirtschaft einheitlich bestimmt wäre. Die Zurechnungstheorie leugnet aber die primäre Bedeutung der gesellschaftlich-notwendigen Arbeit; dann wird es aber ganz unbegreiflich, wie die einzelnen Unternehmer und die verschiedenen Produktionszweige in der Aufteilung des Güterwertes vorgehen. Möge man das obige Rechenexempel Wiesers lösen, wenn man eine vierte Gleichung noch hinzufügt, z. B. $2x + 3y = 200$.

Eine Identität der x , y , z usw. in der Volkswirtschaft kann sich, der subjektiven Theorie nach, erst nach dem Abschluß der Marktgeschäfte ergeben. Es ist selbstverständlich, daß, nachdem sich ein allgemeiner Preis herausgebildet hat, er für alle um den Markt gruppierten Wirtschaften gilt. Was aber zu erklären

¹⁾ Wieser, Der natürliche Wert, S. 87.

war, ist etwas ganz anderes: die Frage nämlich, wie die einzelnen Unternehmer, bevor sie auf den Markt kommen, den Wert ihrer Produktionsmittel bestimmen. Was dient dem Unternehmer als Maßstab zur „Aufteilung“ und „Zurechnung“? Wie weiß er den „produktiven Beitrag“ der Kohle von demjenigen des Schmieröls, den der Beleuchtung von demjenigen des Gebäudes zu unterscheiden? Wiesers Gleichungen können sich höchstens auf die Marktvorgänge beziehen; der eigentliche „Zurechnungsprozeß“ bleibt ganz mysteriös.

Einzelne Vertreter der subjektiven Schule wollen diese Widersprüche dadurch vermeiden, daß sie die Wirkungen der Zurechnungstheorie auf die „unlohnendsten“ Kapitalinvestitionen beschränken. Die Wertbestimmung der Produktionsmittel soll für die Volkswirtschaft in denjenigen Zweigen stattfinden, in denen das Kapital sich am ungünstigsten rentiert; für alle übrigen Produktionsgebiete dienen als Ausgangspunkt die durch die ersteren bestimmten Preise.

Klarer wird dadurch die Theorie nicht; denn unter den ungünstigen Anlagen können ebenfalls mehr Gleichungen als Unbekannte vorhanden sein. Es entsteht auch wieder die alte Frage: was dient dem einzelnen Unternehmer als Maßstab zur Aufteilung seines Gesamtertrags unter den Produktionsfaktoren? Ferner verdanken oft die minder rentablen Kapitalsanlagen ihre schlechten Geschäfte einer mangelhaften Einrichtung der Unternehmungen — insbesondere die kleinen Betriebe. Sollen etwa diese die Kosten für die ganze Volkswirtschaft bestimmen?

Die Berechnung der Kosten und des Warenpreises ist bei allen Kapitalsanlagen absolut die gleiche; der Unternehmer aus dem „unlohnenden“ Zweige handelt nach den gleichen Prinzipien wie sein Kollege aus dem günstigsten und ist seiner Funktion als ausschlaggebender Faktor für die „Kostenbestimmung“ gar nicht bewußt. Er geht immer nur von bestimmten Marktpreisen der Produktionsmittel aus, Marktpreisen, deren Größe von ihm ganz unabhängig ist. Wo spielt sich aber der Prozeß der Zurechnung ab?¹⁾

¹⁾ Man wird darauf vielleicht erwidern: Damit das Gesamtangebot der Produktivgüter Absatz findet, muß der „schwächste Kapitalist“ herangezogen werden. Dadurch wird er zum preisbestimmenden Faktor auf dem Produktionsmittelmarkt.

Wovon hängt das Angebot der Produktionsmittel ab? Offenbar von

Durch die Beschränkung der Zurechnungstheorie auf die „letzten Kapitalsanlagen“ wird aber auch die Wirkung des „Grenznutzens“ ganz wesentlich eingeschränkt: er behält für seine Anhänger seine wertbestimmende Funktion nur für eine ganz geringe Warengruppe. Für die übergroße Mehrheit aller Waren, d. h. als Regel in der Volkswirtschaft, soll die einfache Kostenberechnung gelten; mag der Grenznutzen auch hier seine Bedeutung als Maximum und Minimum des Marktpreises behalten, bei Normalverhältnissen bleibt er für den faktischen Warenpreis ganz belanglos.

Eine zweite, noch wesentlichere Beschränkung, und zwar für alle Waren, erhält der Grenznutzen durch die Theorie der „Substitution“. Diese besteht darin, daß man den Wert eines Gutes nicht an seinem eigenen Grenznutzen, sondern am Grenznutzen eines anderen Gutes mißt, das zum Ersatz des ersteren dienen kann. Wer einen Winterrock verliert, braucht nicht ohne Winterrock zu gehen; er kauft sich einen neuen, muß aber deshalb andere „Genüsse“ entbehren. Je nach seiner Wohlhabenheit können es Luxusgegenstände oder dringende Bedürfnisse sein, der Wert des Winterrocks wird immer am Grenznutzen dieser Güter gemessen, die nunmehr entbehrt werden müssen, weil sie mittelbar oder unmittelbar zum Ersatz des Winterrocks dienen. „Was man durch den Verlust eines Gutes der einen Art in Wahrheit verliert, ist der Nutzen, den die vertretenden Güter anderer Art sonst gestiftet hätten, und da man die letzteren natürlich wieder nicht aus den wichtigeren, sondern aus den unbedeutendsten Verwendungen ihrer Nutzsphäre abberuft, so trifft der Verlust den Grenznutzen der vertretenden fremden Güter. Es bemißt sich also hier der Grenznutzen und Wert eines Gutes einer Art nach dem Grenznutzen der zur Vertretung herangezogenen Güterquantität einer fremden Art“¹⁾.

deren Produktion; und diese wird nur solange erweitert, bis der Absatz den Durchschnittsprofit noch sichert. Kann der „schwächste“ Unternehmer den erforderlichen Preis für die Produktionsmittel nicht bezahlen, so geht er vom Markte mit leeren Händen aus. Es sind also die Kostenverhältnisse in der Produktion der Produktionsmittel, die den „schwächsten Käufer“, der zum Tausche noch gelangen kann, bestimmen, und nicht etwa umgekehrt.

¹⁾ Böh m - Bawerk, Positive Theorie des Kapitals, S. 262.

Dieser richtige Gedanke kann für die ganze Grenznutzen-theorie sehr gefährlich werden. Wodurch ersetzt die Gesellschaft alle verloren gegangenen und verbrauchten Güter? Letzten Endes durch Arbeit allein. Vom gesellschaftlichen Standpunkt aus besteht also der „Substitutionswert“ aller Waren in gesellschaftlicher Arbeit und ist desto größer, je größer der notwendige Arbeitsaufwand ist. Bei denjenigen Wirtschaftsformen, wo der gesellschaftliche Charakter der Produktion offen vor Augen tritt, findet diese Erscheinung einen klaren Ausdruck.

In einer Patrimonialwirtschaft liegen die Produktionsverhältnisse klar auf der Hand. Mag das Produkt ein dringendes oder ein entbehrliches Bedürfnis befriedigen und einen hohen oder einen niedrigen „Grenznutzen stiften“ — die Wirtschaft schätzt es allein nach der Arbeitsmenge, die zu seinem Ersatz notwendig wird. Sie überläßt es nicht dem „freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte“, den Preis der Produkte zu bestimmen, sondern muß jedesmal von vornherein deren Wert kennen — unabhängig davon, ob es später zu einem Tausche kommt oder nicht. Dieser Wert kann offenbar nur an Arbeit gemessen werden, weil der „Substitutionswert“ mit den Reproduktionskosten identisch ist, diese aber aus Arbeit bestehen.

Ebenso steht es mit der sozialistischen Wirtschaftsordnung. Auch hier gibt es keinen allgemeinen Warenmarkt, und wie hoch der Wert der Produkte steht, muß die Gesellschaft planmäßig durch ihre Organe feststellen lassen. Was kann aber in der sozialistischen Wirtschaft für die Wertbemessung außer den in Arbeit bestehenden Reproduktionskosten noch in Betracht kommen? Die Wertbestimmung hat hier u. a. den Zweck, die gesellschaftlichen Arbeitskräfte auf die verschiedenen Produktionszweige richtig zu verteilen, und der Arbeitswert gibt den Schlüssel dazu¹⁾.

¹⁾ Der „Sozialistenstaat“ spielt in der „Grenznutzenschule“ eine ganz eigentümliche Rolle: man glaubt an seine Möglichkeit nicht, umso lieber aber bedient man sich seiner als eines Versuchsobjektes für alle möglichen Fälle, und selbstverständlich findet man in diesem „phantastischen Gebilde“ alle möglichen Beweise für alles, was man ausführen will. So hat z. B. Wieser seine Zurechnungstheorie in der sozialistischen Wirtschaft gefunden. Böhm - Bawerk hat eine noch größere Leistung vollbracht: er hat nicht nur den Grenznutzen, sondern auch den Zins und sogar die Ausbeutung im „Sozialistenstaat“ entdeckt! „Während z. B. das Produkt, das ein Arbeiter in einem Tage beim Brotbacken erzeugt, vielleicht nur 2 fl.

Der Form nach steht es mit dieser Frage in der Tauschwirtschaft anders. Hier geht die Wertbestimmung von individuellen Produzenten aus, und der gemeingültige Preis wird auf dem Markte gebildet. Dieser Umstand öffnet ein weites Feld für die verschiedensten „psychologischen“ Konstruktionen. Trotzdem bleibt das Wesen des Wertes immer das gleiche: auch hier hängt er von der Masse der gesellschaftlich notwendigen Arbeit ab. Denn wie entsteht überhaupt der Tausch?

Zwei selbständige Wirtschaften tauschen miteinander: ein Tisch wird gegen ein Paar Schuhe umgetauscht. Die subjektive Theorie erklärt dies folgendermaßen: In der einen Wirtschaft steht der Grenznutzen des Tisches auf 5, derjenige der Schuhe auf 10; in der andern steht es mit der Schätzung umgekehrt: der Tisch hat einen Grenznutzen 10, die Schuhe 5. So kommt der Tausch eines Paares Schuhe gegen den Tisch zustande.

„Hier stock ich schon; wer hilft mir weiter fort?“ Wie ist die erste Wirtschaft dazu gekommen, in der Tischproduktion so weit zu gehen, daß der Grenznutzen auf 5 gesunken ist? Und warum hat sie zu gleicher Zeit der Schuhproduktion so wenig Arbeit gewidmet, daß der Grenznutzen sich auf 10 gestellt und einen Austausch notwendig gemacht hat? Wäre es nicht „wirtschaftlicher“, in den beiden Produktionszweigen so viel Arbeit zu verwenden, daß der Grenznutzen hier wie dort sich auf 7 oder 8 stellt? Sonst hängt die Bedürfnisbefriedigung vom Tausche, d. h. von anderen Wirtschaften ab und ist allen Gefahren und Zufälligkeiten der Marktvorgänge ausgesetzt. Unter diesen Voraussetzungen ist der Tausch von absolutem Nachteil; je mehr sich die Produktions-

wert ist, mag ein Arbeiter bei der Aufforstungsarbeit in einem Tage vielleicht 100 Eichenschößlinge setzen, die, ohne weiteren Arbeitszusatz nach 100 Jahren zu kräftigen Eichenstämmen ausgereift, jeder 10fl., also zusammen 1000 fl. wert sein mögen“. (Positive Theorie S. 582.) Böhm - Bawerk findet es gar nicht für nötig, zu erklären, wo und wie der mysteriöse Wertzuwachs bei den Eichenbäumen stattgefunden hat; denn gibt es ein gesellschaftliches Organ, das die Wertbestimmung der Produkte durchführt — und dies gehört wohl zum Wesen der sozialistischen Wirtschaftsordnung —, so muß es einen festen Maßstab zur Bemessung des Wertes haben, und dieser kann offenbar nur aus Arbeit bestehen. Böhm - Bawerk ist aber von der Ewigkeit der kapitalistischen Gesetze so durchdrungen, daß er sie auch in der sozialistischen Wirtschaft voraussetzt, um dann aus dieser den notwendigen Beweis für seine Theorien abzuleiten.

technik entwickelt, desto präziser wird die wirtschaftliche Rechnung, und desto seltener müßte es zu einem Austausch kommen.

Bekanntlich steht es in Wirklichkeit umgekehrt, und dies aus einem einfachen Grunde: in der Rechnung mit Grenznutzen usw. fehlt eine Kleinigkeit, nämlich die menschliche Arbeit. Eher muß das klassische Beispiel folgendermaßen aussehen: In allen Bedürfnisgattungen einer jeden Wirtschaft sind Bedürfnisse bis zu einem gleichen Grade befriedigt, z. B. bis zum Grenznutzen 7. Der Unterschied zwischen den beiden Wirtschaften besteht aber darin, daß die eine einen Tisch in einem Tage, die andere in 2 Tagen herstellt. Mit der Schuhproduktion steht es umgekehrt: die erstere Wirtschaft muß darauf 2 Arbeitstage verwenden, während in der zweiten dafür 1 Tag genügt. Unter diesen Umständen kann ein Tauschakt nicht nur entstehen, sondern auch zu einer regelmäßigen Erscheinung werden: ein Tisch muß gegen ein Paar Schuhe umgetauscht werden. Beide Wirtschaften gewinnen dadurch je einen Arbeitstag, der nunmehr zur Produktion anderer Güter dient und die allgemeine „Güterversorgung“ um eine Stufe höher hebt. So kommt man, auch wenn man von der Grenznutzentheorie ausgeht, zu einer vollständigen Ausschaltung des Grenznutzens bei der Betrachtung der Markterscheinungen. „Innerhalb des Austauschverhältnisses gilt ein Gebrauchswert gerade soviel wie jeder andere, wenn er nur in gehöriger Proportion vorhanden ist. Oder wie der alte Barbon sagt: „Die eine Warensorte ist so gut wie jede andere, wenn ihr Tauschwert gleich groß ist. Da existiert keine Verschiedenheit zwischen Dingen von gleich großem Tauschwert.“ Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedener Qualität, als Tauschwerte können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswert“¹⁾.

Wie hoch steht nun der allgemeine Grenznutzen in den tauschenden Wirtschaften? Er ist in den beiden für alle Güter von 7 auf 6 gesunken; eine Ausnahme bildet nur die Tischproduktion in der einen Wirtschaft und die Schuhproduktion in der andern. Da jede der beiden nicht nur ihren eigenen Bedarf, sondern auch den der Nachbarwirtschaft decken muß, so produziert sie mehr Tische (oder Schuhe), als sie selber braucht, d. h.

¹⁾ Marx, Kapital. Bd. I, S. 4.

bei einem allgemeinen Grenznutzen von 6, stellt er sich in der Tischproduktion auf 3, 2 oder 1, und ebenso tief kann in der andern Wirtschaft der Grenznutzen der Schuhe sinken. So entsteht die „Erwerbswirtschaft“, als ein über den Durchschnitt herausgewachsener Produktionszweig mit einem unterdurchschnittlichen Grenznutzen, und sie trennt sich von der privaten Hauswirtschaft¹⁾.

Die kapitalistische Volkswirtschaft besteht aus einer Reihe derartiger Einzelwirtschaften, die sich auf die Produktion bestimmter Warenarten spezialisieren; für den Kapitalisten ist der Grenznutzen seiner Produktion meistens gleich Null, jedenfalls ganz gering. Wenn seine Schätzung auf dem Markte für die Preisbestimmung irgendwas zu sagen hätte, würde auch der Preis sehr tief stehen müssen. In Wirklichkeit kennt aber kein einziger Unternehmer den Grenznutzen seiner Waren, weil diese für seinen eigenen Bedarf in der Regel gar nicht in Betracht kommen. Auf dem kapitalistischen Warenmarkte wird der Grenznutzen auf der Angebotsseite vollständig ausgeschaltet.

Aber auch auf der Nachfrageseite verliert der Grenznutzen jede Bedeutung. Wollten wir den Nutzen eines Gutes für die Käufer und die Verkäufer vergleichen, so kämen wir zu zwei Schätzungslinien: der einen der Verkäufer, die ganz tief liegt, und der andern der Käufer, die viel höher verläuft. Wo stellt sich dazwischen der Marktpreis? Kein Grenznutzen in der Welt kann diese Frage beantworten.

Auch kann es nicht die angebotene Warenmenge: auf die Dauer sind es die Unternehmer, die die Produktion der Nachfrage in einer Weise anpassen, daß ihnen der Durchschnittsprofit verbleibt. Die Angebotseite, die mit der Grenznutzenberechnung nichts zu tun hat, bestimmt auf diese Weise den „letzten Käufer“, d. h. den normalen Marktpreis.

Diesem Tatbestande muß auch die „Grenznutzenschule“ Rechnung tragen, indem sie zugibt, daß man im alltäglichen Leben, bei Kauf und Verkauf, vom Grenznutzen nichts merkt. Man geht von bereits feststehenden Marktpreisen aus, und die Nutzenschätzung behält ihre Bedeutung nur als Maximal- und Minimalgrenze des Preises. Durch diese einfache Tatsache ist

¹⁾ In den Schriften der „subjektiven Schule“ werden aber die beiden grundverschiedenen Wirtschaftsarten immer als eine Einheit betrachtet.

die ganze Grenznutzentheorie widerlegt. Denn so steht es eben in der Wirklichkeit: solange die Produktion sich normal entwickeln kann, merkt weder der Käufer, noch der Verkäufer irgendetwas vom Grenznutzen. Nur unter außerordentlichen Umständen, wenn der normale Gang der Produktion gestört wird, gewinnen neue Erscheinungen auf die Marktverhältnisse Einfluß, und die Nutzenschätzung kann als Maximal- und Minimalgrenze des Preises auftreten. Es ist aber ganz falsch, die Marktverhältnisse einer belagerten Stadt oder den Tauschakt unter Wüstenreisenden für die normalen Verhältnisse als Muster vorzuführen.

Diese Betrachtungen beweisen, daß es auch in der Tauschwirtschaft für den Warenpreis nicht auf irgendwelche Nutzenschätzung ankommt. Der „Substitutionswert“, der bei anderen Wirtschaftsordnungen immer nur aus Arbeitszeit besteht, kann auch in der kapitalistischen Gesellschaft nichts anderes darstellen. Während aber vom gesellschaftlichen Standpunkte es für alle Wirtschaftsformen klar ist, daß der Ersatzwert aller Produkte in Arbeit besteht, so besteht er in der kapitalistischen Gesellschaft vom Standpunkte der Privatwirtschaft in Geld. Im Gelde offenbart sich der gesellschaftliche Charakter dieser in einzelne Unternehmungen zerrissenen Gesellschaft. Eine Werttheorie muß daher vor allem das Geldproblem lösen können. Die „Grenznutzenschule“, die von der Individualpsychologie ausgeht, hat nicht vermocht, dafür eine Lösung zu geben, und diese Tatsache beweist von neuem, daß die Theorie des „Grenznutzens“ und der „Zurechnung“ vollständig mißlungen ist.

II. „Der letzte Arbeiter“.

Die Theorie vom „letzten Arbeiter“ bildet eine Anwendung der Zurechnung für den konkreten Fall des Arbeitslohns. Gelten hier alle Einwände gegen die Zurechnungstheorie im allgemeinen, so werden dabei die unmöglichen Prämissen und die inneren Widersprüche der „subjektiven Theorie“ besonders klar.

Die eine Auffassung vom lohnbestimmenden „letzten Arbeiter“ besteht in folgendem¹⁾: solange auf dem Arbeitsmarkt

¹⁾ S. z. B. Böhm-Bawerk. Der letzte Maßstab des Güterwerts. Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. 1894.

unbeschäftigte Arbeiter vorhanden sind, drückt die Konkurrenz unter den Arbeitern den Lohn herunter, bis alle Arbeiter angestellt sind. Jede weitere Arbeiterschicht aber vergrößert die Warenmenge, die auf den Markt gelangt; während dadurch das Angebot steigt, müssen zum Absatz des gesamten Warenvorrats neue, „schwächere“ Käufer herangezogen werden. Der Marktpreis sinkt, und „folglich“ sinkt auch der Preis der Produktionsmittel. Der Arbeitskraft muß ein absolut geringerer Beitrag „zugeordnet“ werden, — und der Arbeitslohn sinkt. Je mehr Arbeiter, desto größer die Produktion; je größer die Produktion, desto geringer der Marktpreis; und je geringer der Marktpreis, desto tiefer der Arbeitslohn. Mit anderen Worten: der „letzte Arbeiter“ bestimmt den „letzten Käufer“; dieser bestimmt seinerseits den Marktpreis der Ware; und der Marktpreis bestimmt schließlich die Höhe des Arbeitslohnes. Folglich bestimmt der „letzte Arbeiter“ die Höhe des Arbeitslohnes.

Der ganze Vorgang paßt sehr gut in die allgemeine Grenznutzentheorie: zum Grenzwert, Grenzkapital und Grenzkäufer gesellt sich noch der Grenzarbeiter, und der Grenznutzen feiert seine Herrschaft in allen Kapiteln des „national-ökonomischen Systems“. Trotz alledem hat er einen nicht unwesentlichen Mangel: der Wirklichkeit entspricht er nicht im mindesten.

Unter welchen Umständen kommt der Unternehmer zur Anstellung neuer Arbeiter? In der Regel, nur wenn er auf erhöhten Absatz hofft. Es ist nur die steigende Nachfrage oder wenigstens die Aussichten auf eine solche, die ihn veranlassen, die Produktion zu erweitern. Dem steigenden Angebot entspricht dann auch eine stärkere Nachfrage, und der Marktpreis bleibt wenigstens auf seiner Höhe bestehen. Selbstverständlich kann sich der Unternehmer in seiner Spekulation verrechnen; sein Angebot kann keinen Absatz finden, und er muß sich dann mit einem geringeren Marktpreis für seine Waren begnügen. Dann schränkt er aber wieder die Produktion ein und entläßt einen Teil seiner Arbeiter. Es ist doch kein Zufall, daß guten Konjunkturen auch steigende Warenpreise, höherer Arbeitslohn und größeres Angebot entspricht, während in Krisenperioden der Warenpreis, der Arbeitslohn und das Warenangebot zugleich tief stehen. Sollte der Warenpreis infolge der Produktionserweiterung immer sinken,

so wäre es ganz unerfindlich, wozu die Unternehmer diese Erweiterung vornehmen. Etwa der „subjektiven Theorie“ und dem „letzten Arbeiter“ zuliebe?

Es ist auch ganz unrichtig, daß nach jeder Produktionserweiterung „schwächere Käuferschichten“ zum Kauf gelangen müssen. Um dies zu beweisen, muß die Grenznutzenschule eine neue Gesellschaftsklasse „postulieren“, die eigentlich außer der Gesellschaft lebt, und deren alleiniger Beruf in der Konsumtion besteht. Wer sind die Käufer oder Konsumenten? Es sind doch dieselben Klassen, die in der Produktion als Arbeiter, Kapitalisten usw. erscheinen. Wird die Produktion erweitert und neue Arbeiter angestellt, so muß auch die Nachfrage zunehmen; sie geht nicht nur von den neuen Arbeitern, sondern auch von den Kapitalisten aus: erstens als stärkere Nachfrage nach Produktionsmitteln für den erweiterten Betrieb, nicht zuletzt aber als gesteigerte Nachfrage nach Konsumtionsmitteln; den Antrieb dazu gibt der gesteigerte Profit (sonst wäre die Produktionserweiterung ein Unsinn). Auf diese Weise steigt die Nachfrage in allen Gesellschaftsklassen, und die Unternehmer brauchen sich nicht mit der „Grenzwertung“ schwächerer Käufer zu begnügen.

Auch die andere Voraussetzung, daß alle Arbeiter stets beschäftigt sind, entspricht nicht den Tatsachen. Jedem Stande der Produktionsentwicklung entspricht eine — in bestimmten Grenzen sich bewegende Nachfrage nach Arbeitskräften, und es ist eine schwache theoretische Basis, wenn man davon ausgeht, daß bei einer bestimmten Größe des Kapitals eine beliebig große Arbeitsmenge angestellt werden kann.

Das letztere gilt in noch stärkerem Maße gegen eine andere Fassung derselben Theorie. Hier heißt es, daß nicht „schwächere Käufer“ dem „letzten Arbeiter“ entsprechen, sondern daß jeder weitere Arbeiter immer minder produktiver wird, so daß die „Grenzproduktivität“ des „letzten Arbeiters“ den Stand des Arbeitslohnes reguliert.

„Give to a isolated community a hundred million dollars' worth of capital, and introduce gradually a corresponding force of workers. Put a thousand laborers into the rich environment that these conditions afford, and their product per capita will be enormous. Their work will be aided by capital to the extent

of a hundred thousand dollars per man. This sum will take such forms as the workers can best use, and a profusion of the available tools, machines, materials, etc., will be at every laborer's hand. If we were to try to imagine the forms of productive wealth that such a condition would require, we should bring before the mind a picture of automatic machinery, of electrical motors and of power obtained from cataracts, tides and waves. We should see chemical wonders performed in the preparing of materials, the creating of soil and the like. We should place the worker in the position of a lordly director of natural forces so great and so varied that they would seem more like occult powers of the air than like tools of mundane trades. . . . Add, now, a second thousand workers to the force; and, with the appliances at their service changed in form — as they must be — to adapt them to the uses of the larger number of men, the output per man will be smaller than before. This second increment of labor has at its disposal capital amounting to only half a hundred thousand dollars per man; and this it has taken from the men who were formerly using it. In using capital, the new force of workers goes share in share with the force that was already in the field. Where one of the original workers had an elaborate machine, he now has a cheaper and less efficient one; and the new workers by his side also have machines of the cheaper variety. . . . The product that can be attributed to this second increment of labor is, of course, not all that it creates by the aid of the capital that the earlier division of workers has surrendered to it; it is only what its presence adds to the product previously created. . . . Add increment after increment of labor, till the force is decupled; and the product that is due to the last of the additions is still great. Continue to add to the force till it numbers a hundred thousand having still the hundred million dollars' worth of capital, but in changed form. . . . If, now, this hundredth increment of labor is the last one that the isolated society contains, we have the law of wages. . . . The effective value of any unit of labor is always what the whole society with all its capital produces, minus what it would produce if that unit were to be taken away. This sets the universal standard of pay. A unit of labor consists, in the supposed case, of a thousand men, and the product of it is the natural pay of a

thousand men. If the men are equal, a thousandth part of this amount is the natural pay of any one of them.“¹⁾

Hat die „abstrakte Methode“ der „subjektiven Schule“ mit der ökonomischen Wirklichkeit auch sonst wenig zu tun, so verliert sie bei Clark jede Ähnlichkeit mit den Tatsachen des ökonomischen Lebens. Die ganze Art, wie er seine Beweisführung unternimmt, ist sehr charakteristisch: er geht von unmöglichen Prämissen aus, schmuggelt dann sein „demonstrandum“ mitten in die Beweisführung hinein, und mit Triumph erhält er schließlich seine Theorie, als der Wissenschaft letztes Wort!

Bei einem Kapital von 100 Millionen Dollars sind zuerst 1000 Arbeiter beschäftigt — das ist alles, was uns Clark über seinen Ausgangspunkt klar macht. Woraus besteht aber das Kapital? Sind es Handwebstühle, kleine Schmiedewerkstätten und Hakenpflüge oder Stallwerke, Textilfabriken und elektrische Landwirtschaftsmaschinen? Auf welcher Entwicklungsstufe stehen die Produktionsmethoden?²⁾ Das gesamte „Produktivkapital“ eines antiken Reiches war kaum 100 Mill. Doll. wert; heutzutage hat jede Großstadt diese Summe überschritten. Die Frage ist aber insofern von entscheidender Bedeutung, als das antike „Kapital“ bekanntlich relativ mehr Arbeiter nötig hatte, als das moderne. Denn Kapitalien von gleichem Werte bedürfen bei verschiedenen Produktionsformen verschiedener Arbeitermengen. Über diese Frage geht Clark hinweg; um so begeisterter schildert er die Vorteile, die seine isolierte Kommune aus ihrem Kapitalreichtum ziehen kann. Manches Wunder der Technik aus Clarks poetischer Schilderung wird heutzutage noch nicht ganz verständlich sein; wohl geht aber daraus hervor, daß er wenigstens die heutigen Produktionsmöglichkeiten vor Augen hat.

Die 1000 Arbeiter, die dem Kapital von 100 Mill. Doll. gegenüberstehen, decken durch ihre Arbeit den gesamten Bedarf der Gesellschaft. Sie müssen auf die verschiedenen Produktionszweige entsprechend den verschiedenen Bedürfnissen

¹⁾ Clark, *Distribution of wealth*. S. 174—178.

²⁾ Oder stehen vielleicht die Arbeiter mit 100 Mill. Doll. in Gold ausgerüstet? Dann kommen sie in der Produktion mit einem solchen Reichtum nicht besonders rasch vorwärts.

der Gesellschaft verteilt sein. Es würden (z. B. nach der heutigen Berufsteilung Deutschlands) beschäftigt sein: im Bergbau und Hüttenwesen 32 Mann, in der Metallverarbeitung 39, in der Maschinenindustrie 30, in der chemischen 5, Textilindustrie 35, im polygraphischen Gewerbe 6, Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbetrieb 22 usw. Nun, man denke sich die „automatic machinery“ und die „electrical motors“, die die 30 Mann der „Maschinenindustrie“ erzeugen sollen! Und die „chemical wonders“ der „Industrie“ mit 5 Mann! Und die Eisenbahn, die von 20 Arbeitern im Betriebe erhalten wird!

Es ist eine Tatsache, daß jedem Stande der technischen Entwicklung ein Minimum der Bevölkerung entspricht; die riesige Produktivität der menschlichen Arbeit, die heutzutage erreicht ist, kann nur in Großbetrieben entfaltet werden. Um diese aber in Bewegung zu setzen, müssen viel größere Arbeitermassen vorhanden sein, als in Clarks Beispiel. Je weiter sich die Produktion entwickelt, je höher die Produktivität der Arbeit steigt, desto größer werden die modernen Betriebseinheiten und desto größer das Bevölkerungsminimum, das zur Ausnutzung aller technischen Errungenschaften gehört. Eine „isolierte Wirtschaft“ war vor 1000 Jahren mit 50 oder 100 Arbeitern möglich; heutzutage gehören Millionen dazu. Die Clarkschen 1000 Arbeiter werden, um existieren zu können, alle neuesten Produktionserfindungen und Verbesserungen verwerfen und aus „the rich environment“ keinen Gebrauch machen können. Sie werden um ein paar Jahrhunderte zurückgreifen, um sich diejenigen Produktionsmethoden herauszusuchen, die ihren Verhältnissen entsprechen. Aus den 100 Mill. Doll. wird also nichts, und der „lordly director of natural forces“ wird zu einem armseligen Handwerker und Bauer!

Nun fügt Clark das zweite Tausend der Arbeiter hinzu; er dividiert dann das Kapital durch die Anzahl der Arbeiter, und findet einen verminderten Anteil: 50 taus. Doll. statt 100; und daraus schließt er gleich auf eine sinkende Arbeitsproduktivität. In diesem ganz unbegreiflichen und willkürlichen Schluß ist aber bereits seine ganze Theorie enthalten.

In Wirklichkeit sieht es auch hier gerade umgekehrt aus. Die kleine Gesellschaft wird nunmehr jedem Produktionszweig die doppelte Arbeitsmenge zuführen können. Die Betriebs-

größe kann größer gegriffen und die Produktionsweise wesentlich verbessert werden. Aus dem „rich environment“ können jetzt die kleineren Betriebe in Bewegung gebracht werden, die früher noch nicht zugänglich waren. Das Arbeitsprodukt der ganzen Gesellschaft nimmt rascher zu als die Bevölkerung, und das „Grenzprodukt“ des zweiten Tausends ist um vieles größer als dasjenige des ersten. Mit der Zunahme der Arbeitermenge sinkt also das Kapital „per capita“, und zugleich wächst die Produktenmenge — ebenfalls „per capita“. Mit jedem weiteren Tausend der Arbeiterbevölkerung nimmt die Produktivität der Arbeit zu; es werden immer größere und immer ergiebigere Produktionsmethoden in Angriff genommen und die vorhandenen Produktionsmittel tatsächlich ausgenutzt. Dieses Wachstum hat aber sein Ende: in jenem Augenblick, wo die Arbeitermasse eine Größe erreicht (sagen wir 50 taus.), die dem Stande der Produktionsmittel vollständig entspricht, erreicht auch die Produktenmenge ihr Maximum. Alle Fabriken sind besetzt, alle Maschinen in Bewegung gebracht, und die „power obtained from cataracts, tides and waves“ wird tatsächlich umgeformt und der Produktion zugeführt.

Solange die Arbeiterbevölkerung von 1 bis 50 tausend anwuchs, war das „Grenzprodukt“ jedes weiteren Tausends immer größer als das des voraufgegangenen. Wie verhält es sich mit dieser Frage, wenn die Zahl von 50 taus. erreicht ist?

Bleibt das Kapital auch weiter in seiner Größe und seinen technischen Eigenschaften unverändert, so ist das „Grenzprodukt“ aller weiteren Arbeiter gleich Null. Clark läßt die Anzahl der Arbeiter allmählich 100 tausend erreichen und will jedesmal einen weiteren Rückgang der Produktivität beobachten; er hat uns aber vorenthalten, was und wo die neuen Arbeitermassen zu tun haben. Es ist klar, daß nur eins von beiden möglich ist: entweder werden alle Produktivkräfte in irgendeinem Punkte zwischen dem ersten und hundersten Tausend vollständig ausgenutzt, oder aber es bleibt immer ein Teil der Produktionsmittel frei. Im ersteren Falle haben alle weiteren Arbeiter zwischen dem 50. und 100. Taus. einfach nichts zu tun, daher überhaupt keine Produktivität¹⁾; im zweiten nimmt die Produktivität jedes

¹⁾ Die 50 tausend Arbeiter sind natürlich keine absolut feste Größe, und die dem Stande der Produktionsmittel entsprechende Arbeitermasse

weiteren Tausends zu. In den beiden Fällen hat aber Clark mit seiner „sinkenden Produktivität“ unrecht²⁾.

Daher ist auch der ganze Begriff des „letzten Arbeiters“ ganz wertlos. Jedes Werkzeug, jede Maschine und jede Fabrik bedarf einer bestimmten Anzahl von Arbeitskräften, und diese muß vorhanden sein, wenn die Produktion vorwärts kommen soll. Innerhalb dieser notwendigen Arbeitermenge ist der eine Arbeiter ebenso produktiv wie jeder andere³⁾; darüber hinaus ist jeder Arbeiter absolut unproduktiv. Clark müßte doch mal die „Grenzproduktivität“ eines letzten Droschkenkutschers bei einer Droschke oder eines letzten Buchdruckers bei einer Setzmaschine auseinandersetzen!

III. Der „Subsistenzfonds“.

„Das Angebot an Subsistenzvorschüssen in einer Volkswirtschaft wird mit einer geringfügigen Ausnahme repräsentiert durch die Gesamtsumme des — abgesehen vom Grund und Boden — in derselben existierenden Vermögensstocks. Die Funktion dieses Vermögensstocks besteht darin, das Volk während der Zwischenzeit, die zwischen dem Einsatz seiner originären Pro-

kann vielleicht zwischen 45 und 55 tausend schwanken. Auch innerhalb dieser Grenzen findet aber Clarks Theorie keine Anwendung, weil neue Arbeiter nur angestellt werden, wenn die Nachfrage steigt und die neuen Kosten einen wenigstens ebenso großen Gewinn versprechen wie zuvor.

²⁾ Nachdem Clark das Bild der „automatic machinery“ und „chemical wonders“ entworfen hat, versetzt er plötzlich diese Reize in das gelobte Land, dessen Pforten sich uns erst in entfernter Zukunft öffnen werden. „All this, however, is only a picture of what would be slowly and remotely approached, if capital were quietly to outgrow population and were to reveal its power of taking the forms that the needs of the relatively few workers would require.“ (Distribution of wealth S. 175.) Clarks Mitmenschen möchten aber wissen, wie die Produktion der „isolierten Gemeinschaft“ heutzutage schon aussieht. Was ist der Ausgangspunkt der Produktionsentwicklung? Wie fängt die Zukunftsmusik an? Und was fangen die Arbeiter mit den 100 Mill. Dollar an?

³⁾ Soll hier nach Clark jedem Arbeiter das gesamte Produkt „zugerechnet werden“, und soll der Lohn dem Ertrage einer ganzen Arbeitergruppe gleich sein?

Übrigens bleibt es überhaupt ein Rätsel, wozu die „letzten Arbeiter“, die doch einen unterdurchschnittlichen Profit hervorbringen, vom Unternehmer angestellt werden.

duktivkräfte und der Gewinnung ihrer genußreifen Früchte vergeht, also während der durchschnittlichen gesellschaftlichen Produktionsperiode zu erhalten, und die gesellschaftliche Produktionsperiode kann desto länger gegriffen werden, je größer der aufgesammelte Vermögensstock ist⁽¹⁾.

„Wir dürfen als fix annehmen, daß das ganze Angebot an Arbeit und das ganze Angebot an Gegenwartsgütern gegeneinander zum Umsatz kommt. Dadurch daß dies feststeht, kommt nun auch eine gewisse Bestimmtheit in die Länge der Produktionsperiode und damit in die Größe des Produkts, das der Unternehmer aus der gekauften Arbeit erlangen kann. Es muß nämlich jedenfalls eine solche Produktionsperiode angenommen werden, daß während der Dauer derselben gerade der ganze disponible Subsistenzfonds zur Besoldung der gesamten vorhandenen Arbeitermenge erforderlich, aber auch genügend ist⁽²⁾).

Auf den ersten Anblick ist diese Theorie der alten Lohnfondstheorie äußerst ähnlich: die beiden gehen von einem fixen Existenzfonds aus, und beide bestimmen die Höhe des Arbeitslohns durch eine Division des Fonds durch die Anzahl der vorhandenen Arbeiter. Trotzdem sind die Theorien sehr verschieden.

Was ist der Subsistenzfonds bei Böhm-Bawerk? Er besteht aus dem gesamten „Vermögensstock“ der Gesellschaft, d. h. aus dem gesellschaftlichen Kapital. Durch die Produktion, durch Vereinigung der Produktionselemente verwandeln sich Rohstoffe, Maschinen und Arbeitskraft in „Güter erster Ordnung“, — in fertige Verbrauchsgüter. Aus diesem Grunde glaubt Böhm-Bawerk das gesamte Kapital in lauter „Subsistenzvorschüsse“ verwandeln zu dürfen. Bei der Darstellung der „Zurechnungstheorie“ behauptet die „subjektive Schule“, es nähmen außer der Arbeit noch Kapital und Boden an der Warenproduktion teil, und der Wert der Verbrauchsgüter verteile sich in bestimmten Proportionen unter allen Produktionselementen. In der Lohn- und Zinstheorie verschwinden plötzlich alle übrigen Produktionsmittel, und das Kapital erscheint als lauter Lohnfonds. Dann ist es aber eine leichte Arbeit, den Arbeitslohn auszurechnen:

1) Böhm - Bawerk, Positive Theorie, S. 525.

2) Ebenda, S. 602.

man braucht ja nur die elementarsten Divisionsregeln zu kennen!

Jeder Unternehmer investiert sein Kapital nicht nur in Arbeitskräfte, sondern auch in Rohstoffe und Produktionsinstrumente. Ist es aber anders mit dem gesellschaftlichen Kapital? Muß dieses nicht zum großen Teil aus Maschinen, Rohstoffen und dgl. bestehen? Auch dann, wenn wir das Gesamtkapital der Gesellschaft „im Werden“ betrachten, wenn wir den Anfang und das Ende einer Produktionsperiode vergleichen, können wir nicht dazu kommen, das konstante Kapital auszuschließen oder es in Arbeitslöhne zu verwandeln. Die Maschinen und Rohstoffe müssen am Ende der Produktionsperiode wenigstens in derselben Menge vorhanden sein wie am Anfang. Die abgenutzten Maschinen und die verarbeiteten Rohstoffe verwandeln sich freilich (ökonomisch) in fertige Verbrauchsmittel, an dieser Verwandlung nimmt aber nicht die gesamte gesellschaftliche Arbeit teil. Ein gewisser Teil davon muß der Wiederherstellung der verbrauchten Produktionsmittel gewidmet sein, und so bleibt immer das konstante Kapital ein nicht auszuscheidender Bestandteil des gesamten Nationalkapitals. Man kann mit gleichem Rechte, wie es Böhm-Bawerk für den Arbeitslohn tut, das Kapital nur aus Maschinen bestehend betrachten, weil diese zur Produktion jedes Gutes verwendet werden. Tausende von Variationen könnte man auf diese Weise für „das Wesen“ des Kapitals erfinden, um dann darauf ökonomische Theorien aufzubauen.

Dadurch, daß Böhm-Bawerk von vornherein die Subsistenzvorschüsse als Ausgangspunkt annimmt, erscheinen diese als vom Produktionsprozeß vollständig unabhängig, d. h. sie dienen nur als Mittel der ferneren, werden aber nicht als Resultat der voraufgegangenen Produktionsperiode betrachtet. In Wirklichkeit hängt der Verbrauchsfonds der Gesellschaft offenbar von den Eigenschaften ihres Kapitals ab: von seiner absoluten Größe und seinen technischen Eigenschaften. Böhm-Bawerk löst dieses Verhältnis dadurch auf, daß er das konstante Kapital einfach ignoriert. So kommt er schließlich zu dem Ergebnis, daß eine beliebig große Arbeitermasse in jedem Augenblick von den Kapitalisten angestellt werden kann. Ob eine doppelt oder dreifach so große Menge von Arbeitskräften

in den Fabriken und Werkstätten Arbeit finden kann, wird gar nicht untersucht; daß die Gesamtmasse der verwendbaren Arbeiter jedesmal in einem bestimmten Verhältnis zum Kapital stehen muß, wird ebenfalls nicht erwähnt. Alle Arbeiter finden Anstellung: man braucht ja nur zu dividieren!

Der Böhm-Bawerksche Subsistenzfonds besteht nicht allein aus fertigen Verbrauchsmitteln, sondern ist der gesamte „Vermögensstock“ der Gesellschaft. Dieser Fonds soll dann die Dauer der gesellschaftlichen Produktionsperiode bestimmen: je größer der Fonds ist, desto länger kann die Gesellschaft auf die Früchte ihres Produktionsprozesses warten, desto längere („folglich“ desto ergiebigere) Produktionsumwege eingeschlagen werden können¹⁾. Was ist aber die Produktion? Sie ist u. a. die Verarbeitung des „Vermögensstockes“ in fertige Verbrauchsmittel. Die Masse dieser letzteren hängt aber nach Böhm-Bawerk von der Dauer der Produktionsperiode ab, und diese wieder von der Masse der Verbrauchsmittel. Zuerst bestimmt der „Vermögensstock“ die Dauer der Produktionsperiode, die zu seiner Verarbeitung in Subsistenzmittel dienen wird. Die Dauer der Produktionsperiode bestimmt dann die Größe des „Subsistenzfonds“; und dieser bestimmt schließlich die Produktionsperiode. So sieht die Theorie wirklich aus: Produktionsperiode wird durch Produktionsperiode bestimmt und Subsistenzfonds durch Subsistenzfonds!

In diesem Punkte unterscheidet sich die Theorie des „Subsistenzfonds“ von der alten Lohnfondstheorie. Dem Lohnfonds der Klassiker liegt die Vorstellung eines bestimmten Verbrauchsfonds zugrunde, der jährlich produziert und jährlich konsumiert wird. Bei Böhm-Bawerk ist der Subsistenzfonds von der Produktion noch in größerem Maße unabhängig als bei den Klassikern²⁾: der gleiche Subsistenzfonds kann nach Böhm-Bawerk in einem, in zwei, in zehn Jahren verbraucht werden — je nach verschiedenen Nebenumständen. Wie dies bei bestimmten physikalischen und chemischen Eigenschaften des Subsistenzfonds

¹⁾ Hier betrachtet schon Böhm-Bawerk seinen Subsistenzfonds als eine aufgespeicherte Verbrauchsmittelmenge, die der Gesellschaft während der Produktion zum Unterhalt dienen soll.

²⁾ Und dabei ist er bei Böhm-Bawerk nichts anderes als die Produktion selbst!

möglich ist, bleibt unverständlich. Der Subsistenzfonds befindet sich einerseits und die Produktion andererseits, und trotzdem wird der Subsistenzfonds erst im Laufe der Produktion fertiggestellt! Er muß deren Voraussetzung bilden, kann aber nichts anderes als das Ergebnis sein. Der ganze Begriff des Subsistenzfonds ist ein großes Netz von Widersprüchen.

Es ist leicht zu begreifen, wie Böhm-Bawerk zu dieser Theorie kommt. Nachdem das konstante Kapital aus der Welt geschafft wurde, sucht Böhm-Bawerk nach einem einheitlichen Maßstab, um die verschiedenen Elemente des Subsistenzfonds, der das variable Kapital (die einzige Form des Kapitals, die Böhm-Bawerk an dieser Stelle kennt) darstellt, zusammenzufassen. So verwandelt er den Subsistenzfonds in Geld und operiert allein mit einer bestimmten Geldsumme. Nun wird die ganze Arbeit viel leichter. Statt bestimmter technischer Eigenschaften des Kapitals und der Verbrauchsmittel, die nur eine ganz bestimmte Verwendungsweise zulassen, erscheint im Mittelpunkt der Untersuchung eine Geldsumme, die sich teilen und verwenden läßt, wie man will.

Ein Punkt bleibt aber auch hier im Dunkeln: die Gesamtsumme der Löhne bleibt doch in Wirklichkeit immer geringer als der Wert des Verbrauchsfonds der Gesellschaft; ein beträchtlicher Teil des letzteren wird von den anderen Klassen konsumiert, und es muß vor allem erklärt werden, wie die Teilung des Gesamtproduktes unter verschiedenen Klassen vor sich geht. Bei Böhm-Bawerk gehen aber die Kapitalisten und Grundbesitzer nackt und hungrig aus, trotzdem sie Profit und Rente erzielen.

Der gesamte Subsistenzfonds in Geldform ist bei Böhm-Bawerk Kapital, und das gesamte Kapital ist Subsistenzfonds. Ihm gegenüber steht die Arbeitermasse, die daraus ihre Unterhaltungsmittel beziehen soll. Nun kommt es nur darauf an, wie lange die Produktionsperiode dauert: die Subsistenzvorschüsse müssen ausreichen, um die Arbeiter während der Produktionsperiode zu erhalten. Ein Teil der Produkte, meint Böhm-Bawerk, wird auch innerhalb der Produktionsperiode zum Verbrauch reif, und im Durchschnitt fällt der Moment der Fertigstellung aller Verbrauchsmittel in die Mitte der Produktionsperiode. Daher kann diese doppelt so lang gewählt werden, als es der Anfangsfonds gestattet. So kommt Böhm-Bawerk zu fol-

gender Rechnung: Kapital 15 000 Mill.; Anzahl der Arbeiter 10 Mill.; Produktionsperiode 6 Jahre. Dann muß der Gesamtlohn $\frac{15\ 000\ \text{Mill.}}{10\ \text{Mill.}} = 1500\ \text{M.}$ betragen, und der Jahreslohn 1500 M.: 3 (3 ist die halbe Produktionsperiode) = 500 M.

Auf die konkreten Ziffern legt Böhm-Bawerk, wie er selbst betont, kein Gewicht. Nun, man wähle andere Ziffern, und es wird leicht einzusehen sein, daß diese ganze Berechnung über den Wert der Arbeitskraft nichts aussagt. Wie steht es z. B. mit einer Produktion, wo 10 Mill. Mark Kapital bei einjähriger Produktionsperiode 10 Mill. Arbeiter gegenüberstehen? Wird es dann nicht klar, daß die Anzahl der Arbeiter in einem bestimmten Verhältnis zum Kapital stehen muß und darüber nicht hinausgehen kann? Die Reproduktion der Arbeitskraft, wie auch die Reproduktion aller übrigen Waren, interessiert Böhm-Bawerk nicht. Er beginnt seine Untersuchung auf dem Markte, wo er eine Menge fertiger Waren und Arbeitskräfte vorfindet, und über die Markterscheinungen geht seine Betrachtung nicht hinaus.

Nicht nur aber zur Bestimmung des Normalwertes der Arbeitskraft, sondern auch zur Feststellung des momentanen Arbeitslohnes kann diese Rechnung nicht dienen. Über den Dividenden (15 000 Mill. M.) war bereits oben die Rede; was bedeutet aber der Divisor? Er ist die Gesamtzahl der vorhandenen Arbeiter. Böhm-Bawerk behauptet nämlich, daß alle Arbeiter Arbeitsgelegenheit finden. Die Behauptung ist ganz und gar aus der Luft gegriffen und erklärt sich nur durch die Ignorierung des konstanten Kapitals. Und übrigens, wo bleiben die enormen Massen der Arbeitslosen? Und wie steht es mit der „latenten Reservearmee“, mit den Tausenden und Abertausenden „selbständiger Existenzen“, die nur aus dem Grunde nicht zu Proletariern werden, weil sie keine Arbeit finden können? Es ist hier wahrscheinlich wieder ein Punkt, wo die subjektive Theorie mit der Wirklichkeit so „merkwürdig übereinstimmt“.

Böhm-Bawerk sieht den wesentlichen Vorzug seiner Lehre vor der alten Lohnfondstheorie darin, daß er die Höhe des Arbeitslohnes in Abhängigkeit von der Produktionsperiode bringt. Er stellt dabei zwei neue Gesetze auf. Erstens nimmt die Ergiebigkeit der Produktion mit der Verlängerung der „Produktions-

umwege“ zu. In dieser Form will Böhm - Bawerk die Marx'sche Theorie von der relativen Steigerung des konstanten Kapitals für die „Österreichische Schule“ dienstbar machen (bekanntlich heißt konstantes Kapital in österreichischer Sprache „Produktionsumwege“ oder einfach „Warten“, und die progressive Veränderung in der Kapitalzusammensetzung heißt hier „längere Produktionsperiode“). Zweitens sind nach Böhm - Bawerk die Mehrerträge der längeren Produktion umso geringer, je größer die absolute Länge der Produktionsperiode ist, z. B.¹⁾:

Dauer der Produktionsperiode	Ertrag eines Arbeitsjahres	Mehrertrag
1 Tag (kapitallos)	150 fl.	—
1 Jahr	350 „	200 fl.
2 Jahre	450 „	100 „
3 „	530 „	80 „
4 „	580 „	50 „
5 „	620 „	40 „
6 „	650 „	30 „
7 „	670 „	20 „
8 „	685 „	15 „
9 „	695 „	10 „
10 „	700 „	5 „

Der Subsistenzfonds, über den ein Kapitalist verfügt, sagt Böhm - Bawerk, gibt ihm die Möglichkeit, entweder eine größere Arbeiterzahl für eine kürzere Periode anzustellen, oder einen längeren „Produktionsumweg“ einzuschlagen, dafür aber mit einer umso geringeren Arbeiterschaft auskommen zu müssen. Der jährliche Reinertrag ist daher nicht bei der längsten Produktionsperiode am größten, sondern in irgendeinem Zwischenpunkte, wo einerseits die Anzahl der Arbeiter noch nicht zu gering und andererseits die Produktionsperiode lang und ergiebig genug ist. Je nach den konkreten Verhältnissen eines jeden Produktionszweiges, meint Böhm - Bawerk, können es verschieden lange Produktionsperioden sein.

Mit der Bestimmung der vorteilhaftesten Produktionsperiode wird zugleich auch die Höhe des jährlichen Arbeitslohnes bestimmt.

¹⁾ Böhm - Bawerk, Positive Theorie, S. 591.

Dieser ist gleich dem Quotienten aus der Division des gesamten Nationalkapitals einmal durch die halbe Produktionsperiode und dann durch die Anzahl der vorhandenen Arbeiter¹⁾.

Dies ist das Neue, wodurch Böh m - Bawerk den alten Lohnfonds zu verbessern glaubt. Das Ganze muß aber auf jeden vorurteilsfreien Menschen den Eindruck einer künstlichen, ausgeklügelten Theorie machen. Alles ist hier ad hoc entdeckt und hat mit den wirklichen Vorgängen des wirtschaftlichen Lebens nichts zu tun.

Vor allem — die letztere Tabelle. Wie es auch mit der Theorie der Produktionsumwege stehen mag, eins ist dabei klar: eine neue Dauer der Produktionsperiode bedeutet andere Produktionsmethoden, andere Maschinen, andere Hilfsstoffe und nicht selten auch andere Rohstoffe; kurz — es ist jedesmal eine andere Produktionstechnik, die der veränderten „Produktionsperiode“ entspricht. Eine bessere und ergiebigere Produktionsmethode ist aber immer die Frucht neuester Erfindungen, „das letzte Wort der Wissenschaft“. Es heißt ein Schema für alle Erfindungen der Vergangenheit und Zukunft schaffen, will man ein Gesetz vom abnehmenden Reinertrag für die gesamte Produktionsentwicklung aufstellen. Böh m - Bawerk versucht nicht, dies Gesetz durch Beispiele zu illustrieren, und es gibt zweifellos keine einzige Industrie, wo sein Schema den Tatsachen entspricht. Eher umgekehrt: die Tragweite neuer Erfindungen und deren Bedeutung für die Produktionsentwicklung wird immer größer und immer fruchtbarer.

Ferner behauptet Böh m - Bawerk, es werden niemals die ergiebigsten Produktionsmethoden („die längsten Produktionsumwege“) eingeschlagen. Der gesamte Subsistenzfonds der Gesellschaft reiche nicht aus, um die Arbeiterschaft während der längsten Produktionsperiode zu erhalten, wenn man dabei auch den höchsten Reingewinn erzielen will. Daher bleiben Produktionsverbesserungen unausgenutzt, da sie mit einer Verlängerung der Produktionsperiode verbunden sind. Dieser Gedanke bildet einen wesentlichen Bestandteil der Lohntheorie Böh m - Bawerks. Er führt auch eine Reihe von Beispielen an, die seine Theorie

¹⁾ Die Produktionsperiode und der Jahreslohn bedingen sich bei Böh m - Bawerk wechselseitig.

illustrieren sollen¹⁾: Trinkwasserleitung, Gasleitung, Telephonleitung, Telegraphenleitung, elektrische Kraftübertragung; Zäune der Felder; Mauer, Gitter an Fabriken und Werkstätten; einbruchssichere Türschlösser, Rollbalken an Verkaufsläden, Panzerkasten u. dgl.; Dammbauten, Blitzableiter, Feuerlöschgeräte, Signalapparate usw. usw.

Daß diese Beispiele zuwenig beweisen, weiß Böhmer-Bawerk selbst; denn entweder sind die genannten „Verbesserungen“ wirklich eingeführt, oder aber sie sind ohne jede Bedeutung. (Ein schönes Beispiel für Kapitalmangel — das Fehlen von Türschlössern und Ventilationen!) Böhmer-Bawerk bringt dann einen weiteren Beweis: es wird nicht immer die solideste Bauart gewählt. Dies beweist aber nur, daß es nicht immer „am ergiebigsten“ ist, Gebäude von größter Dauerhaftigkeit herzustellen. Beim raschen Tempo des modernen Lebens ist es vorteilhafter, auf kürzere Produktionsperioden sich einzurichten. Auch die ausbleibenden Eisenbahnen beweisen nichts für Böhmer-Bawerks Theorie; denn solange der Verkehr eine genügende Höhe noch nicht erreicht hat, bleiben die Transportkosten so hoch, daß die Eisenbahn keine Verbilligung der Kosten bedeuten würde.

Eine Verbesserung der Produktionsmethode vermindert immer die Produktionskosten, sonst ist sie keine Verbesserung. Dadurch erzielt der Unternehmer einen Extraprofit, und sein Kapital rentiert sich überdurchschnittlich hoch. Ist die Einführung der neuen Produktionsmethode mit einer größeren Kapitalinvestition verbunden, so wird der Unternehmer für eine solche Anlage am leichtesten Kapital finden können. Das freie Kapital strömt vor allem in diejenigen Zweige, wo die Anlage eine Aussicht auf überdurchschnittlichen Profit eröffnet; und dies ist stets bei besserer Technik der Fall.

Es gibt gewiß Betriebe, die nicht auf der Höhe der technischen Entwicklung stehen. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen aber nicht etwa in den natürlichen Bedingungen der menschlichen Wirtschaft, sondern in ganz konkreten Verhältnissen der kapitalistischen Produktionsweise; an diesen allein liegt es auch, wenn es hin und wieder an Kapital fehlt für außerordentlich große und besonders bedeutende Arbeitsinvestition.

¹⁾ Exkurse, S. 16.

In der Regel aber ist die beste Produktionsmethode — und durch diese auch die ergiebigste Produktionsperiode — durch die technischen Verhältnisse des betreffenden Produktionszweiges bestimmt, und diese Produktionsmethode wird von den ausschlaggebenden Betrieben des letzteren tatsächlich erreicht.

Und schließlich zur Produktionsperiode selbst. Man kann die Dauer des Produktionsprozesses von zwei Gesichtspunkten aus untersuchen: erstens als Dauer der Produktion in einem Betriebe und zweitens als den Zeitraum, der vergehen muß vom Momente der Rohstoffgewinnung bis zur Herstellung des fertigen Fabrikats.

Die erstere Art der Produktionsperiode ist von größter Bedeutung für die Höhe des Zinsfußes. Je kürzer die Dauer des Produktionsprozesses, desto rascher der Kapitalumsatz, desto größere Wertmassen können mit dem gleichen Kapital umgesetzt werden, und desto höher schließlich der erzielte Profit. Daher das Streben nach steter Beschleunigung des Produktionsprozesses auf allen Gebieten der kapitalistischen Produktion. Diesem Streben kommt andererseits die technische Entwicklung entgegen, die die natürlichen organischen Prozesse durch künstliche, viel rascher verlaufende ersetzt und Produktionswerkzeuge schafft, die enorme Rohstoffmassen in ganz kurzen Perioden bewältigen.

Die zweite Art der Produktionsperiode, der Zeitraum von der Erzeugung des Rohstoffes bis zu seiner Verwandlung in fertige Gebrauchswaren, setzt sich aus der Summe einzelner Betriebsproduktionsperioden zusammen; mit der Verkürzung der letzteren wird auch der Gesamtprozeß rascher und die Gesamtperiode kürzer. Es kommt dann noch die Beschleunigung des Verkehrs hinzu. Niemals konnten Kohle und Erze, Flachs und Baumwolle, Holz und Leder so schnell in fertige Verbrauchsmittel verarbeitet werden als heutzutage.

Daraus folgt mit voller Deutlichkeit: Für den Kapitalisten, der sein Kapital produktiv investieren will, ist der längere „Produktionsumweg“ nicht immer der ergiebigste. Meistens ist es umgekehrt: je höher die Produktionstechnik, desto kürzer die Produktionsperiode. Und mag den Kapitalisten die Produktionsdauer in seiner Unternehmung allein interessieren, oder kommt für ihn der Zeitraum bis zur Fertigstellung des Endprodukts in Betracht — in beiden Fällen wird die Dauer der Periode immer geringer.

Der Unternehmer braucht nicht selber alle Maschinen und Rohstoffe für seine eigentliche Produktion zu erzeugen, sondern findet sie auf dem Markte fertig; von diesem Momente ab gemessen, wird die Produktionsperiode im Laufe der Geschichte — und der letzten Jahrzehnte insbesondere — immer kürzer.

Was Böh m - Bawerk unter Produktionsperiode versteht, ist aber von den beiden bezeichneten Arten etwas ganz Verschiedenes. Er rechnet alle Perioden zusammen, die nicht nur der Erzeugung und Bearbeitung des Rohstoffes, sondern auch der der Produktionsmittel dienen. Wohl kann heutzutage die amerikanische Baumwolle rascher nach Europa transportiert und in fertige Stoffe verarbeitet werden; nun aber gehört zur Produktionsperiode des Stoffes auch diejenige des Dampfers, auf dem sie gebracht wurde. Wohl werden heutzutage Eisengeräte aus Eisenerzen rascher produziert als zuvor; aber die Herstellung der Hüttenwerke usw. So gelangt Böh m - Bawerk zum Ergebnis, daß der jährliche Produktionsertrag zunimmt, indem die Produktionsperiode (in seinem Sinne) länger wird.

Für irgendeine moderne Industrie führt Böh m - Bawerk diese Berechnungsart nicht durch; seine Beispiele, die er zur Illustration anführt, sind aus einem Zustande gewählt, wo es überhaupt noch keine Wirtschaft gibt, einem Zustande, wo der Übergang von einer Produktion ohne Produktionsmittel zu einer Produktion mit diesen stattfindet. „Statt aus der hohlen Hand zu trinken, höhlt der Landmann aus einem Holzklotz einen Wassereimer und trägt in ihm den Tagesbedarf an Wasser auf einmal von der Quelle in die Wohnung.“ Dies ist der erste Produktionsumweg. Ein zweiter, der noch länger und noch produktiver ist, besteht in folgendem: „der Landmann fällt statt eines Baumes eine Menge Bäume, höhlt sie alle in der Mitte aus, baut aus ihnen eine Röhrenleitung und führt in ihr einen reichlichen Strahl des Quellwassers bis vor sein Haus.“

Oder: „Ich brauche Bausteine, um mir eine Wohnstätte zu bereiten. Erster Weg: ich schüttele und rüttele mit den unbewaffneten Händen und breche ab, was sich so abbrechen läßt. Zweiter Weg: ich suche Eisen zu gewinnen, forme daraus Meißel und Hammer und bearbeite damit den harten Stein. Dritter Weg: ich gewinne Eisen, Meißel und Hammer, benutze sie aber nur, um damit Rohrlöcher in den Fels zu treiben; dann

wende ich meine Bemühungen daran, Kohle, Schwefel und Salpeter erst zu gewinnen, dann zu Pulver zu mischen; dann fülle ich das Pulver in die Rohrlöcher und sprengte durch die folgende Explosion den Stein.“ Und dgl.¹⁾.

Was beweisen diese Beispiele? Nur, daß, wenn zum erstenmal Produktionsmittel angewandt werden, die Produktionsperiode bis zur Herstellung des Produkts verlängert wird. Den Ausgangspunkt der Zeitrechnung bildet die „kapitallose“ Produktion des Werkzeugs; den Endpunkt — die Herstellung des Verbrauchsprodukts. Gibt es aber irgendwo in der modernen Wirtschaft einen ähnlichen Vorgang? Welche sind die Produktionsarten, wo Werkzeuge „mit den unbewaffneten Händen“ erzeugt werden? Und gibt es solche nicht, wo liegt alsdann der Anfangspunkt der Zeitrechnung?

Kleider werden in der Schneiderwerkstatt erzeugt; es werden hier Stoff, Gebäude und Nähmaschinen verbraucht. Stoff wird mit Spinn- und Webmaschinen aus Wolle, und die Nähmaschine aus Holz und Stahl in einer Maschinenfabrik erzeugt. Zur Erzeugung von Stahl und Eisen dienen wieder andere Maschinen, die das Produkt einer Maschinenfabrik bilden; und zur Produktion von Wolle gehören Futtermittel für Schafe, und Schere. Holz wird mit Beil und Säge gefällt, die auf einer Eisenfabrik aus Eisen hergestellt werden. Zum Transport der Produktionsmittel dienen Eisenbahnen und Schiffe, die ebenfalls mit Eisen aus Eisen erzeugt werden usw. usw. Wo beginnt also die Produktionsperiode der Kleider? Etwa beim alten Thubalkain, „dem Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk“?

Diesen Einwand sucht Böhm-Bawerk dadurch zu entgegnen, daß er nicht die absolute Länge der Produktionsperiode, sondern nur die durchschnittliche messen will, das heißt diejenige, „die durchschnittlich zwischen dem Aufwand der sukzessive in ein Werk verwendeten originären Produktivkräften unter der Fertigstellung der schließlichen Genußgüter vergeht“²⁾. Diesen Durchschnitt rechnet Böhm-Bawerk folgenderweise aus: „Kostet die Herstellung eines Genußguts insgesamt 100 Arbeitstage — und ist davon ein Arbeitstag vor 10 Jahren, je ein weiterer vor 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2 und 1 Jahre und alle übrigen

¹⁾ Positive Theorie, S. 16—18.

²⁾ Positive Theorie, S. 157.

90 Arbeitstage unmittelbar vor der Werkvollendung aufgewendet worden, so lohnt sich der erste Arbeitstag nach 10, der zweite nach 9, der dritte nach 8 Jahren usf., während die letzten 90 sich sofort lohnen; und durchschnittlich lohnen sich alle 100 Arbeitstage nach

$$\frac{10 + 9 + 8 + 7 + 6 + 5 + 4 + 3 + 2 + 1}{100} = \frac{55}{100}$$

d. i. schon nach ungefähr einem halben Jahre.“¹⁾

Es ist vor allem unverständlich, wie und warum Böh m - B a w e r k bei der Berechnung der Produktionsperiode zu jenem Durchschnitt gelangt. Das Werkzeug, das im obigen Beispiel vor 10 Jahren erzeugt wurde und zur Herstellung des nunmehr fertigen „Genußgutes“²⁾ notwendig war, gehört im ganzen und nicht etwa in seinem zehnten Teile zur Produktion dieses Gutes; die weiteren Zwischenprodukte dürfen ebensowenig als Bruchteile in Anrechnung gebracht werden. Für die Kostenberechnung kommt nur ein entsprechender Teil der Produktionsmittel in Betracht, für die Bestimmung der Produktionsdauer muß dagegen jedes Produktionsmittel als Ganzes in Anrechnung kommen. Daher ist jede Berechnungsart eines Durchschnitts der Produktionsperiode ganz willkürlich. Diese kann nur als absolute und notwendige Dauer des Produktionsprozesses gerechnet werden. Übrigens hat Böh m - B a w e r k auch für seine durchschnittliche Produktionsperiode die Mehrergiebigkeit der längeren „Umwege“ nicht bewiesen.

„Wer wollte etwa noch mit Genauigkeit feststellen wollen, fragt Böh m - B a w e r k, welcher Bruchteil der Arbeitszeit, mit welcher ein bestimmter Hammer hergestellt wurde, der Erzeugung eines Tuchrockes anzurechnen ist, der mit einer Nähmaschine genäht wurde, bei deren Erzeugung jener erste Hammer mitwirkte.“³⁾ Dies ist wieder ein ganz anderer Begriff der „Produktionsperiode“: es wird hier dem Tuchrock ein Bruchteil der Arbeitszeit, die der Produktion eines Hammers diente, angerechnet; ein Bruchteil und nicht die ganze Arbeitszeit — offenbar des-

¹⁾ Ibid.

²⁾ Ein seltsamer Ausdruck: Galgen, Panze.kreuzer, Oleum ricinum — alles Genußgüter!

³⁾ Exkurse, S. 80.

halb, weil der Hammer auch noch an anderen Produktionsprozessen teilnahm. Wird also die Produktionsperiode aus Bruchteilen der Arbeitszeiten der Produktionsmittel zusammengesetzt, so ist sie mit der Gesamtarbeitszeit, die zur Herstellung des Produktes gedient hat, identisch. Die Produktionsperiode in diesem Sinne kann aber zur Rechtfertigung der Theorie Böhm-Bawerks kaum dienen; denn soviel steht jedenfalls fest: die Arbeitszeiten werden im Laufe der Produktionsentwicklung immer geringer. Je ergiebiger eine Produktionsmethode ist, desto geringer die notwendige Arbeitszeit¹⁾.

Die absolute Dauer der Produktionsperiode (allerdings gerechnet nur von der Rohstoffherzeugung ab) kann bei normalen Verhältnissen für die Volkswirtschaft nur insofern in Betracht kommen, als sie den Zeitraum für die Anpassung der Produktionsrichtung an die veränderte Nachfrage bestimmt. Sonst kommt sie nur bei Produktionsstörungen in Betracht, z. B. bei Vernichtung großer Lebensmittelvorräte, Kriegen u. dgl. Außerdem findet die Verlängerung oder meistens die Verkürzung der Produktionsperiode auf dem einen oder anderen Produktionsgebiete nur relativ selten statt, d. h. es werden in jedem Jahre nur wenige Produktionszweige von einer Veränderung der Produktionsperiode betroffen. Die Ausdehnungskraft der modernen Technik ist dabei dermaßen groß, daß sie sich der veränderten Nachfrage nach Produktions- und Lebensmitteln rasch anpaßt, und die Verlängerung oder Verkürzung der Produktionsperiode geht

¹⁾ Böhm-Bawerks Begriff der Produktionsperiode ist dem des Arbeitswertes äußerlich in einer Hinsicht sehr ähnlich. Wie für die Produktionsperiode, so kommt für die Berechnung der in einer Ware verkörperten Arbeit die gesamte Arbeitszeit in Betracht, die zur Herstellung aller Produktionsmittel notwendig war (dividiert durch die Anzahl der Produkte). Muß man auch hier nicht mit Adam beginnen? Der Unterschied besteht in folgendem: bei Böhm-Bawerk handelt es sich um die tatsächliche Produktionsperiode; bei der Arbeitswerttheorie — um die Reproduktionszeit. Es wäre nicht nur überflüssig, sondern auch falsch, die letztere historisch bestimmen zu wollen. Für die Wertgröße kommt nur der heutige Stand der Produktion in Betracht, und sie setzt sich daher aus den Arbeitszeiten zusammen, die zu gleicher Zeit auf verschiedenen Produktionsgebieten für die Herstellung der betreffenden Ware notwendig sind. Hier ist die Verteilung der gesellschaftlichen Arbeitskraft unter den verschiedenen Produktionszweigen von ausschlaggebender Bedeutung.

ganz geräusch- und gefahrlos vorüber. Bei Böhm-Bawerk kommen derartige Veränderungen ziemlich oft vor; dies ist aber nur durch vollständige Ausschaltung des konstanten Kapitals möglich. Bestimmen doch die technischen Eigenschaften des letzteren ziemlich genau die notwendige Arbeitszeit und dadurch auch die normale Produktionsperiode.

IV. Der geschichtliche Wert der subjektiven Lohntheorie.

Die Lohntheorien der „subjektiven Schule“ sind aus denselben Ursachen entstanden, wie die Theorie des Grenznutzens überhaupt: aus der Abneigung gegen die klassische und die sozialistische Nationalökonomie. Im Kampf mit dem modernen Sozialismus findet die „Grenznutzenschule“ ihre geschichtliche Erklärung und Wertung.

Wieser drückt das ganz klar aus: „Es ist von hohem Interesse, meint er, „daß es gelinge, die Regeln der Zurechnung des produktiven Ertrages für alle Fälle theoretisch zu formulieren. Gelänge es nicht, so bliebe die Schätzung der Produktivgüter ein Rätsel, und die heutige Ordnung der Dinge bliebe immer dem Vorwurf der Willkürlichkeit, wenn nicht dem schlimmeren Vorwurf des Zwanges und der Ungerechtigkeit ausgesetzt.“¹⁾

Clark ist offenerherziger und naiver: Wenn die Arbeiter, sagt er, „were to appear that they produce an ample amount and get only a part of it, many of them would become revolutionists, and all would have the right to do so. The indictment that hangs over society is that of “exploiting labor”. „Workmen” it is said, „are regularly robbed of what they produce. This is done within the forms of law, and by the natural working of competition.” If this charge were proved, every right-minded man should become a socialist“²⁾.

Menger ist schwerfällig und solid: Kapitalprofit und Grundrente „sind das notwendige Produkt der ökonomischen Sachlage, unter welcher sie entstehen, und werden umso sicherer entrichtet, je ausgebildeter der Rechtszustand eines Volkes und je geläuterter dessen öffentliche Moral ist.... Die Agitation jener, welche einen größeren Anteil der einer Gesellschaft verfügbaren Genußmittel den Arbeitern zugewendet sehen möchten,

¹⁾ Der natürliche Wert, S. 76.

²⁾ Distribution of wealth, S. 4.

als dies gegenwärtig der Fall ist, verlangen demnach nichts anderes als eine Entlohnung der Arbeit über ihren Wert⁽¹⁾.

Und Böhm - Bawerk sagt kurz und deutlich: „Am Wesen des Kapitalzinses klebt kein Makel.“⁽²⁾

Eine seltene Einmütigkeit „der gesamten Wissenschaft“!

Die klassische Nationalökonomie hat den Warenwert auf Arbeitsmenge zurückgeführt und die Arbeit als den alleinigen wertschaffenden Faktor anerkannt. Sie zog daraus auch die notwendigen Schlüsse und brauchte von der Mehrwertstheorie nicht zurückzuschrecken: naiv und ehrlich, wie sie war, gab sie die Tatsache zu, daß Kapitalprofit und Grundrente aus der Arbeit entstehen, und daß der Arbeiterklasse nur ein Teil des von ihr geschaffenen Wertes zufällt.

„Die klassische politische Ökonomie, die in England mit Petty, in Frankreich mit Boisguillebert beginnt, schließt ab in England mit Ricardo, in Frankreich mit Sismondi“⁽³⁾. Dann bilden sich zwei grundverschiedene Strömungen in der Wissenschaft, die immer weiter auseinandergehen. Die eine, die in Marx ihren größten Vertreter findet, nimmt die Erbschaft der Klassiker auf. Sie geht von denselben Grundprinzipien aus und wendet dieselben Methoden an, wie die Klassiker, um zur Erkenntnis des wirtschaftlichen Lebens zu gelangen. Die Ergebnisse, zu denen sie kommt, sind die notwendigen Schlüsse der klassischen Nationalökonomie.

Dieser Umstand ist es aber, der die bürgerliche Ökonomie nötigt, alle wissenschaftliche Erbschaft auszuschlagen und nationalökonomische Gesetze aus „reiner Vernunft“ zu schöpfen. Denn Arbeitswert führt zum Mehrwert, Mehrwert — zur Ausbeutung, und Ausbeutung — zum Sozialismus. Folglich darf der Arbeitswert nicht anerkannt werden und die Ausbeutung muß um jeden Preis — allerdings nur in den „wissenschaftlichen Werken“ — aus der Welt geschafft werden. Denn sonst „every right-minded man should become a socialist!“

So entsteht zuerst jene „Schule“, die durch Mißverständnis und Verflachung der klassischen Ökonomie den Mehrwert zu rechtfertigen sucht, die Gruppe, zu der die Senior, Mac - Cul-

¹⁾ Volkswirtschaftslehre, S. 143—144.

²⁾ Positive Theorie, S. 578.

³⁾ Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 29.

loch, Bastiat, Carey usw. gehören. Dann kommt die „historische Richtung“, die von gefährlichen Theorien überhaupt nichts wissen und außer nackten Tatsachen nichts sehen will. Und schließlich die neue Theorie, die „psychologische Schule“.

Die klassische Nationalökonomie und die „subjektive Schule“ sind die Entwicklungsstadien der bürgerlichen Wissenschaft. Während aber die erstere in die Zeit eines Aufstiegs der Bourgeoisie fällt, entwickelt sich die zweite in einer Periode der *Décadence* und ist selber eine Frucht der *Décadence*. Seit den zwanziger Jahren in England und den vierziger auf dem Kontinent bildet ein politisches Moment den Grundton aller bürgerlichen Ökonomie: es ist die Rechtfertigung der bestehenden Wirtschaftsordnung. Bewußt oder unbewußt, mit mehr oder weniger Geschick erstrebt jedes neue „nationalökonomische System“ dieses Ziel. Reine, von politischen Motiven unbeeinflusste Erkenntnis ist veraltet, und von der wissenschaftlichen Unbefangenheit der Klassiker ist keine Spur zu merken.

Auch die Lohntheorien der subjektiven Schule sind aus denselben Motiven entstanden: sie sollen eben beweisen, daß es keine Ausbeutung der Arbeiterklasse gibt. Der Arbeiter soll seinen ganzen „Beitrag“ als Arbeitslohn wieder erhalten haben, und auf den Mehrwert könne er nicht den mindesten Anspruch erheber. Alle Varianten der Zurechnungstheorie und des Subsistenzfonds sollen diese Aufgabe lösen.

Was bedeutet „die Zurechnung“? Sie kann nur einen Sinn haben: jeder „Produktivfaktor“ erhält seinen „Beitrag“ als Einkommen wieder. Dies zu beweisen ist freilich niemandem gelungen. Denn was man kennt, ist einzig und allein der Anteil an der Distribution; damit den „produktiven Beitrag“ zu vergleichen und gar die Gleichheit der beiden festzustellen, hat bisher niemand vermocht. Das tut aber nichts: dieser und andere Mängel der Theorie werden durch das große Wort von der „Zurechnung“ und der „produktiven Mitwirkung“ verdeckt; denn andernfalls — „every right-minded man should become a socialist!“

Suum cuique — je nach dem „produktiven Beitrag“! „Wirtschaftliche Zurechnung“ ist höchste Gerechtigkeit! Und Kapitalismus ist *Harmonie économique*!

Denselben objektiven Sinn hat die Subsistenzfondstheorie

Böhm - Bawerks. Der Unterschied im Werte gegenwärtiger und künftiger Güter, den Böhm - Bawerks konstruiert, ist nur dazu da, um die Entstehung des Profits zu erklären — und zugleich zu rechtfertigen. Der Arbeiter, heißt es hier, wird nicht im mindesten ausgebeutet: er bekommt den vollen Wert seines Arbeitsprodukts, nur ist dieser Wert in der Gegenwart geringer als der künftige Wert des fertigen „Genußguts“. Und der Unternehmer kann natürlich nichts dafür, denn sein Profit fließt allein aus ... psychologischen Eigenschaften des menschlichen Geschlechts!

Kein Makel an Kapitalzins — so lautet das Thema probandum. Man „revidiert“ zu diesem Zweck alle bestehenden Theorien, man deutet um und mißdeutet Smith und Ricardo, man trägt sich mit Bastiat um, und einen Say krönt man zum König der Wissenschaft. Man rüstet sich mit den schwächsten und schlechtesten Waffen der Wissenschaft aus, und gründlichst vergessene Theorien feiern ihre Auferstehung. Man bringt es wieder fertig, das Kapital als „Abstinenz“, den Grund und Boden als „Opfer“ darzustellen und die törichte Theorie von den „wirtschaftlichen Diensten“ tritt in neuer Kleidung wieder auf. Man muß „widerlegen“, wo es irgendwie geht und muß verschweigen, wo das Widerlegen schwer fällt; denn sonst, ja sonst — um Gottes willen! — „every right-minded man should become a socialist!“

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Arbeitslohn und Arbeitszeit in Europa und Amerika 1870—1909.

Von

R. Kuczynski,

Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin-Schöneberg.

Preis M. 24,—; in Halbleder gebunden M. 26,40.

Das Einigungsamt.

Monatsschrift zur Pflege des gewerblichen Einigungs-
wesens und der Tarifverträge.

Herausgegeben von

M. von Schulz,
Magistratsrat
in Berlin.

Dr. H. Prenner,
K. Gewerbegerichtsdirektor
in München.

A. Rath,
Beigeordneter
in Essen.

Preis des Jahrganges (12 Hefte) M. 4,—, des einzelnen Heftes M. —,40.
(Einigungs- und Tarifämter, Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, Arbeitgeber-
und Arbeitnehmersverbände usw. genießen bei Bezug einer größeren Anzahl
von Exemplaren direkt von der Verlagsbuchhandlung ermäßigte Preise.)
Erscheint seit Januar 1913.

Die Formen des wirtschaftlichen Kampfes (Streik, Boykott, Aussperrung usw.).

Eine volkswirtschaftliche Untersuchung auf dem Gebiete
der gegenwärtigen Arbeitspolitik.

Von

G. Schwittau,

Privatdozent an der Universität St. Petersburg.

Preis M. 12,—; in Halbleder gebunden M. 14,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Kartelle, Gewerkschaften und Genossenschaften nach ihrem inneren Zusammenhang im Wirtschaftsleben. Versuch einer theoretischen Grundlegung der Koalitionsbewegung. Von Dr. Ernst Roth-schild. Preis M. 4,80.

Die Interessengemeinschaften. Eine Ergänzung zur Entwicklungsgeschichte der Zusammenschlußbewegung von Unternehmungen. Von Dr. Ulrich Marquardt. Preis M. 2,—.

Soziale Theorie der Verteilung. Von Michael Tugan-Baranowsky. Preis M. 2,80.

Leitfaden zur Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs. Bearbeitet von Mitgliedern des Reichsversicherungsamts. 1. bis 20. Tausend. 1913. Einzelpreis 40 Pf., 25 Stück und mehr je 35 Pf., 50 Stück und mehr je 30 Pf., 100 Stück und mehr 25 Pf.

Licht und Schatten bei der deutschen Arbeiterversicherung. Vortrag auf dem XXVI. Berufsgenossenschaftstage zu Hamburg. Von Dr. Dr. Kaufmann, Präsident des Reichsversicherungsamts. Zweite, unveränderte Auflage. 3. Tausend. Preis M. —,60.

Die deutsche Arbeiterversicherung im Kampfe gegen die Tuberkulose. Vortrag auf dem VII. Internationalen Tuberkulosekongreß in Rom 1912. Von Dr. jur. et med. h. c. Kaufmann, Präsident des Reichsversicherungsamts. Preis M. 1,20

Monatsschrift für Arbeiter- und Angestellten-Versicherung. Herausgegeben von Dr. Kaskel, Privatdozent an der Universität Berlin, Geh. Reg.-Rat Dr. Lehmann, Mitglied des Direktoriums der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, Reg.-Rat Dr. Rabeling, ständigem Mitglied des Reichsversicherungsamtes, Reg.-Rat Dr. Smidt, ständigem Mitglied des Reichsversicherungsamtes. Jährlich 12 Hefte. Preis des Jahrgangs M. 12,—. Erscheint seit April 1913. Probenummern stehen kostenlos zur Verfügung!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.